

# Vermischte Schriften

aus

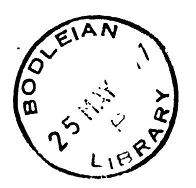
## bewegter Zeit.

Von

Heinrich Bernhard Oppenheim.

> Es soll nicht genügen, daß man Schritte thue,
> die einst zum Ziele führen, sondern jeder Schritt
> soll Ziel sein und als Schritt gelten.
>
> Goethe.

Stuttgart & Leipzig.
Verlag von A. Kröner.
1866.



Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

# Inhalts-Verzeichniß.

# I.

# Zur Kritik der Demokratie in Deutschland.
## (1850.)

### 1. Die psychologische Kritik.

Ein altes Sprichwort besagt, daß, wer den Schaden habe, für den Spott nicht erst zu sorgen brauche. Und eine alte Erfahrung, daß in schlechter Gesellschaft stets über den Abwesenden, den Weggegangenen geschimpft werde, hat sich wiederum an den aus Deutschland flüchtigen Demokraten bestätigt. Kaum ein Organ zu ihrer Rechtfertigung ist ihnen in Klein- und Groß-Deutschland übrig geblieben, und so kann die „gute" Presse, welche noch allein das Wort hat, weidlich ihr Müthchen kühlen. »Sine ira et studio« ist niemals das Motto des Stärkeren gewesen, sondern das des Höher-Berechtigten. „Du hast Unrecht, Zeus, denn du wirst böse!" heißt es im Luzian.

Warum werden die konservativen Götter noch böse, nachdem sie so glänzend gesiegt haben und da sie sich nun scheinbar des gesicherten Besitzes behaglich erfreuen könnten? Ist das ein Beweis ihres Unrechtes oder ihrer moralischen Entrüstung, ihrer fortwährenden Furcht oder der überstandenen Beängstigung, ist ihre hartnäckige Erbitterung eine Bürg-

schaft für die Vollständigkeit oder für die Unvollständigkeit ihrer Siege? —

Die deutsche Demokratie ißt im Auslande das bittere Brod der Verbannung; die Zurückgebliebenen liefern großentheils mehr ein Zeugniß, als den Ersatz der Lücke. Auch die französische Demokratie ist theils verfolgt, theils bestraft, theils in ohnmächtiger Minorität einer übermüthigen Kammerpartei preisgegeben. Aber dieser Uebermuth vermag kaum die steigende Angst zu verbergen; dann entschuldigen sie ihren brutalen Haß mit der angeblich drohenden Gefahr; jedes Manöver der gegenwärtig in Frankreich herrschenden Majorität, namentlich ihre täglich wiederholten Schreckschüsse gegen den Sozialismus, ferner die Verzweiflung, mit welcher sich selbst die Gemäßigteren in Frankreich jetzt (wie vor einem Jahre in Deutschland) der offenen und energischen Reaktion in die Arme werfen, — faßt man das Alles zusammen, so wird man stets die Empfindung hegen, welche auch vor der Februar-Revolution unser letzter Trost in Deutschland war: „Die Angst der Gegner ist es allein, was unsere Stärke zu beweisen, unseren sinkenden Muth zu heben und uns Hoffnungen einzuflößen vermag!"

Mehr noch, als der Haß, hat die Grausamkeit der Gegner die Demokraten vor Beschämung bewahrt: die standrechtlichen Mordthaten im Westen und Osten von Deutschland haben sie in dem Gefühle des Volkes, in dem keimenden Bewußtsein der Jugend gerettet! Ihre Unfähigkeit, zu siegen, beziehungsweise den Sieg zu behaupten, verschwindet vor ihrem Märtyrerthum. Die extravaganten Gräuel der Reaktion beweisen nachträglich auf das Schlagendste, daß die Demokratie nicht aus jugendlicher Keckheit und aus Uebermuth, sondern nur in der verzweifelten Erkenntniß der äußersten und letzten Nothwendigkeit zum Schwerte gegriffen, sie erklären für den Einsichtigen und für Jeden, der sich nicht verblenden will, deutlich genug, daß man va-banque

habe spielen müssen, daß man Alles einsetzen durfte, da doch Nichts mehr im Guten zu retten war. Und dieselbe Partei, deren Organe früher über den angeblichen „Terrorismus der Demokratie“ so viel geächzt haben, kommandirt jetzt die massenhaften Hinrichtungen, und bringt ganze Provinzen systematisch an den Bettelstab. Und dennoch ist selbst die Presse unversöhnlich, dennoch ist auch den anständigen, tugendhaften und edlen Zeitungen der Gothaer Partei noch immer nicht genug geschehen, dennoch wird noch immer mit einer Verachtung geprunkt, hinter welcher allerdings Furcht lauert, dennoch werden alle Zuchthausregister erschöpft, um den Demokraten die unerhörtesten Gräuel vorzuwerfen!

Lest die deutschen Zeitungen, welche die letzte Krisis überlebt haben, es ist wahrhaft ergötzlich! In der glücklichen Lage, keine Antwort zu risquiren, wie ein Professor auf seinem Katheder, wo er allein spricht, ist ihnen keine Verleumdung zu hoch, keine Gemeinheit zu tief, sie greifen darnach. Im Elsaß hat ein Deutscher seine Schwiegermutter beraubt und seine Braut ermordet; kein gewöhnlicher Deutscher war das, sondern ein Flüchtling, denn es ist die Sitte der flüchtigen Demokratie, Bräute umzubringen und Schwiegermütter zu berauben. In Zürich betrinkt sich ein Flüchtling, vielleicht sogar am Robert-Blumsfeste, was folgt daraus? Alle Demokraten sind Trunkenbolde! Kurz es geht den Demokraten in Deutschland, wie ehedem den Juden, denen auch alles Böse, und selbst noch „das junge Deutschland,“ (das seitdem alt geworden,) aufgeladen wurde. Wie wäre auch Gerechtigkeit des Urtheils von einer Partei zu erwarten, deren ganze Existenz auf der Ungerechtigkeit ihrer Handlungen beruht! Ohne jenen Rest frommer Scheu, welcher selbst den entmenschtesten Barbarenhorden noch innewohnt, beschimpfen sie noch den getödteten Feind, vor dem sie so eben gezittert. Man lese nur die pikanten Feuilletons der großen deutschen Blätter über die oberrheinischen Freischaaren!

Diese wohlbezahlten Feuilletonisten, welche vorgeblich Alles in nächster Nähe beobachtet, haben da Nichts, als weggelaufene Barbiere und versoffene Schauspieler entdeckt; „und das wollten Reformatoren und Staatsmänner sein!“ Aber, nicht genug. Die Demokraten stehlen auch, und zwar nicht nur aus Geldgier, sondern aus Tendenz. Ein Mensch aus Köln, der Bruder des Korrektors bei einem rothen Redakteur, hat eine Bank erbrochen, und zwar um die demokratische Zeitung zu retten, bei der sein Bruder in Amt und Brod steht, und ist darauf mit der Paßkarte eines Berliner Klub-Redners entkommen. Ein anderer Berliner Redakteur begeht sogar die Taktlosigkeit, dieses „Tendenz-Verbrechen“ vom psychologischen Standpunkte aus entschuldigen zu wollen, und nun ist die neue Enthüllung fertig, und die Demokratie, d. h. die Prinzipien eines Plato, Macchiavelli, Milton, Spinoza, Thomas Morus, Kant, Fichte, Rousseau u. s. w. sind geschlagen, besiegt, vernichtet von Herren Wagner, Gödsche, K. Weil und Piersig! Dieser Sieg wäre den genannten Herren nicht schwer geworden. Aber wo hat die Demokratie jemals den Diebstahl für erlaubt erklärt? wo hat die demokratische Partei auch nur Fanatismus geübt?

Mag der abgeschmackte Heinzen hundertmal die Nothwendigkeit eines fanatischen Schreckensregimentes oder excentrischer Vertheidigungsmittel demonstriren, um so weniger ist Dergleichen jemals in Wirklichkeit getreten. Die Hunde, die am meisten bellen, beißen bekanntlich am wenigsten! Vielmehr kommt gerade die Fortschrittspartei nimmermehr zum rechten Fanatismus, weil für sie die Periode der religiösen Extase ein für alle Mal vorüber ist und sie nur noch in der reinsten Humanität Zweck und Anregung finden kann. Vergleiche man doch nur einmal selbst die stärksten Ausbrüche der revolutionären Volkswuth (welche von der demokratischen Partei niemals gebilligt wurden), mit den kaltblütigen Standrechts-Gräueln der Absolutisten, welche

von diesen durch religiöse und juristisch-politische Dogmen provozirt und gerechtfertigt werden. Ein Anderes ist der Mord während dem Kampfe, ein Anderes der Mord nach dem vollständigen Siege! Der in Gefahr und Leidenschaft begangene Frevel ist den Massen nicht zuzurechnen, wie das berechnete Verbrechen den Einzelnen.

Noch manche andere, gegen die Demokratie gerichtete Vorwürfe hängen mit derselben Erscheinung zusammen, welche den Fanatismus bei ihr nothwendig vermissen läßt. Wo die revolutionären Elemente sich um eine nationale Fahne schaaren, wie in Polen, Italien und Ungarn, so daß selbst Reichthum, Adel, historische Tradition und religiöser Cultus der Revolution dienstbar werden, ist die Erscheinung der gesammten Bewegung dramatischer, heroischer und großartiger, als da, wo die konsequente Opposition, wie im westlichen Europa, in einen sozialen Kampf der Stände übergegangen ist, bei welchem sich alle glänzenden Kräfte der Gesellschaft auf die Seite des Bestehenden werfen. Freilich mag diese gefahrvolle Gährung auch manchen Mißstand in ethischer Beziehung im Gefolge haben; der Ausbruch eines gewaltigen Vulkans, der Einsturz einer ganzen Weltordnung, sie laufen nicht so glatt ab, wie etwa eine parlamentarische Komödie alten Styles. Allein diejenigen Männer, denen man alle Sünden der Demokratie in die Schuhe zu schieben pflegt, sind nicht Schuld, daß der Weltlauf den zahmen Takt der Kammerdebatte verlassen hat, und was sollen alle diese „Sünden der Demokratie" für die Gegner beweisen? Erstaunt man, daß nicht alle Demokraten vollkommen sind? Wie ehrenvoll wäre dieses Erstaunen für die Demokratie! Aber man hat die Entdeckung gemacht, daß sich Communisten unter den Demokraten befinden, Leute, deren Doktrinen dem Eigenthum gefährlich werden könnten! Das ist bei vielen der erwähnten Angriffe des Pudels eigentlicher Kern; man will die Besitzenden schrecken, um auch für

den Absolutismus auf ihre volle Passivität rechnen zu können. Eine überflüssige Mühe, und wahrlich, dumme Mittel werden zu so nahen und geringfügigen Zwecken in Bewegung gesetzt. Glaubt mir, die reiche Bourgeoisie würde die Demokratie weniger fürchten, wenn sie in ihren Anhängern nur Egoisten und Diebe, Eigennützige und Verbrecher verabscheuen dürfte, als jetzt, wo ihr gerade von den idealen Reformrichtungen durchgreifende Erschütterungen drohen! Man gebraucht also im Allgemeinen einen sehr abgeschmackten und schon von Börne persifflirten Kunstgriff, wenn man, nach Montesquieu, die Republik für die „Staatsform der Tugend“ ausgibt, um sie — im Gegensatze mit den Gebrechen der Gegenwart — für unerreichbar zu erklären. Weil wir nicht tugendhaft sind, sollen wir uns knechten lassen von den tugendhafteren (?) Tyrannen! Als ob wir dadurch besser würden! Weil die Charaktere nicht vollkommen sind, sollen auch die Einrichtungen schlecht bleiben! Unbestreitbar richtig ist es, daß die Schlechtigkeit der Charaktere der Vervollkommnung der Institutionen überall hemmend in den Weg tritt! Das ist ein Unglück, aber kein Princip! Vielleicht, ja wahrscheinlich, sind die Kämpfenden nicht tapfer genug; daran kann wohl ein Feldzug scheitern, aber die Sache selbst, das System, um das es sich handelt, könnte nur aufgegeben werden, wenn nachgewiesen würde, daß es überhaupt mit dem menschlichen Organismus in einem ursprünglichen und gleichsam anthropologischen Widerspruch stehe. Das hieße zuletzt ein Beweis dafür, nicht daß die Menschen, sondern daß der Mensch, nicht daß der Mensch, sondern daß das ihm anzupassende System unvollkommen wäre. Hic Rhodus, hic salta!

Lassen wir es dahin gestellt, ob ein solcher oder ähnlicher Beweis schon jemals richtig geliefert worden ist, ob der Senator Menenius Agrippa und Professor Bluntschli in Zürich mit Recht aus der Natur der Verdauungs-Werkzeuge die

Nothwendigkeit des Despotismus bewiesen haben; gerade die despotischen Formen, zu deren Gunsten sich diese Männer bemüht haben, sind seitdem gefallen. Wunderlich ist es jedenfalls, daß Diejenigen, welche am wenigsten von der Physiologie des Menschen verstehen, am meisten daraus deduziren wollen. Aber immerhin! Wäre ein solcher Beweis denkbar, so müßte er nicht aus den Persönlichkeiten, sondern aus der Natur der Gattung geführt werden! Die meisten jener Beweise, welche aus der Anthropologie auf bestimmte Staatsformen schließen, gemahnen mich, als hätte man vor hundert Jahren aus dem Bedürfniß der Bekleidung die Nothwendigkeit der Reifröcke, Allongeperrücken und gepuderten Zöpfe folgern wollen. Daß man damals dieselben aus den Gesetzen des Anstandes erklärt hat, daß namentlich die Friseurs und die Schneidermeister bei dieser Beweisführung interessirt waren, und jede Veränderung der Mode als eine verderbliche Neuerung verabscheuten, das freilich versteht sich ganz von selbst! Nun, der Mensch hat die Reifröcke überlebt, und die Menschheit wird die Schnürbrüste überdauern, selbst auf die Gefahr hin, daß ein Korsettenfabrikant die Nothwendigkeit der Schnürbrüste aus der Verderbtheit der Generation demonstriren wollte!

## 2. Die Kritik der „Partei“ (Demokratie und Demokraten).

Keine Partei hat jemals rücksichtloser in ihren eigenen Eingeweiden gewüthet, als die demokratische. Die niederen, so zu sagen psychologischen Ursachen dieser auffallenden und scheinbar betrübten Erscheinung liegen zu nahe, um ignorirt oder bestritten zu werden. Zunächst ist es eine historisch begründete und ausnahmslos feststehende Erfahrung, daß nach bedeutenden Niederlagen der Unmuth sich mehr gegen die Genossen, als gegen die überlegenen Feinde kehrt, indem Jeder die Schuld des gemeinsamen Unglücks auf den Andern

abladen möchte, was in einer undisciplinirten und zum Theil von jugendlicher Leidenschaftlichkeit gefährdeten Partei besonders grell hervortreten muß. Aber gerade dieser Mangel an innerer Disciplin, aus welchem noch manche andere Eigenthümlichkeit erklärt werden muß, hängt so tief mit dem Wesen der Sache zusammen, daß er uns unmittelbar auf das höhere Motiv jener inneren Zerklüftung zurückführt. Dieses zum Theil noch unklare Motiv nämlich ist das allgemein verbreitete Bewußtsein, daß nur die Wahrheit uns retten kann, und daß die Wahrheit uns retten muß. Wir glauben an eine Zukunft, die der Demokratie gehört; ja, dieser fromme Glaube verblendete seit jeher viele Demokraten über die nächsten Hindernisse und Mängel. Aber auch diese, und vielleicht diese Gefühlsmenschen zuerst, würden den neuesten Enttäuschungen erlegen sein, wenn die Demokratie eine feste Partei gewisser Personen oder Genossenschaften wäre, wenn man nicht vielmehr in ihr ein, in den persönlichen Ueberzeugungen nur erst unvollkommen ausgeprägtes, System einer zukünftigen sozialen Ordnung sehen müßte, für deren Sieg es nothwendiger ist, den Freunden und Anhängern den Weg der Wahrheit zu eröffnen, als ihre kurzsichtigen Feinde und die große Menge zu täuschen. Die Wahrheit, die volle Wahrheit, nichts, als die Wahrheit! Wenn die uns nicht den vollständigen Sieg der Demokratie bringt, so — ist es eben noch nicht die rechte Wahrheit gewesen! In dieser Gesinnung dürften unsere Vorwürfe gegen die eigenen Genossen leicht weiter gehen, als die der boshaften Gegner, eben weil es uns um die Sache und Jenen um die Verleumdung zu thun ist. Denn wir sind nicht von der Größe und Macht oder dem inneren Gehalt der bestehenden Staatsorganismen geschlagen worden, nein! die Demokratie ist an der eigenen Unfähigkeit, an der Unmöglichkeit ihrer gegenwärtigen Gestaltung, die Demokratie ist an den Demokraten untergegangen.

Aber worin bestehen diese Fehler und Schwächen? Haben unsere Gegner das Recht, sie uns vorzuwerfen, oder erkennen sie auch nur dieselben?

Wir sind zu dieser Frage doppelt berechtigt, weil die Partei, welche uns auf offenem Felde geschlagen hat, nicht dieselbe war, welche den geistigen Kampf gegen die Demokratie geführt hat; der rohe Absolutismus, d. h. die brutale Gewalt, die „vis consilii expers", hat die Freiheitskämpfer besiegt oder vernichtet, während der „konstitutionellen Partei" die geistige Fehde allein überlassen geblieben war. Also eine Partei, welche einem Princip gehorcht, das sie nicht eingesteht, blieb des Schlachtfeldes Meister, während die andere Partei, welche mit Principien prunkte, ohne deren wirklich zu haben, und darum von jener vor dem Kampfe vorgeschoben wurde, ohne selbst in's eigentliche Treffen zu kommen, mit uns, ihren verhaßtesten Gegnern, zugleich fallen mußte. Als Windischgrätz den Robert Blum erschießen ließ, mußte Bach zum Verräther werden; als Manteuffel in Kleindeutschland die Contre-Revolution herstellte, wurden Gagern und Bassermann zu Verräthern, und Beckerath zur komischen Figur! Die Demokratie hat das Volk in den Kampf geführt, der Absolutismus hat es besiegt und gebrandschatzt, aber die Konstitutionellen haben es betrogen und im Stiche gelassen! Wir haben jedenfalls unsere Dialektik mehr gegen die Lüge des Schein-Konstitutionalismus, als gegen die rohe Gewalt des Despotismus zu wenden. Auch sind uns die süßlich bedauernden Anfeindungen der centralen Fraktionen gefährlicher, und widerwärtiger dazu, als die groben und derben Verleumdungen der entschiedenen Reaktionäre.

Haben wir oben die persönlich gehässigen Angriffe der Reaktion und die Selbstzerfleischung der Demokratie erwähnt, so kommen wir jetzt zu dem Tendenzstreit mit den Konstitu-

tionellen, um vorläufig auch diesen mehr zu charakterisiren, als zu erschöpfen.

Man konstruirte die konstitutionelle Monarchie als die dialektische Vermittelung der Extreme. Aber läge die Mitte nicht wo anders, wenn nur die Extreme verschoben würden? — Es wird erzählt, daß Odilon-Barrot einmal zu Louis-Philippe gesagt habe: „Wir sind auch Juste-Milieu, wenn nur die Mitte etwas mehr nach Links verlegt würde.“ — „Mit Ihrer Erlaubniß,“ antwortete der höfliche Monarch, „lassen wir sie, wo sie ist!“ — Als ob es von der Mitte abhinge, auf welchem beliebigen Punkt sie sich befinden will! Je nach den veränderten Parteien verändert sich auch die centrale Staatsweisheit; bald heißt sie konstitutionelle, bald demokratische, bald landständische Monarchie. Streicht, zum Beispiel, den Jesuitismus oder Absolutismus, und die Mitte fällt mehr nach links. Wenn man Politik mit dem geometrischen Reißzeug treibt, so kann man unmöglich auf die Ehre der Konsequenz und logischen Sicherheit Anspruch machen. Denn entgegengesetzte Prinzipien lassen sich bekanntlich nicht mit einander vermitteln, es läuft also zuletzt immer auf eine nach allen Seiten wechselnde und schwankende Ausgleichung der Wünsche, Stimmungen und Ansprüche hinaus, auf Koalitionen der Parteien gegen das allgemeine Recht.

Wenn es wirklich nur, mit Ancillon, auf eine „Vermittelung der Extreme“ ankäme, so hätten allerdings die entschiedeneren Parteien Recht gehabt, ihre „Forderungen“ bis zum äußersten Extrem hinaufzuschrauben, um etwas mehr von der Vermittelung für sich zu gewinnen. Aber gerade die Vermittler machen der Demokratie den Vorwurf, daß sie Alles durch ihre unbändige Leidenschaftlichkeit, durch die Ungemessenheit ihrer Forderungen verdorben habe. Die Konstitutionellen sagen zu den Demokraten: „Ihr seid Schuld,

daß unsere bescheidenen Wünsche nicht in Erfüllung gingen, denn Ihr habt die Reaktion herausgefordert!“

Die Demokraten sagen zu den Konstitutionellen: „Ihr seid Schuld, daß das Volk wiederum um sein Recht geprellt worden ist, denn Ihr habt die Reaktion zu Kräften kommen lassen und habt ihr Vorschub geleistet!“ — Wer erinnerte sich nicht noch der ersten Momente nach den Märzkämpfen in Deutschland! Die Fürsten demüthigten sich, und damit war das Volk entwaffnet. Alles war beschämt von der Nachgiebigkeit der Großen, Alles fürchtete die Anarchie des Fortschrittes. Das demokratische Mißtrauen, diese unentbehrlichste Tugend des öffentlichen Lebens, wurde durch die schmutzigsten Verdächtigungen paralysirt. Die Konstitutionellen vergaßen sogar, ihre „Garantien“ zu fordern, predigten Vertrauen und kehrten die zweideutige Theorie von der Theilung der Gewalten ausschließlich gegen die Volksvertretung. Sprach die Demokratie ein wenig laut, so bildeten sich gleich Vermittelungs-Klubs, in welchen die gutmüthige Illusion und die schwächliche Friedenssehnsucht von der verschmitzten Reaktion an der Nase geführt wurden. „Haben wir nicht schon Alles, Alles, — mehr, als wir je gehofft und gewünscht hatten!“ So hieß es, als ob die Freiheit an den Meistbietenden verauktionirt worden wäre, oder wie wenn es sich um Geschenke handelte. Wenn man aber genauer nachfragte, worin der große Gewinn, die sogenannten Errungenschaften denn eigentlich beständen, so reduzirte sich das „Alles, Alles“ auf einige hohle und zweideutige Versprechungen und eine gewisse unverbürgte Licenz des Momentes, deren Kulminationspunkt im Tabakrauchen auf den Straßen der Residenzstädte bestand. Freilich waren dabei die Ci-devant Konstitutionellen in die Regierung eingerückt.

Eine Partei, der die ganze Masse der beweglichen Bevölkerung anhängt, die nicht aus altersweisen Interessenten besteht, sondern aus jugendmuthigen Idealisten, eine Partei

inmitten der Gährung moderner Weltanschauungen, dem Strom konkreter Zeit-Ideen hingegeben, eine solche Partei, die nicht mit konzentrirter Regierungstaktik geleitet werden kann, wird auch nicht verhindern können, daß sich einzelne ihrer Fraktionen bis in die letzten Utopien der Phantasie verirren. Wer verwehrt dem jungen Most die Gährung! Konnten aber die Zügellosigkeiten der Demokratie je etwas mehr bedeuten, als einen bloßen Vorwand für ihre falschen Freunde, bei Zeiten den Mantel nach dem Winde zu drehen? Man denke sich, daß die Demokratie in den Zeiten der Bewegung leiser aufgetreten wäre, daß sie, dem leicht zu durchschauenden Betrug nichtsdestoweniger vertrauend, die Grenzen ihrer Forderungen dahin verlegt hätte, wo nur das Minimum des Annehmbaren sein durfte, was wäre daraus erfolgt? Hätte sie nicht die Republik gepredigt nach dem März, so wäre, wie vor dem März, selbst die konstitutionelle Monarchie als eine ungemessene Forderung, als ein dreimaliges „Niemals“, als eine aller „Erbweisheit“ widerstrebende Ausgeburt unheilvoller, abstrakter Theorieen zurückgewiesen worden. Wären die Republikaner nicht da gewesen, ganz gewiß würden die Konstitutionellen als Hochverräther eingesteckt worden sein. Und zwar mit vollem Rechte! Das ist die wahre Theorie der Vermittelung! —

Nichts ist lehrreicher in dieser Beziehung, als die neueste Geschichte der konstitutionellen Partei, zumal in Preußen. Die wenigen ehrlichen Mitglieder derselben sind wieder zur entschiedenen Opposition übergegangen, die Anderen haben sich rücksichtslos an den Absolutismus verkauft. Fast alle aber waren Anfangs in dem einfältigen Wahn befangen, daß sie ernten würden, wo die offene Reaktion säete, daß die Brandenburg und Manteuffel ihr Leben daran setzen würden, um die Auerswald, Schwerin und Camphausen an's Ruder zu bringen. Jetzt sind sie bitter enttäuscht und werden, selbst gegen ihren Willen, in die Opposition gedrängt. Man kennt

ja die prinziplose Beweglichkeit unserer Centren, welche vorgeblich die Stellung brittischer Konservativen einnehmen möchten, ohne daß sie eine feststehende Verfassung, oder auch nur einen geordneten Rechtszustand zu konserviren vorfänden. Wenn es uns darauf ankommen könnte, auf einen Wettstreit der Moralitäten einzugehen, so würde eine Anthologie aus den stenographischen Berichten des deutschen Parlaments einen hübschen Beitrag liefern. Welche Blumenlese des Verraths in den Reden der beiden Gagern, der W. Jordan, Jahn, Mathy, Bassermann, Heckscher u. s. w., wenn man die heuchlerischen Verheißungen ihrer glühenden Freiheitsliebe in der revolutionären Zeit mit ihrer zweideutigen Handlungsweise am Ende vergleicht! Wurde doch die deutsche Reichsverfassung zuerst von jener früheren Majorität im Stiche gelassen, welche gerade den eigentlichen Ausdruck ihrer Doktrinen in derselben finden mußte! Und dieselben Menschen hatten Stirn genug, den Demokraten früh und spät vorzuwerfen, daß es ihnen nicht Ernst wäre mit der deutschen Einheit, mit der Unterordnung unter das Parlament, mit der Reichsverfassung.

Abgesehen von der Böswilligkeit solcher Verleumdungen, lag darin auch eine Verkennung des eigentlichen Wesens der **konstituirenden** Versammlungen und des Begriffes der **Verfassung**, in ihrem Verhältniß zu den Parteikämpfen.

### 3. Der Rechtsboden der Revolution.

Eine **konstituirende Versammlung** ist ein **Waffenstillstand**, die **Verfassung** ist ein **Friedensschluß**. Aber den Waffenstillstand benützen die kriegführenden Mächte zu neuen Rüstungen, und auch nach dem Abschluß des Friedens lösen die Staaten ihre stehenden Heere noch nicht auf, wenn gleich alle Friedensschlüsse (wie alle Konstitutionen) als ewig und unvergänglich kontrasignirt werden.

Eine konstituirende Versammlung bringt den Straßenlärm zum Schweigen, sie überträgt die Hoffnungen von den Straßenkämpfen in den Sitzungssaal, die Barrikaden („Wagenburgen“ nennt sie E. M. Arndt) werden abgetragen; aber wehe, wenn das Volk die Waffen schon ausliefert! Ein welthistorisches Prinzip kann in der formellen Rechtsphrase noch keine dauernde Befriedigung finden; wohl aber kann eine Partei auf einen Waffenstillstand eingehen. Das allgemeine Stimmrecht war der gemeinsame Rechtsboden für alle, von den Erschütterungen der Straßenkämpfe bedrohten und aufgestachelten Parteiungen; und die Demokraten, so wenig Ursache sie hatten, mit den ersten Resultaten desselben zufrieden zu sein, haben sich wohl gehütet, diesen Rechtsboden zu verlassen, während die Gegner die erste Gelegenheit benutzten, die Verträge zu brechen.

Und weiter, was ist eine Verfassung? Was bedeutet der Vorwurf, daß gerade die Kämpfer für die Reichsverfassung es nicht ehrlich mit derselben gemeint? — Eine Verfassungs-Urkunde ist freilich kein Evangelium, das die Menschheit von allem Uebel erlöst; sie ist auch nicht der ewige Abschluß für alle streitenden Prinzipien, sie ist nicht die unsterbliche Versöhnung und Auflösung aller theoretischen Widersprüche, aber sie ist jedenfalls der Ausdruck der friedlichen Richtung in der Nation, der Landfrieden, geschlossen von allen Organen und Ständen des Volkes. Wer sie kritisirt, dient seinem Vaterlande, wer sie theoretisch bekämpft, arbeitet den gesetzgebenden Behörden in die Hände; aber wer sie verletzt oder gar umstößt, verräth die Nation, ihren Landfrieden und ihre Kultur! Die Demokraten in Deutschland und Frankreich haben stets und überall gegen die einzelnen Paragraphen der Verfassung polemisirt, so lange dieselben noch nicht definitiv angenommen waren, und haben für dieselben huldigend gestritten, sobald sie einmal zu festen Gesetzen gewor-

den waren. Die Reaktionäre dagegen haben die Verfassungs-Arbeit zur Entwaffnung des Volkes mißbraucht, um hinterher weder die Verfassung, noch ihre eigenen Verheißungen und Verpflichtungen aufrecht zu erhalten. So hat sich die Demokratie zu wiederholten Malen betrügen lassen. Daraus folgt doch wahrhaftig nicht, daß die Demokraten wortbrüchig und meineidig waren.

„Aber," wird man mir entgegen halten, „es ist ja bekannt, daß die Demokratie sich für die erbkaiserliche Verfassung zu erheben vorgab und doch die Republik im Sinne „hatte."

Die Demokraten hatten sich der Reichsverfassung gefügt, ja dieselbe, so gut sie deren Mängel erkannten, als den einzig möglichen Ausweg aus den Verfassungswirren betrachtet; und zwar geschah dies nicht blos aus dem Bewußtsein ihrer materiellen Schwäche (denn gerade hierüber war die Mehrzahl der Parteiführer von der bombastischen Ruhmrednerei und den Rodomontaden der „deutschen" Klubs und Vereine getäuscht!), sondern vielmehr aus der Erkenntniß, daß die Nation, eben um des lieben Friedens willen, diesen Rechtsweg bestritten. Wenn die Verfassung aber als eine Vermittelung, nicht der Prinzipien, sondern vielmehr der Interessen, betrachtet werden mußte, so konnte die Weigerung und die offene Kriegserklärung der fürstlichen Parteien allerdings darüber hinausführen, ohne daß sich die Demokratie dabei der Felonie schuldig gemacht hätte, es sei denn, daß der Gehorsam um jeden Preis und die Hundedemuth in dem Katechismus aller deutschen Bürger als unumstößliches Dogma feststünden!

Sobald der Absolutismus sich gegen die Reichsverfassung empörte, mußte dieselbe nothwendig zum Symbol und Panier der gesetzlichen Freiheit werden, und der Pole oder Ungar, welcher sich unter die Fahnen ihrer Vertheidiger einreihen ließ, um für Europa's Freiheit und Gesittung sein

Blut zu verspritzen, hat ebenso offen und ehrlich für die Reichsverfassung gekämpft, als je ein Deutscher an Pariser Barrikaden für Frankreichs gesetzliche Freiheiten, oder auf Ungarns Blachfeldern gegen die russische Invasion gestritten hat. Sollen die Völker immer sich vereinzelt hinschlachten lassen, während die Herrscher längst die Solidarität ihrer Interessen begriffen haben? —

Wir beklagen uns nicht über gebrochene Verträge. Einigen Trost für alle Verluste bietet uns die klar gesichtete Trennung der Parteien, die moralische Niederlage des Schein-Constitutionalismus und die für ewige Zeiten gesicherte Ueberzeugung, daß das Volk nur auf seine eigene Kraft bauen und vertrauen darf.

Ja, der Betrug der Feinde wäre leicht zu verschmerzen, wenn die Freunde sich nicht selber so oft getäuscht hätten, und sogar manchmal mit halbwegs dämmerndem Bewußtsein in die Falle der hoffnungsreichen Selbsttäuschung gegangen wären! Nicht der Enttäuschungen durch das allgemeine Stimmrecht zu gedenken, eines scheinbaren Verläugnens durch das Volk, welches die aufrichtige Demokratie mit so heroischem Gleichmuthe ertrug, daß sie gegen die überraschendsten Erscheinungen desselben niemals protestirt hat. Diese Täuschung lag in der Natur der Sache; das Volk kannte weder die Personen, noch die Grundsätze genau, und wenn es auch den richtigen Instinkt für beide mitbrachte, so hatte es bisher doch durchaus an einem öffentlichen Leben zur Würdigung derselben nach allgemein faßlichen Gesichtspunkten gefehlt. Das Volk ist von beiden Seiten mit Schreckschüssen aufgestachelt worden. Als es den Titus von Bamberg oder Vogt in Gießen wählte, hat es vielleicht nicht alle Eventualitäten dieser Wahlen überschaut; sicherlich aber hat sich das Volk geirrt, als es seine Stimmen für Welcker, für Bassermann und für Mathy abgab. Oder hat es diese Männer weniger wegen ihrer früheren Volksreden an den

Mannheimer Bierbänken erwählt, als wegen ihrer, später erst enthüllten, Unterstaatssekretärs-Qualitäten? Was beweisen also die Irrungen des allgemeinen Wahlrechts? — Daß das Volk sich irren kann! Wir müssen das um so mehr zugeben, als das Volk sich zu unserem Nachtheile geirrt hat, und hätten es eigentlich vorher wissen sollen, denn das Volk kann nur von der Freiheit zur Freiheit, von dem allgemeinen Stimmrechte zur allgemeinen Stimmfähigkeit erzogen werden.

Der Kultus, welcher mit der quasi-päbstlichen Unfehlbarkeit der Volksstimme getrieben worden, gehört allerdings, wie so manches andere Dogma, dem politischen Mystizismus unserer Tage an; allein er entstand, wie fast jede Uebertreibung, aus dem entgegengesetzten Extreme, als eine Protestation des Gefühls gegen den „beschränkten Unterthanenverstand." Die Stimme des Volks kann und soll nicht für die letzte politische Offenbarung gelten; wenn aber auch die selbstgewählte Regierung oder Vertretung nicht weit über die durchschnittliche Bildungsstufe des Volkes hinauszugehen vermag, wenn sie nicht vollkommen sein kann, so bietet sie doch jedenfalls — jeder usurpirten oder octroyirten Gewalt gegenüber — die Garantie, daß sie auch nicht tief unter dem Volke steht, daß sie ein Organ, wenn nicht gerade seines positiven Willens, so doch seiner Stimmungen und Gesinnungen, ein wechselwirkendes Bildungsmoment seiner selbsteigenen Entwickelung darstellt. Nur ist bisher meistens übersehen worden, daß die allgemeinen Wahlen viel von der politischen Stimmung des Augenblicks ihres Vollzuges an sich tragen, so daß in den rasch wechselnden Zeitläuften einer revolutionären Epoche die öffentliche Meinung leicht über die gesetzgebenden Versammlungen hinaus, oder doch an ihnen vorbei geht. In solchen Lagen hätte eine reaktionäre Regierung Nichts mehr zu fürchten, als das Rück-

berufungsrecht der Wähler gegen den Gewählten, welches in ruhigen, sogenannten parlamentarischen Zuständen in der Regel für überflüssig gelten dürfte.

Das Alles zugegeben, steht uns das allgemeine Stimmrecht immer noch ebenso hoch als früher, weil die untergeordneten Rücksichten der momentanen Zweckmäßigkeit (selbst wenn wir dem beschränkten Stimmrecht wirklich jene Vorzüge einräumten, die es thatsächlich und offenkundig gar nicht besitzt) nothwendig den höheren Forderungen der Sittlichkeit und des allgemeinen Bewußtseins weichen müssen.

### 4. Die Enttäuschungen.

Das Volk hat sich also vielfach in den Personen geirrt, und es hat dabei denselben Irrthum begangen, welchem selbst so viele Ehrliche unter den „gebildeten Ständen" verfallen sind. Es hat dem vormärzlichen Liberalismus der hoffnungsvollen Minister-Kandidaten auch den Muth der Consequenz und die Treue in der Gefahr zugetraut. Freilich ist ein großer Theil dieser Irrungen, wie immer bei politischen Combinationen, weit weniger den betrügerischen Absichten oder gar der berechneten Schlechtigkeit der betreffenden Persönlichkeiten zuzuschreiben, als der eigenthümlichen Natur der Verhältnisse und der Unreife der Vorstellungen. Die Parteiungen der materiellen Interessen, wie früher die Whigs und Tories in England, wie die Free-traders, Free-soilers und Whigs in Nord-Amerika, organisiren sich leicht nach einer festen Praxis und kulminiren leicht in gewissen hervorragenden und verantwortlichen Repräsentanten. Darum sind die aus beschränktem Wahlrecht hervorgegangenen Kammern meistens einer streng parlamentarischen Praxis treu geblieben, in welcher altherkömmliche Routine sich befestigte. Aber diese bureaukratische Altersweisheit hat dennoch den Revolutionen nicht vorgebeugt; sie glich ein wenig der schlauen Ein-

tracht und Ehrenhaftigkeit einer Gaunerbande, welche die errungene Beute friedlich und gleichmäßig im Stillen unter sich vertheilt und sich ihren Führern strenge unterordnet. Eine schlimmere und schwierigere Aufgabe, als die constitutionellen Kammern, haben die constituirenden Versammlungen, zumal wenn sie, wie gewöhnlich, erst im Revolutionsfieber berufen werden. Dann braust in ihnen der ganze Gährungsstoff der unreifen Ideen, welche noch nicht zum Bewußtsein der Interessen durchgedrungen sind, der Kampf und Widerstreit zerrütteter und einander mißtrauender Gewerbsstände. Embryonisch liegt auch schon die Wahrheit daneben; aber wird sich gerade das Genie finden, welches, unbeirrt und nicht verwirrt von dem tosenden Strom der Ereignisse, die bewußte Erkenntniß aus den halbbewußten Strebungen loslöst? — Wie selten ist ein Robespierre, welcher die Revolution begreift und leitet, ohne sie zu verrathen! Und wo er sich fand, der das erlösende Wort zur rechten Stunde sprach, da hat ihn die Gesammtheit, da haben ihn die Körperschaften höchstens — nicht daran verhindert. Einem Solchen ist die Volksvertretung auch nur ein Mittel, aber vielleicht ein unumgänglich nothwendiges, zur Popularisirung seiner Anschauungen. Sonst könnte man wohl von den constituirenden Versammlungen in Revolutionszeiten sagen, daß die prophylaktischen Arzneien zu spät kommen, wenn erst die große Krankheit schon in die Krisis eingetreten ist. Es war ein seltsamer Wahn, unter solchen Umständen die Constituante für die allgemeine Rettung, für die lösende Antwort auf alle Fragen und Zweifel der Revolution zu erklären, während sie doch nur die Arena, das Fair-play für dieselben abgeben konnte. Man wird überdieß an jedweder Repräsentativform unendlich viel auszusetzen finden, jeder neue Wahlmodus wird sich erst allmählig und langsam zu praktischer Ersprießlichkeit durchzubilden haben, bis er den möglichst adäquaten, den annähernd adäquatesten Ausdruck

der öffentlichen Meinung, das entsprechendste Organ für den Volkswillen hervorbringt. In den Wahlorganen erst werden sich die Volksparteien gruppiren, und gerade das ist der Hauptvortheil derselben.

Das Alles macht es noch deutlicher, daß konstituirende Versammlungen in revolutionären Zeiten nicht gleich Wunder wirken können, daß die berathenden Körperschaften, die Organe der Verständigung vielmehr stets eine Friedenskonzession der Revolution an die bestehenden Mächte bedeuten, so daß die Niederlagen der Demokratie im Allgemeinen weniger ihrer Excentrizität, als ihrer Inkonsequenz zuzuschreiben wären. Aber auch die Inkonsequenzen der Fortschrittspartei sind historische Nothwendigkeiten; ja, es bedurfte dieser und ähnlicher Inkonsequenzen zur praktischen Durchführung des großen Prozesses zwischen Fürstengewalt und Volksthum, der nicht durch theoretische Resultate, sondern nur durch wirkliche Thatsachen in dem allgemeinen Bewußtsein spruchreif werden kann.

Den Regierungen war es bis heute im Ganzen sehr bequem gemacht worden. In den ruhigen, grabesstillen Zeiten, als noch jeder Widerspruch als Hochverrath und Majestätsbeleidigung bezeichnet werden durfte, haben sie selbstständig regiert, hinter dem unburchdringlichen Vorhang der Kabinets- und Amtsgeheimnisse, und eifersüchtig auf jedes Titelchen ihrer Hoheitsrechte. Kaum aber erhob sich der Sturm, kaum gingen die Wellen etwas höher, so traten sie mit resignirter Miene das Steuerruder ab und sprachen: „Ihr tadelt uns, macht es besser! Das Volk mag sich selber helfen!“ Und in der Regel war die Opposition unklug genug, die überschuldete Erbschaft ohne das Beneficium inventarii anzutreten und sich selber als Sündenbock für das alte Regiment schlachten zu lassen. Das war die schönste Blüthe der konstitutionellen Erfahrungen! Hatten dann die guten Leute ihre Schuldigkeit gethan, so konnten sie in Gottes Namen wieder

gehen. Die Opposition und selbst die Demokratie vergaßen in solchen verdächtigen Momenten die nöthigsten Vorbehalte. Was in aller Welt konnte selbst eine konstituirende Versammlung machen, um der Krisis zu steuern? Eine Verfassung! Gut, aber eine Verfassung bringt dem Armen noch kein Brod in's Haus; eine strenge Kontrole kann wohl Geld ersparen, aber nicht erwerben. Der gute Haushälter hat wohl auch eine produktive Thätigkeit, aber nur in produktiven Zeiten; in unfruchtbaren hilft die Sparsamkeit nicht viel. In den fetten Jahren aber wird jede vorbeugende Thätigkeit zu Gunsten der ungesicherten Klassen der Gesellschaft von der herrschenden Partei lachend beseitigt, und kommen dann die mageren Jahre, welche gewöhnlich auch die revolutionären sind, so ist rasche Hülfe unmöglich, weil die Mittel dazu fehlen, und weil man alsdann, bei der drohenden merkantilischen und industriellen Krisis, das schwankende Gebäude des Staatskredits nicht anrühren darf, ohne daß es polternd zusammenbräche. Die meisten Revolutionen sind an den ungestümen und übertriebenen Forderungen und der nothwendig darauf folgenden Enttäuschung und Ermattung gescheitert. Denn abgesehen von der Unmöglichkeit der schleunigen Hülfe, fehlt es auch noch den neuen Gewalten stets an den einfachsten Administrationskräften. Da kann man den reaktionären Beamten, welche zwar die alte Routine für sich haben, nicht mehr trauen. Entweder ziehen sie sich schmollend zurück, oder man muß sie entfernen, weil sie stillen Verrath üben. Nun soll die Opposition plötzlich, ohne Verzug und doch ohne Mittel, neu organisiren, regieren, Krieg führen nach Innen und Außen. Dabei haben sich gewöhnlich ihre unfähigsten Subjekte am meisten vorgedrängt; die radikale Gesinnung macht sich vor der gediegenen Kapazität geltend und erhebt sich verachtend über dieselbe. An solchen Mißständen sind noch alle provisorischen Regierungen gescheitert, so Außerordentliches auch einzelne Individuen geleistet haben mögen.

Fertige Regierungen lassen sich freilich nicht über Nacht improvisiren. Und doch sind die Umstände drängend, doch hetzt und intriguirt eine versteckte Kamarilla, von Innen und Außen Schwierigkeiten bereitend. So gehen große Momente an kleinen Hindernissen verloren! Und wie es für den Kammerdiener keine großen Männer gibt, so verschwindet die Größe der Ereignisse für Den, der hinter den Koulissen zusieht. Nur darf man dabei nicht vergessen, daß die Herabsetzung des großen Mannes bei dem Kammerdiener weniger der physischen Bedürftigkeit des großen Mannes, als der Engherzigkeit des Kammerdiener-Standpunktes zuzuschreiben ist, und daß es mit den großen Ereignissen ungefähr ebenso geht. Die Demokratie hat immer hinter ihre Koulissen schauen lassen, weil Oeffentlichkeit ihrer Natur entspricht und zu ihrem Wesen gehört, während die absolutistische Partei stets wußte, daß sie des Geheimnisses bedürfe, um dem Abscheu zu entgehen. Wenden sich dann zufällig einmal die „Enthüllungen" gegen die Reaktion (wie z. B. bei dem Ohm-Waldeck'schen Prozeß), so wird die demokratische Partei völlig rein gewaschen, indem man erfährt, daß ihre elendesten Subjekte nur verkappte Reaktionäre sind; dann findet man die demokratische Unordnung rührend und tröstlich im Vergleiche zu der scheußlichen Lasterhaftigkeit der Gegenpartei. —

Die Hilflosigkeit der Demokratie, als sie scheinbar am Ruder saß, hängt mit theoretischen Irrthümern zusammen, welche noch tiefer gehen, als die eben erwähnten. Man ist vielfach über die Staatsheilkunde in denselben Irrthümern befangen, wie über die physische Heilkunde. Der rohe Mensch lebt, so lange er keine Schmerzen empfindet, seinen leichtsinnigen Train dahin ohne Diät und ohne Rücksichten. Ist aber der Organismus einmal angefressen, so will er plötzlich kurirt sein. Wenn der solide, wissenschaftliche Arzt eine solche Heilung für unmöglich, oder auch, wegen

der späteren Folgen, für gefährlich und unstatthaft erklärt, so wendet sich der ungeduldige Patient an die Charlatans, welche ihm Panazeen, Wunderpillen und Heilmittel für Alles vorschlagen. Das sind im Staate die Louis-Blanc'schen, Proudhon'schen, Fourier'schen Hexereien, welche später von der Theorie vielleicht einmal benutzt und theilweise auf das beschränkte Maß einer zu billigenden Wirksamkeit zurückgeführt werden mögen. Verwechsle man doch die Charlatans nicht mit der ihnen feindseligen Wissenschaft, an welcher sie untergehen, von der sie bekämpft und verarbeitet werden müssen! — Ein kranker Organismus ist nicht plötzlich zu kuriren, besonders wenn er nicht einmal seine Diät verändern mag.

Aber ein Kind ist auch nicht dadurch zu erziehen, daß man Bildung in es *hinein* pfropft; der wahre Pädagoge entwickelt Gedanken und Kräfte *aus seinem Innern heraus*. Diese Methode sollte auch auf das Volk angewandt werden. Dazu hat aber die Demokratie *in* der Revolution keine Zeit, selbst wenn sie auf einen Augenblick Macht in Händen hätte! Bleibt ja doch in solchen verwirrten Zeiten Niemand auch nur so lange an der Spitze der Geschäfte, um Zeit zu seiner eigenen Befestigung zu gewinnen; der eigensüchtige Kampf der Parteien konsumirt alle Kräfte; in Hast und Ungeduld drängen und verdrängen sich die Parteien und die Personen auf hohen Posten, wo man Alles verderben und Nichts gut machen kann, wo man allen Forderungen ausgesetzt ist, ohne eine einzige befriedigen zu können. Hat die Demokratie in ruhigen Zeiten z. B. auf eine Einkommensteuer gedrungen, so kann sie dieselbe doch unmöglich durchführen *während* der Revolution, wo kein Mensch ein festes Einkommen hat, wo das Geld sich versteckt und die Reichen auswandern. Und ebenso geht es mit allen ihren übrigen Dogmen und Einrichtungen!

Selbst ihr erstes und wichtigstes Postulat, die Grundbedingung ihrer gesicherten Existenz, ich meine *die* Auf-

lösung oder Entwaffnung des stehenden Heeres, läßt sich nur betreiben, sobald keine Gefahr von Außen droht. Diesen Punkt hatten die deutschen Volksvertreter allerdings übersehen oder doch vernachlässigt, und daran ist im Grunde Alles gescheitert. Während die Repräsentanten schwätzten, schliff Wrangel sein Schwert und goß Windischgrätz glühende Kugeln.

## 5. Demokratie und Revolution. Freiheit und Ordnung.

Etwas Anderes ist es: die Grundideen der Demokratie theoretisch festzustellen, und etwas Anderes: eine Revolution siegreich durchzuführen, damit später die Prinzipien der Demokratie sich befestigen können. Man muß die Gebiete der Demokratie und der Revolution, Zweck und Mittel, scharf auseinander halten.

Das Wesen der Demokratie besteht darin, daß möglichst wenig von oben herab regiert werde, daß der Wille eines jeden Individuums dem Willen der Anderen so selten als möglich und nur zu den wesentlichsten Bedingnissen der gemeinsamen Existenz unterworfen werde.

Die Revolution dagegen kann nur durch energische und gewaltsam beschleunigte Maßregeln siegreich durchgeführt werden.

Die Revolution setzt also eigentlich das alte System provisorisch fort; sie übt Gewalt im Interesse der Gesammtheit, weil sie einen Kriegszustand, eine höchste Gefahr, eine letzte und traurige Nothwendigkeit voraussetzt. Sie ist mehr eine chirurgische Operation, als eine organische Kur. Die Revolution ist das Kriegsrecht der Völkermassen gegen die einzelnen, sich überhebenden Klassen der Gesellschaft, — zur Erhaltung der Gesammtheit. Die reaktionäre Staatsform aber ist das permanente

Standrecht, freilich maskirt unter Rechtsformen, zur Erhaltung eben der Regierenden gegen die Gesammtheit! — Wenn die Gewalt nöthig ist, um das Volk in seinen Rechten zu erhalten, so begründet diese Nothwendigkeit das höchste und letzte Recht der Gewalt; wenn die Gewalt aber nur den Zweck hat, das Recht der Gewalthaber zu erhalten, wenn die Gewalt nur geübt wird, um der Gewalt willen, und nicht, um das Reich der Gewalt zu zerstören und sich selbst überflüssig zu machen, dann eben — ist die Revolution berechtigt! — Charakteristisch ist es hierbei, daß der Terrorismus der Revolution stets den Ausdruck spontaner und plötzlicher Wuthausbrüche an sich trägt, während der Terrorismus der Reaktion sich feige und kaltblütig hinter hohle Rechts formen verbirgt; weil die Reaktion für ihre Thaten nicht mit ihrem Prinzip, welches nämlich der Egoismus ist, einstehen kann, während die Demokratie doch immer, selbst bei ihren schlimmsten Verirrungen, ein höheres Ziel im Auge behält. Während dem Kampfe, also bis zur Vernichtung aller reaktionären Gewalten, mag die Demokratie von ihren Gegnern die Künste der Kriegführung entlehnen; aber wenn die Demokratie in die von ihr einmal begründete Regierung die alte Form des Regierens von oben herab, des Oktroyirens einer souveränen Vernunft übertragen wollte, wenn sie das Autoritätsprinzip dem Prinzip der Autonomie überordnen würde, so beginge sie einen eben so schlimmen Fehler, als wenn sie in der Revolution schon alle Kreise und Richtungen des Volkslebens in autonomer Entfaltung gelten ließe.

Beide Fehler sind in den verflossenen Jahren gemacht worden, beide haben zum Ruin der Demokratie beigetragen. In den meisten Revolutionskämpfen sind die Führer rathlos gewesen und erzitternd vor der ungeheuren Verantwortlichkeit ihrer Lage; darum beriefen sie die Vertreter des Volkes und die übrigen Organe des Self-government, und glaub-

ten, auf diese Art ihre Verantwortlichkeit abladen und die Revolution sich selbst überlassen zu dürfen. Als ob die rasche That, wo sie nothwendig ist, durch langsame Berathung ersetzt werden könnte!

Kaum aber fühlten sich die neuen Regenten etwas sicherer, so fanden sie es viel bequemer, das alte Geschäft fortzusetzen, um der „Ordnung" willen einige Elemente der Freiheit zu opfern, und so mit dem Wirthschaftsgeräthe ihrer Vorgänger weiter zu schalten. Aber die altroutinirten Verwaltungskräfte aus der antediluvianischen Büreaukratie, verstärkt durch den unausbleiblichen Drang der Regierungen, sich unabhängig zu halten, untergruben die junge Freiheit im Keime.

Die Freiheit ging unter, weil es noch nicht die ganze Freiheit war, denn die Freiheit erträgt keine Vermittelungen und nimmt keinen Vergleich an; das Stückwerk der Freiheit führt immer zur Knechtschaft zurück. Wenn die Freiheit mit der Ordnung unterhandelt, so ist die Freiheit verloren. Nicht als ob sie die Ordnung nicht vertragen könnte, — nein! das Prinzip der Freiheit kann die Aufstellung solcher Gegensätze nicht ertragen. An dieser falschen Idee geht die Freiheit unter, denn Freiheit und Ordnung sind keine Gegensätze, sie sind vielmehr eins und dasselbe. Die Ordnung ist das Product der vollen Freiheit und nur der vollen Freiheit: und wo man beide einander gegenüber stellt, versteht man beide nicht! Das ist auch der Irrthum einiger Demokraten gewesen, wenn sie durch unverständiges und unklares Anpreisen der „Anarchie" die ganze Partei in Mißkredit gebracht haben.

Betrachten wir zunächst diese „Gegensätze" ganz praktisch und unmittelbar.

Man sagt, daß in Rußland Ordnung herrsche, daß aber unter dem Konvent in Frankreich keine geherrscht habe. Worin liegt aber der Unterschied? — Unter dem französi-

schen Konvent wurden einige Tausende auf der Guillotine geopfert. Die russische Ordnung dagegen schickt Jahr aus Jahr ein viele Tausende nach Sibirien, und läßt sie dort hilflos dem Hunger oder wilden Thieren zum Raube, Andere werden in den Kasernen, den Strafkolonien und den Bergwerken zu Tode gemartert u. s. w. Einerlei, zu wessen Gunsten sich die Bilanz neigen möchte, gleichviel, ob Fouquier-Tainville in Paris, oder die preußischen Majore an den badischen und anderen Standgerichten mehr Menschen auf die Schlachtbank gesendet, gleichgültig, ob die Guillotine, der Kantschu oder die Spitzkugel leichteren Tod bereitet, — das Wesentliche ist, daß der Moloch einer unmenschlichen Staatsidee immer noch Menschenopfer verlangt. Freilich, die russischen Opfer fallen um der Ordnung willen, d. h. die Gewalt terrorisirt, um sich selbst zu behaupten; die Opfer des Konvents fielen um der Freiheit willen, d. h. der Terrorismus der Revolution bediente sich tyrannischer Mittel, um sich selber entbehrlich zu machen. Wenn aber die Ordnung alljährlich so viel Opfer kostet, als die Freiheit zu ihrer Durchsetzung einmal bedarf, wenn die Ordnung eben weiter Nichts ist, als die Bekämpfung der sogenannten Anarchie, so ist sie weiter Nichts, als der Gegensatz einer Freiheit, welche dabei auch nicht höher aufgefaßt wird, als wie der Gegensatz jener Ordnung.

Es scheint also nur ein Streit um die Herrschaft zu sein. Wer soll herrschen? — Niemand, als das Gesetz! — Faßt man die Anarchie als die Aufhebung aller persönlichen Herrschaft, so ist sie nur eine Tautologie für die Demokratie. Faßt man sie als die Aufhebung aller gesetzlichen Einwirkung, so ist sie eine Tautologie für den Despotismus und die Willkür.

Unter dem Begriff der (reaktionären) „Ordnung" verstanden die Leute bisher die Herrschaft einiger privilegirten Klassen. Nun ist doch begreiflicherweise mehr Unordnung

und Grausamkeit nöthig, diese Ordnung den Massen abzuringen, als nöthig wäre, mit dem Willen und den Kräften der Gesammtheit einige wenige Renitenten zurückzudrängen.

Nehmen wir ein Beispiel aus der neuesten deutschen Geschichte:

In den stillen Zeiten der Censur, in welchen bekanntlich mehr ordentliche Menschen in den Kerkern verschmachteten, als jemals unter dem wildesten Régime der Freiheit, herrschte die Ordnung durch Kontrolirung, d. h. durch Unterdrückung der Gedanken. Diese Ordnung beschäftigte eine Menge Menschen (Censoren, Obercensurgerichtsräthe, Polizeidiener u. s. w.), und diese fanden es ganz in der Ordnung, daß diese Ordnung bestehe. Sie beschützte eine Menge anderer Menschen (Beamte und Privilegirte, Fürsten, Standesherren und Minister), und diese fanden die Ordnung noch mehr in der Ordnung. Zuletzt wurde die Censur nichtsdestoweniger abgeschafft, und sogar von der siegreichen Reaktion noch nicht wieder eingeführt, nicht weil man eine Konzession der Ordnung an die Freiheit bezweckte, sondern weil man fand, daß diese Art von Ordnung die eigentliche große Staatsordnung mehr untergrabe, als stütze, daß die Ordnung als Selbstzweck etwas zu kostspielig sei, daß die Censur der Personen noch zweckdienlicher und der Ordnung entsprechender sei, als die Verhaftung der Gedanken. Die Censur hatte selbst die Censoren getäuscht! Man pflegt also zu erklären, daß man der Preßfreiheit geneigt sei, gegen die Preßfrechheit aber Schutz verlange. Hier handelt es sich, nach wie vor, um den Schutz einer Methode der Ordnung, welche neben dem freien Gedanken nicht bestehen kann, während die organische Ordnung, welche mit dem freien Gedanken harmoniren würde, immerfort als der böse Gegensatz perhorrescirt wird. Je mehr regiert wird, desto enger schließt sich natürlich der Kreis der Ordnung, desto höher werden die Mauern aufgeführt gegen den freien Gedanken.

Aber die Ordnung als bloße, äußerliche Form des Lebens hat einen sehr untergeordneten Werth, eine sehr geringe Bedeutung. Wenn der ganze Zweck des Staates darin aufgehen soll, die Plätze von Volksmassen zu „reinigen", wie es in der Polizei-Sprache heißt, die Straßen der Cirkulation, zu welcher sie bestimmt sind, frei zu erhalten, oder die Vivats in den Schauspielhäusern zu hintertreiben, so ist der Gensd'arm der Priester der modernen Staatsreligion. Aber wenn der Staat sich die Aufgabe setzen wollte, nicht blos das Volk in seine Schlupfwinkel zurückzujagen, sondern ihm durch Beschäftigung, durch politische und allgemein menschliche Kultur die friedliche Gesittung einzuflößen, welche die Gensd'armerie überflüssig macht, so würde die Ordnung einen wirklichen Inhalt, eine menschheitliche Bedeutung gewinnen; der Geist des Friedens und der Ordnung, das wäre eben die Freiheit.

### 6. Die epigonischen Dogmen der Revolution.

Man sieht, die Partei der Ordnung fürchtet oder haßt das Volk; die Demokratie dagegen, mindestens die phrasenreiche, zählt zu ihren Dogmen, oder doch zu ihren Redensarten, die Vergötterung des Volkes. Beide haben natürlich Unrecht. Das Volk besteht aus sehr verschiedenartigen Individuen, aber als Gesammtheit, als Masse betrachtet, hat es eine höhere und einheitliche Bedeutung für sich, nämlich 1) durch seine Berechtigung und 2) durch seinen Instinkt.

Abgesehen vom Contrat-Social und allen übrigen abstrakten Theorien, hat die Berechtigung des „Volkes" — im Gegensatz zu der beglückteren und gelehrteren Minorität — denn doch ihren Grund: 1) in der Kraft, und 2) in der Bedürftigkeit der Massen. Allerdings ist die nothleidende Menge, das Proletariat, der wichtigste Gegenstand und der mächtigste Hebel der Demokratie, sowohl weil

es der größte und zugleich unglücklichste Theil der Bevölkerung ist, als auch weil es bei einer radikalen Veränderung des Bestehenden am meisten interessirt ist und die meisten Kräfte dazu aufbieten kann. Aus dieser Stellung, aus dem Mangel an Bildung und an privilegirten Interessen, aus der Gemeinschaft der Leiden in den weitesten Kreisen ist zum Theil zu erklären, was der politische Instinkt der Massen genannt wird. Das Proletariat fühlt, daß ihm nur durch die Rettung Aller oder doch der Meisten geholfen werden kann. Das Volk, bisher von seinen Herren mißhandelt, ist dankbar gegen guten Willen, aber mißtrauisch gegen die Formen fremder Bildung; dann wieder vertrauend, weil noch unselbstständig, sucht es Führer und fällt oft phrasendreschenden Schmeichlern in die Hände; das Volk ist großmüthig gegen überwundene und gedemüthigte Feinde, ehrenhaft, sobald man ihm vertraut, und um so weniger egoistisch, je weniger Besitz zu beschützen, je weniger isolirte Interessen es zu behaupten hat. Dies sind die Tugenden einer socialen Lage, welche naturgemäß auch ihre Laster mit sich bringt.

Wenn Louis Blanc oder Georges Sand emphatisch das „souveräne Volk“ mit den Worten apostrophiren: „Volk, Du bist großmüthig!“ so können sie damit vernünftigerweise nur meinen: „Volk, Du hast keine Sonder-Interessen, denn Du bist eben selber die Gesammtheit!“ Wenn der Demagoge von der Volkssouveränität spricht, so kann er damit nur ausdrücken wollen, daß die Masse stark sei. Aber wann ist die Masse stark? — Wenn sie ihre Kraft kennt, also während der oder durch die Revolution. Ohne den Sieg ist der Begriff der Volkssouveränität, dieser abstrakte „Rechtsboden“ der Demokratie, ein ganz hohles Wesen, ein Unding. Bei solchen Rechtsboden-Kämpfen unterliegt die Rechtsphrase stets dem Recht der Gewalt. Die Masse ist nur Volk, so lange sie siegreich ist; nachher besteht sie wieder aus einzelnen „fruges consumere nati“, denen aber die fruges fehlen.

Das Interesse der wahren Demokratie kann es wahrlich nicht sein, dem Volk durch Anwendung unklarer Begriffe zu schmeicheln und es zu verwöhnen durch Verheißungen, die nicht in Erfüllung gehen können, durch Erregung von Erwartungen, die keine Befriedigung finden. Sonst arbeitet die Agitation der Reaktion in die Hände. —

Ein Hauptpunkt der praktischen Agitation ist die sociale Frage. Es ist begreiflicherweise sehr schwierig, über diesen Punkt volksfaßlich, volksthümlich und zugleich wahr zu reden, weil die utopischen Weltbeglückungs-Theorien natürlich am leichtesten und raschsten Eingang und Anklang bei den Massen finden. Dennoch hat sich in Deutschland, selbst bei den erregtesten Massen, hierfür stets ein gesunder Sinn bewahrt. In Norddeutschland zumal, wo die Theilnahme an dem socialen Inhalt der politischen Bewegung das rein republikanische Pathos zurückgedrängt hatte, gelangte man in vielen Punkten zu einer gesunden Analyse der Prinzipien, wo die Franzosen sich an hohle Konstruktionen verloren hatten. Die Auflösung des Bestehenden schreitet dort im Stillen, aber unaufhaltsam fort, von der Reaktion mehr gefördert, als gehemmt.

Der crude Sozialismus, wie ihn die Franzosen zum Partei-Symbol zu machen versuchten, ist blos eine literarische Produktion weniger Kapazitäten, und hat noch nicht einen einzigen brauchbaren Vorschlag zu Tage gefördert. Der Kern des Sozialismus aber: die Befreiung des gesammten Nähr-Standes durch politische und pädagogische Erhebung, durch einfache Verwaltung und gerechte Besteuerung, durch Hebung und Vervielfältigung aller Produktivkräfte und durch Verallgemeinerung der Werthzeichen, gehört der großen und ganzen politischen Bewegung an. Hier liegt reicher Stoff zur Erweckung und Aufklärung der Massen und Material für eine nicht blos destruktive Revolution. Ohne Erregung der Leidenschaften wird es frei-

lich nicht abgehen. Der Sozialismus mag die Form und den Fanatismus religiöser Begeisterung für die Menschheit anlegen, um zu siegen, schon um deßwillen, weil er nicht von oben herab dekretirt werden kann. In ökonomischen Dingen kommt der Segen nie von oben. Das Feld ist weit, das Ziel entfernt, doch ohne diesen Inhalt wird keine Revolution mehr gelingen. — Nicht als könnte man das Programm der Ereignisse, wie eine Theater-Affiche, vorher fertig haben; allein die Ideen müssen klar, die Begeisterung allgemein, das Bedürfniß durchdringend empfunden sein! Eine Revolution, die keine neuen Gedanken zur Gestaltung bringt, ist von vornherein verloren!

Wenn die Demokratie hierin klar und wahr sein wird, so wird sie entschieden jene nachgeborene Romantik der Revolution abschütteln, welche sich stets an die Coulissen, die Episoden und selbst die Charakter-Rollen des großen Dramas der französischen 90er Jahre anlehnt. Die französischen Revolutionen, des 19ten Jahrhunderts zumal, gingen bisher immer, wie Theater-Intriguen im vierten Akt, auf einen Schlag und an einem Punkte los; sie waren leicht gemacht, und wurden auch leicht paralysirt. Sie regten auf, machten den ehrgeizigen Advokaten viel Vergnügen, brachten aber dem Volk für das große ökonomische Unheil einer solchen Erschütterung, bei weitem nicht genügende Resultate. Eine Hauptstadt-Emeute läßt sich zur Noth machen; dafür haben die Gegner aber auch gelernt, sie zu unterdrücken.

Während die welthistorische Erschütterung einer allgemeinen Volkserhebung den sittlichen Inhalt des nationalen Bewußtseins hat, welches plötzlich, wie durch elektrischen Schlag, sich in die entferntesten und stumpfsten Glieder verbreitet, übt die künstlich angelegte Emeute, auch abgesehen von dem stets zweifelhaften Erfolge und dem mißlichen Eindrucke, den sie auf die passiven Theile der Gesellschaft macht, stets bedenkliche Wirkungen auf den sittlichen

Charakter der durch die gewöhnlichen Agitationsmittel aufgestachelten und verwilderten Volksmassen aus, und wirkt, da jene erhabene Spontaneität der Massen fehlt, sogar entkräftend, demoralisirend und insoferne „abwiegelnd" auf die Bevölkerung, so daß der große Moment leicht durch die kleinen Faiseurs vereitelt wird. Was man so Conspiration nennt, kann und darf höchstens dazu dienen, die gelungene Revolution einer intelligenten Leitung zu überantworten.

Aber wird nicht Mancher höhnisch lächeln, wenn ich von Bildung und Sittlichkeit bei Revolutionen rede? Wäre das nicht eine Gelegenheit, mich als „Reaktionär," oder wenigstens doch als „halben Verräther" zu verschreien?

Während sich nämlich auf der einen Seite bei den Feuilletonisten eine lächerliche Reaktion der Bildung und der „Gründlichkeit" gegen die großen Grundsätze der Freiheit bildete, stand auf der anderen Seite ein, freilich nur erkünstelter, Haß der wilderen Freiheitsmänner gegen die „Doktrinärs." (Und was wurde nicht Alles für doktrinär erklärt!) Nichts erbärmlicher, als jene reaktionäre Furchtsamkeit, Nichts unbegründeter, als diese revolutionäre Bildungs-Aszetik! Wie Vandalen und Byzantiner, wie Bettelmönche und Haremsdiener, standen sich diese beiden Extreme gegenüber. Wenn die soziale Harmonie nur durch Glacé-Handschuhe und lackirte Stiefel garantirt werden kann, wenn die Blüthe der Wissenschaft nur auf akademischen Sammtpolstern ruhen mag, wenn der Triumph des Geistes nur in einigen subventionirten Zergliederungen egyptischer Hieroglyphen besteht, wenn der Messias der Kunst nur in einem Hofmaler auferstehen soll, dann freilich haben beide Extreme Recht, die Bildung oder die Freiheit wäre zu hassen. Aber die reaktionären Jämmerlinge begreifen von dem Wesen der Kunst nur das schon Dagewesene, das einsame Nach-

schaffen des Vergangenen, kurz das Total-Ueberflüssige, nicht ihre historische Seite, wonach sie in einem produktiven Wechselverkehr zu den neuen Gestaltungen des Volkslebens steht. Ein neues Lebens-Element wird stets auch in Kunst und Wissenschaft neue Früchte tragen; der plötzliche Uebergang kann einzelne halbe Talente aus der Bahn werfen, aber die Kultur im Großen und Ganzen wird nur dabei gewinnen. Nun ist die Kunst z. B. nicht blos für die Künstler da, sondern für die Menschen überhaupt. Unter Sklaven haben Kunst und Wissenschaft niemals dauernd geblüht. Nur wer unter Gesittung die Etiquette der Höfe und den Anstand des Tanzmeisters versteht, kann vor der Emanzipation der Massen und einer momentanen Entfesselung der politischen Leidenschaften entsetzt zurückprallen.

Die falsche Bildung also scheut sich vor der Volksbewegung, dagegen hassen die falschen Demagogen die Bildung. Weil ein gewisser Theil der todten Gelehrsamkeit gegen die neue Zeit protestirt, weil die Theologie sich gegen die Geistesfreiheit richtet, weil das römische Recht nicht mehr zeitgemäß ist, weil das Studium zuweilen vom Leben abzieht, bildete sich ein blinder Haß gegen alle Theorie, als ob es eine gesunde Praxis ohne theoretische Vorarbeiten geben könne! Man behauptete seltsamerweise, wir wären schon zu gelehrt, zu gescheidt, und das eben habe unsere Energie gewaltig abgeschwächt! An Energie mag es uns vielfach fehlen, aber an Klarheit der Anschauungen fehlt es sicherlich noch mehr. Das zeigten die Ereignisse nur zu deutlich!

Jene kleinen Meuterer, welche sich Männer der That nennen, geberden sich zuweilen, wie Kaiser Faustin I., Diktator von Hayti, der die Feder ein abscheuliches Ding nennt, welches die Weißen gegen die Schwarzen bewaffnet habe. Wenn die Demokratie selbst gegen die Intelligenz aufstünde, was bliebe ihr übrig?! — In derselben Klasse von Demagogen haben sich noch einige andere Dogmen von eben so

zweifelhaftem Werthe als eben so „unbestreitbar" eingenistet, die zum Glück niemals populär werden können. „Das Bedürfniß der Diktatur, des Terrorismus!" Was für Phantasien: Diktaturen, wo es keine Diktatoren mehr gibt, wo die allgemeine Anerkennung persönlicher Autoritäten zu den Unmöglichkeiten gehört! Und der Terrorismus, dieses theoretische Steckenpferd der Geschlagenen! Sie vergessen, daß Danton's Schreckenstage Frankreich von äußeren Feinden befreit haben, das Regiment seiner Nachfolger aber gerade den Muscadins der Direktorial-Periode in die Hände gearbeitet und bewiesen hat, daß kein Volk jemals dauernd über seine Natur und seine ganze zeitliche Bildungsstufe hinausgeht.

Man citire nicht die Fehlgeburten der Jahre 1848 und 1849, in welchem die Mäßigung allerdings oft zur Schwäche entartet ist. Das waren nur erst revolutionäre Hallucinationen; die Demokratie hatte nirgends einen entscheidenden Sieg, nirgends konnte sie die alten Menschen verdrängen, nirgends von dem Druck der alten Kapazitäten befreien. Wie die Reformation das bekämpfte Pabstthum in der episkopalen Fürstengewalt zur Wiedergeburt brachte, so kroch das französische Königthum in dem prinzlichen Präsidenten wieder aus, und der Schein-Konstitutionalismus in den übrigen Formen der Verfassung und Verwaltung. In Frankreich ist jede Regierung leicht zu stürzen, weil bei dieser durch und durch centralisirten Verwaltung jede freie Verfassung fast unmöglich zu gebrauchen ist. Und der französischen Demokratie hatte der organisirende Gedanke gefehlt, um sich zu behaupten!

Jetzt gewinnt sie wiederum Terrain durch die Schlechtigkeit der herrschenden Partei. Allein nicht überall darf die Demokratie ihre Hoffnungen auf die Fehler der Gegner bauen. Dieser so sehr verbreitete Pessimismus ist nur die äußerste Spitze des blödsinnigsten Optimismus. Wenn Vol-

taire's Candide heute noch lebte, so würde er sprechen, wie jene Demokraten, welche hinter jedem Märzveilchen eine Barrikade wittern: „Gerade die rothe Reaktion wird uns retten!“ Als ob nicht die Geduld des Volkes allmälig gespannt, seine Ungeduld nicht allmälig abgestumpft würde! Wo ist die Grenze des Erträglichen, wenn sie jetzt noch nicht überschritten ist? — Es ist wahr, die gegenwärtigen Regierungen können so sich nicht halten, mit diesen Heeren, diesen Ausgaben, dieser Korruption, diesen Ansprüchen der Bevorrechteten. Große Krisen, Staats-Banqueroute, Kriege müssen eintreten. Wie früh oder wie spät? Wer kann das wissen! Aber wer dann gewappnet sein will, wird heute den organisirenden Gedanken der Zukunft erkennen.

# II.

# Unsere Ideale und Enttäuschungen in Frankreich und England.

## (1859.)

### 1. Nationale Intoleranz.

Wir Deutschen sind besser, als unser Ruf, wozu, beiläufig gesagt, nicht allzu viel gehört. Die Franzosen sind im Osten wie im Westen beliebt, die Britten sind überall geachtet, Italiener, Ungarn und andere schwächere Völker erregen die Theilnahme der beglückteren Nationen. Wir werden als Nation im güstigsten Falle bemitleidet, als ob wir nur ein Völklein wären, im ungünstigeren geringgeschätzt und angefeindet zugleich. In Holland, wie in Italien, ist „Deutsch" ein Schimpfwort, in Rußland fehlt nicht viel daran. Man kennt uns in politischer und internationaler Beziehung nur von der schlechtesten Seite und beurtheilt uns nach vorgefaßten Meinungen, nach tief eingewurzelten historischen Gemeinplätzen, für welche allerdings in unserer Vergangenheit und Gegenwart die oberflächlichen Bestätigungen nicht fehlen. Das ist freilich unsere eigene Schuld. Wenn das Ausland über unsere widersinnige Verfassung spottet, so können wir unmöglich von ihm die Gerechtigkeit verlangen,

einzusehen, daß jedes andere Volk mit einer solchen Verfassung schon längst untergegangen wäre, daß wir dagegen mit einer vernünftigen, einheitlichen Verfassung das erste Volk der Erde sein würden. Die europäische Diplomatie benimmt sich gegen uns, als ob sie diese Ueberzeugung wirklich hegte und unserem ungemessenen Wachsthum vorbeugen müsse; Historiker und Politiker jedoch wenden zuversichtlich ein, daß eine wahrhaft große Nation, allen gegebenen und selbst den verzehnfachten Hindernissen zum Trotz, ihre Geschicke erfüllen würde. Können wir dagegen für die Zukunft, an die wir glauben, Kredit verlangen?

Das Einzige, was uns vom Auslande billig zugestanden wird, unsere philosophische Produktion, ist wahrlich nicht zum Export geeignet. Das Ausland nimmt eigentlich nur auf Treu und Glauben an, daß wir darin excelliren, eben weil es uns nicht versteht und vielleicht auch, weil wir für die Philosophie auf so viele reellere Güter zu verzichten scheinen. Unsere anderen Industrie-Produkte werden an der Grenze mit fremden Fabrikzeichen versehen, unsere Kaufleute, Banquiers und Handwerker, welche überall fremde Industrien fördern, segeln auch unter fremder Flagge. Ja, bei den Fürstenhäusern, mit denen wir die Welt versehen haben, erinnert man sich nur während ihrer Niederlagen, wie jetzt in Florenz und Modena, daß sie deutschen Ursprungs sind.

Nostra culpa, maxima nostra culpa!

Warum sollten wir allein hoffen dürfen, nach unseren thatenleeren Intentionen beurtheilt zu werden? — Gott nur sieht das Herz! Wir sind leider so innig und tief von unseren edlen Absichten, von unserem Sinn für alles Hohe, Große, Wahre, Edle und Schöne überzeugt, daß wir, wie gar manche ehrliche Leute, den Schein vernachlässigen und damit oft sogar die Realitäten opfern, welche mit dem Scheine zusammenhängen, welche die Früchte des guten Na-

mens sind. Die anderen Völker können uns doch nur nach bestimmten, historischen Thatsachen beurtheilen; sie sehen uns ebenso oft übermüthig in der Herrschaft, als willensschwach und schwankend im Widerstande gegen unberechtigte Willkühr. Der Krieg in Schleswig-Holstein einerseits, der Krieg in Italien andererseits, — das Aufgeben der eigenen Grenzprovinzen, die unklare Haltung den inneren Lebensfragen gegenüber, — dazwischen Oesterreichs schlaffe und fast zweideutige Betheiligung beim orientalischen Kriege neben Preußens allgemeiner und specieller Thatlosigkeit u. s. w. u. s. w. Das ist es, was die Welt von uns zu Gesichte bekommt! — Das Schicksal hat ferner gewollt, daß seit Jahrhunderten Deutschland stets auf der Seite der ungroßmüthigen Unterdrücker zu stehen schien. Wir mögen immerhin protestiren, daß man Volk und Regierungen, den lebendigen Nationalwillen und die ererbten dynastischen Interessen, nicht mit einander vermengen dürfe; unsere eigene Geschichtsphilosophie widerspricht der Rechtsgültigkeit dieser feinen Distinktion. Und doch liegt der ganze Knoten hierin. Die stolze Behauptung, Volk, wie Individuum, seien jedes ausschließlich seines Schicksals Schmied, ist nur so bedingt zu verstehen, daß sie als allgemeine Wahrheit gar Nichts entscheidet.

Andere große Nationen haben auch schlechte Zeiten erlebt; die Bourbons und die Stuarts haben wahrlich den Franzosen und den Engländern nicht lauter Ehre und Rechtsbestand verliehen. In keiner Volksgeschichte drängen sich die verzweifelten Krisen so dicht hinter einander, wie in der des dreigetheilten Inselreiches; und Vieles von dem, was in Frankreich an politischen Instinkten und Institutionen noch aufrecht steht, verdankt dieses vielgeprüfte Land einem aussaugenden Absolutismus, der auch außerhalb der französischen Grenzen noch heute vielfach nachwirkt. Aber diese Nationen bestanden doch immer unbestritten als Persönlichkeiten, als Völker-Individuen, sie waren als solche zu er-

kennen und durften ohne Beschämung dreist die Hoffnung auf baldige Entschädigung für das erdulbete Unrecht und die momentane Demüthigung aussprechen.

Unser Verfall dagegen besteht in unserer Nicht-Existenz; das traurige, an sich selbst zweifelnde und verzweifelnde Scheinleben spiegelt sich in unserer Literatur und in vielen, dem praktischen Leben näher verwandten Anschauungen, denen des Gedankens Blässe angekränkelt ist. Unsere volksthümliche Bühne ging an der Apolitia unter, unsere Talente verkommen an der Vereinzelung, Vereinsamung, Zerfahrenheit und Zwecklosigkeit ihres Daseins. Selbst unsere Fortschritte in den exakten Wissenschaften und den technischen Künsten werden immer zuerst, oft auf lange Zeit, wenn nicht ausschließlich, von dem mächtigeren Auslande ausgebeutet.

Sogar in der reinen Theorie büßt der deutsche Geist für seine politische Formlosigkeit. Unsere besten theoretischen Leistungen sind nicht übersetzbar, während alle französischen und englischen es sind. Es fehlt ihnen das Gepräge des Allgemein-Gültigen und damit die Wirkung in die Ferne, folglich auch die Wechselwirkung und erhöhte Rückwirkung, welche die beste Probe für ihre Aechtheit wäre. Das fatale »Sic vos non vobis« ist überall mit Flammenschrift an unsere Thür geschrieben!

Es ist dagegen eine entschiedene Superiorität unsrerseits, daß wir kein anderes Volk hassen, und zum Verständniß aller fremden Bildungen und Eigenthümlichkeiten ebenso bereit, als geeignet sind. Die Franzosen sind verständlich für Jedermann und verstehen Niemanden; wir sind verständlich für Niemanden und verstehen Jedermann. Denn die äußerste Individualisirung der Charaktere vereinigt sich in Deutschland mit der größten Universalität des geistigen Lebens. Hierin liegen unsere besten Eigenschaften und unsere größte Kraft. Die politischen Quacksalber, welche

uns zur Ausschließlichkeit und zum Haß, d. h. zur selbstbeschränkenden Verläugnung unserer geistigen Kraft treiben möchten, werden zum Glück nicht viel ausrichten. Der bornirte Nationalhaß mag zuweilen die Folge einer streng ausgeprägten oder unberührt gebliebenen nationalen Persönlichkeit sein, ihre Quelle aber wird er niemals. Freuen wir uns, daß unsere nationalen Fehler mit hohen Tugenden zusammenhängen; und setzen wir die Tugenden nicht auf's Spiel, wir würden damit die Fehler nicht los!

Anders denken Jene: „Du magst für Dein Vaterland erröthen, dulden und bluten, so Du nicht auf die Franzosen und Italiener schimpfest, so bist Du kein rechter Patriot!" — Sie wollen eine deutsche Nationalität gründen, aber das Einzige, was dazu gehört, die Freiheit der Entwickelung, fürchten sie. Es ist, als ob sie ein Gericht ohne seine Ingredienzien kochen wollten, einen Eierkuchen ohne Eier. Aber zur Nationalität gehört Freiheit, zur Macht gehört Einheit. Wir haben zu beiden ebenso viel natürliche Anlagen, als die meisten anderen Völker; studiren wir deren politische Entwickelungsgeschichten, nicht um sie blindlings nachzuahmen, sondern vielmehr um den eigenen Weg mit größerer Sicherheit einzuschlagen!

## 2. Der Fatalismus des Racen-Hochmuths.

Die Franzosen wundern sich darüber, daß wir Karl den Großen zu den Unsrigen zählen; für sie ist »Charlemagne« ein französischer König und Held, der Besieger deutscher Stämme in Sachsen, der Begründer des romanischen, d. h. des päbstlich-römischen Einflusses in Deutschland. So lächerlich diese Prätention auch klingt, so muß man ihnen doch zugeben, daß die Karolingische Monarchie den Staatsgeist und den Einheitstrieb auf französischem Boden eingesogen hat, und dieser kostbaren politischen Eigenschaften

alsbald wieder auf deutschem Boden verlustig ging. Deutschland hat von ihr die Idee des kaiserlichen Universalreichs geerbt und die Zersplitterung mit in den Kauf bekommen. Sollten aber diese verderblichen, jene köstlichen Eigenschaften wirklich ein unverbrüchliches Erbtheil des Erdreichs, oder ein unlösbarer Fluch der Race sein? Sind wir zur Zersplitterung, Andere zur Tyrannei verurtheilt, so daß keine menschliche Willenskraft dagegen ankämpfen könnte?!

Der blinde Fatalismus der physiologisch-geographischen Geschichts-Anschauung gibt hierauf ebensowenig die ausreichende Antwort, als der engherzige Pragmatismus, der den kleinen Ursachen großer Wirkungen nachspürt. Allerdings haben Völker, wie Individuen, ihre bestimmte und also auch beschränkte Persönlichkeit, aber, weil sie unsterblich sind, haben die Völker eine Bestimmung, welche sie weit über die Schranken ihrer ursprünglichen Naturanlagen hinausträgt. Die Nationalität ist kein bloßes Naturprodukt. Selbst der thierische Organismus (der Hausthiere z. B.) erleidet durch Klimawechsel und Kultur die wesentlichsten Veränderungen. Selbst Länder ändern ihren klimatischen Charakter durch Bebauung und Bevölkerung.

Zu den verschiedensten Zeiten haben Tacitus, Macchiavelli, Madame de Staël u. A. die germanische Volkssitte rühmend der romanischen gegenüber gestellt. Allein das waren Tendenzschriften, ungefähr wie einiger deutscher Publizisten Französelei kurz nach der Juli-Revolution. Von mehr wissenschaftlicher Bedeutung ist die historische Auffassung Guizot's und Augustin Thierry's, welche, gleichsam wie zwei verschiedene Fäden, die ein und dasselbe Gewebe durchlaufen, den celtischen und den fränkischen Volksgeist in der französischen Geschichte unterscheiden und überall als getrennt und gegenwirkend nachweisen wollen. Celtisch wäre die Centralisation, die Staatseinheit und das demokratische Volksthum, fränkisch wäre die adlige Abschließung

und das individualistische Rechtsprincip. Eine ähnliche Antithese sollte noch neuerdings, als verbesserte und mit einigen demokratischen Phrasen vermehrte Auflage der Franzosenfresserei, von Gustav Diezel*) und dessen Nachtretern in die deutsche Publizistik eingeführt werden; die letzten Nachzügler aber fanden auf diesem Gebiete Nichts mehr abzugrasen vor, als die Verdammung sämmtlicher celtischen, romanischen und slavischen Racen zu ewiger Sklaverei. Seit der alten Zeit, in welcher sich jedes Völkchen für das auserwählte Volk seines Gottes hielt, ist solche Narrheit nur in Deutschland wieder vorgekommen.

Unter den französischen Historikern aus Aug. Thierry's Schule betont Amédée Thierry, der überlebende Bruder des Meisters, vorzugsweise die römischen Einwirkungen auf die Gallier und die romanische Vergangenheit seines Vaterlandes. Henri Martin dagegen hat sich mit einigen Jüngern dem Kultus der celtischen Vergangenheit ergeben und träumt von der Selbstständigkeit einer religiös-ethischen Kultur-Epoche, von welcher kaum ein paar höchst zweifelhafter, halb behauener Druidensteine und einige dunkle Runen übrig geblieben sind.

Will man im Ernste die ursprünglichen Elemente der französischen Mischrace durch die spätere Geschichte verfolgen, so würden die eigentlichen Freiheitskämpfe in Frankreich, also die der pariser Commune, welche im vierzehnten Jahrhundert die „Erklärung der Menschenrechte" gleichsam anticipirt hat, die Jacquerie, das merkwürdige Phänomen der Jeanne d'Arc, ja selbst die Opposition der Generalstände und Parlamente bis zum Bastillensturm einschließlich, dem celtischen Volksgeiste in Rechnung zu bringen sein. Aber solche Distinktionen sind überhaupt nicht stichhaltig.

Die celtische Race hat sich nirgends besonders staaten-

---

*) „Deutschland und die abendländische Civilisation." 1852.

bildend erwiesen; mehr spröde, als zähe, führt sie überall, wo sie sich nicht in einer größeren Mischung auflösen konnte, (also in der Bretagne, in Wales, in Irland und einigen schottischen Bergthälern), fern vom Hauch der großen Weltgeschichte, ein stilles Pflanzenleben, das sich nur ungern positiven Staatsformen unterwirft und mehr für die Poesie, als für die Geschichte leistet. Ueberall hat der celtische Geist dem romanischen oder dem germanischen weichen müssen. In dem eigentlichen Frankreich nun gar ist die celtische Sprache und Sitte frühe fast spurlos verschwunden. Das Element, welches hier dem germanischen entgegentrat, war das romanische, ein Element höherer Bildung, aber geringerer Freiheit, — wenigstens was die naturwüchsige Freiheit jener Zeit betrifft. Nur, daß am Ende Bildung immer in Freiheit umschlägt,*) Rohheit aber in Unfreiheit. Natürlich hätten die erobernden Römer, zur Zeit der Eroberung selber der Unfreiheit verfallen, nicht die freiheitlichen Traditionen ihrer Gesetzgebung in die fremden Länder verpflanzt, wenn nicht zum Glück gewisse freiheitliche Bestandtheile und namentlich das jus omnibus aequum dem Wesen jeder wirklich staatlichen Gesetzgebung nothwendig innewohnten, weil eben die Allgemeinheit der Regel schon an sich emancipirend wirken muß. Der Völker-gestaltende Einfluß des Romanismus enthält die schärfste Widerlegung jener Racentheorie, welche auf die Geschlechts-Register zurückgeht. Die ebenso unphilosophische, als unhistorische Behauptung einiger Teutomanen, daß das Centralisationssystem der celtischen Race eingeboren sei, wird durch viele unbe-

---

*) Auch die altrömische Freiheit ging nicht an der griechischen Bildung unter, sondern an dem wachsenden und überhand nehmenden Militärstaat. Die Blüthe der Bildung, der wahren nationalen Bildung, fiel in Rom, wie in Griechenland, mit der Blüthe der Freiheit beinahe zusammen.

strittene Thatsachen widerlegt; aber fast ebenso irrig wäre es, die Centralisations-Idee schlechtweg als romanisch zu bezeichnen. Denn während die romanische Kultur in Frankreich allmälig die Staatseinheit zu Wege gebracht, hat sie in Italien selbst eine Menge selbstständiger Republiken, und in Spanien die ständische Monarchie mit einem großen Maße ständischer Freiheiten nicht verhindert. Natürlich darf man nicht, wie manchmal in einseitigen Parteischriften geschieht, Celten und Romanen in einen Sack werfen. Die Celten haben, wo sie sich rein erhielten, mehr Unabhängigkeitssinn, als formelle Staatsbildung bewiesen. Alle romanischen Völker sind natürlich Mischracen, von komplicirten, meistens schwer zu bestimmenden Grundstoffen. Die politische Freiheit aber hat sich stets am sichersten bei Mischvölkern entwickelt, (bei den Römern, Engländern, Schweizern, Amerikanern, Belgiern u. s. w.), wo verschiedene Bildungs-Elemente zusammentreffen, wo Gegensätze und Feindschaften der ursprünglichen Racen in einem höheren Gesetze ihre Ausgleichung und Versöhnung suchen müssen, wo die durchzukämpfenden Konflikte den ganzen Menschen ergreifen. Wenn die Normannen in England so durchgreifend gesiegt und die Besiegten sich assimilirt hätten, wie die Angelsachsen ihren celtischen Vorgängern gegenüber, oder wie die Franken in Gallien, so wäre es allerdings für viel längere Zeit um die brittische Freiheit gethan gewesen. Der Engländer hat also ganz Recht, das alte, niemals ganz verwischte angelsächsische „common law“ (Gemeines Recht) als die historische Quelle seiner Freiheit zu preisen, wenn dasselbe auch nicht immer unbestritten galt und schon seit vielen Jahrhunderten mehr potentia, als actu besteht. Aber das common law allein hätte es nicht gethan, und die Angelsachsen wurden als Besiegte freier, als sie vielleicht im unangefochtenen Besitze des Inselreiches geworden wären. Englands energischer Widerstand gegen die Einführung des

Römischen Rechts, verglichen mit der lauen Opposition des deutschen Reiches dagegen, ist allein schon ein starker Beleg für meine Ansicht. —

In solchen historischen Anfängen liegt der Keim nationaler Freiheit, sicherer und deutlicher, als in der angeblich höheren Natur dieses oder jenes Stammes. Der vielgerühmte Individualismus der alt-germanischen Freiheit, der an dem jungen Christenthum einen mächtigen Bundesgenossen fand, steht wohl, wenn auch nicht immer so begünstigt, an dem Eingang der meisten Rechtsgeschichten. Auch die Slaven hatten ihre Periode ritterlicher Willkür, wie umgekehrt die Germanen die Leibeigenschaft kannten, und ebenso hatte das slavische Mittelalter die auffässigen, der wachsenden Fürstengewalt kühn widerstrebenden Gemeinden, wie gegen Anbruch der Neuzeit seine Adelsverschwörungen und die vom Absolutismus gebrochene Aristokratie. Ja, selbst für den kosackischen Gemeinde-Kommunismus, den Herzen u. A. m. als etwas ganz Besonderes rühmen, finden sich in der germanischen Rechtsgeschichte sehr nahe liegende Analogien unter verschiedenen Formen, überwundene Stufen in der Entwickelung des Eigenthumsbegriffes. — Es wäre sogar nicht schwer, selbst in den Uranfängen des Römischen Rechts, gleichsam in dem heroischen Zeitalter der ältesten Rechtsgeschichte, die Spuren von Einrichtungen zu finden, welche dem Lehnrechte verwandt sind, (ager vectigal und emphyteusis), und in der Symbolik des ältesten Prozesses, in den Scheinkämpfen ihrer feierlichen Rechtshandlungen (den legis actiones, besonders den vindiciae und der manus injectio*) Manches, was an das germanische Compositionenwesen erinnert, an die Gewalt im Rechtsverfahren und an den Loskauf der berechtigten Gewalt.

*) S. Zimmern, Geschichte des Römischen Civilprozesses, §§. 39 bis 41 und §§. 45—47 ff.

Bei solchen geschichtlichen Parallelismen, welche uns veranlassen, den Racen-Vorurtheilen und dem schrankenlosen Racenhochmuth mit einem bedauernden Achselzucken zu antworten, kommt der Forscher immer mehr dazu, die gegebenen politischen Zustände auf ihre höhere pragmatische Entstehungsweise zurückzuführen. Das eigentlich pragmatische Geschichtsstudium ist seit Hegel in Deutschland allzusehr vernachläßigt worden. Die Nationalität ist in der That weniger ein bloßes Naturprodukt, als ein durch die ganze Kultur-Entwickelung Gewordenes, dessen Vergangenheit für seine Gegenwart und Zukunft bestimmend sind.

Darnach mag die eine Nation der entsprechenden Darstellung volksthümlicher Freiheit näher stehen, als die andere; keine aber ist durch die Geschichte um den Inhalt ihrer Existenz so gänzlich betrogen, daß wir an ihrer Zukunft verzweifeln dürften. Jede Nation hat ihr eigenes Gesetz der Entfaltung, aber keiner ist das Thor der Freiheit verschlossen!

Wenn wir Deutschen mehr werth sind, als die anderen Völker, so mögen wir es durch die That beweisen; das specifische Maß des Völkerwerthes ist die Freiheit. Auf diesem Boden verständigen sich die Völker am leichtesten, weil Freiheit die höchste Gewähr des Friedens ist. Die germanische Freiheit steht weder der romanischen, noch der slavischen, (wenn es überhaupt solche Kategorien gäbe!) feindselig gegenüber; und bestände heuer in Frankreich die Republik oder ein ehrliches Repräsentativsystem, so wären wahrscheinlich die falschen Theorien, welche wir hier zu widerlegen versuchten, gar nicht aufgetaucht. Was Börne und Arnold Ruge den Deutschen zugerufen haben: sie seien ein Bedientenvolk, das haben kurz vor der Juli-Revolution Armand Carrel und Paul-Louis Courier in ebenso wohlmeinender Absicht zu den Franzosen gesagt. Zum Glück haben sich Diese und Jene geirrt. Es gibt keine Bedientenvölker!

### 3. Abstrakte und konkrete Freiheit.

Es ist in neuester Zeit den Franzosen oft von falschen Freunden vorgeredet worden, sie besäßen „mehr Freiheit, als sie wüßten.“ Diesem Ausdrucke, so perfide er auch gemeint sein mag, liegt doch etwas Wahres zu Grunde. Die Freiheitsidee hat sich in Frankreich so vieler socialer Formen bemächtigt, daß auch die feindseligsten Institutionen sie nicht daraus zu vertreiben vermögen. Umgekehrt tritt in England die, auf aristokratischen Traditionen erbaute, politische Freiheit mehr in das Bewußtsein, als in das Gemeingefühl. Mir war in England oft zu Muthe, als ginge ich, — wie vielfach in der Umgegend von Genf, — in einer herrlichen Gegend, aber zwischen zwei hohen Mauern eingeschlossen, mit einem schwachen Fernblick auf die Oeffnung, wo die schöne Aussicht liegt. Diese Mauern sind in England's öffentlichem Leben die Standesunterschiede. — Wie unbestreitbar uns auch Stammes- und Sprach-Verwandtschaft den Engländern näher rücke, wir fühlen uns doch durch unsere ganze moderne Bildung den Franzosen näher verwandt und mehr zu ihnen hingezogen, in Frankreich heimischer, als in England. Wie despotisch auch gerade die Regierung in Frankreich sei, immer werden die Fortschritts-Parteien in Deutschland auf ein näheres Verständniß mit Frankreich hinzuwirken haben.

Wie frei auch das brittische Volk sei, die Reaktion wird sich bei uns immer der Anglomanie zu bedienen suchen, und zwar aus zwei nahe liegenden Gründen. Erstens, weil sie die Englischen Zustände, zu deren Verständniß viel historische und politische Bildung gehört, falsch auszulegen und darzustellen pflegt. Und zweitens, weil sie weiß, daß dieselben unnachahmlich sind. Sie rühmen und schätzen die englische Verfassung um ihrer Mißbräuche willen, und mit der Abnahme der Mißbräuche nimmt auch ihre

Bewunderung ab. Wir dagegen bewundern theils Englands organisches Rechtsleben, das so kolossale Mißbräuche zu verwinden stark genug ist, theils die Entwickelungsfähigkeit, welche allmälig dieser Mißbräuche Meister wird.

Der Ausdruck „Entwickelungsfähigkeit" bezeichnet, meines Erachtens, das Preisenswertheste und Glücklichste der englischen Zustände besser, als die unklaren, ja völlig schiefen Ausdrücke „Erbweisheit" und „allmäliger Fortschritt", welche gewöhnlich in den Lobgesängen auf Alt-England bis zum Ueberdrusse wiederholt werden. Aller wirkliche Fortschritt ist allmälig; so will es ein unverbrüchliches Gesetz der menschlichen Natur. Aber nicht überall ist der friedliche Fortschritt möglich; und wo dieser unmöglich ist, da gehen die äußerlich bestehenden Zustände, auf die eine oder andere Weise, ihrer Auflösung und ihrem Untergange entgegen. John Hampden, den die Männer des, falsch verstandenen, allmäligen Fortschrittes gewöhnlich als ihr Muster und Vorbild anrufen, und als einen Heiligen der übertriebenen Mässigung in ihren Kalender versetzen, dieser John Hampden war, für jeden Geschichtskenner, ein tüchtiger Revolutionär und ein tapferer Reiteroberst im Dienste des Aufruhrs, der frühzeitig auf dem Felde der Ehre fiel und sonst vielleicht, nicht minder ehrenhaft, auf dem Schaffote sein männliches Leben beschlossen hätte. Was diesen Revolutionär allerdings vor anderen Revolutionären auszeichnet, die vortreffliche und überaus seltene Eigenschaft, für welche er Muster und Blutzeuge wurde, das war sein eigensinniges Beharren auf jedem, auch dem scheinbar geringfügigsten Rechtspunkte; seine Einsicht, daß die kleinste und unscheinbarste Rechtsverletzung, wenn sie ungeahndet bleibt, das ganze System tief erschüttert; daß das Festhalten an jedem Rechtspunkte, wie wenig derselbe auch materiell zu bedeuten scheine, ein Ehrenpunkt

jedes freien Mannes und ein positives Interesse jedes Staatsbürgers ist, und daß zu dem Behufe und in solchem heiligen Kriege allerdings mit den bestehenden Rechtsmitteln zu rechnen und zu agiren sei, bevor das Schwert gezogen werde.

„Um einen Strohhalm groß sich regen,
Steht Ehre auf dem Spiel!"

Insofern ist John Hampden ein Prototyp und sein aktiver Widerstand ist eine der Ursachen, wegen welcher sich seine Landsleute zwei Jahrhunderte nach seinem Tode mit dem passiven Widerstande begnügen können.

Bewundern wir, zum Beispiel, immerhin, wie die Kornzölle durch die großartige und im Ganzen doch friedliche Agitation der Anti-Korngesetz-Ligue abgeschafft wurden; aber verhehlen wir uns nicht, daß eine solche Bewegung mit solchen Mitteln auf dem Kontinente unmöglich gewesen wäre, und daß mit dieser Thätigkeit, wenn sie auf dem Kontinente als möglich angenommen werden könnte, die Cobden, Milner-Gibson, Bright, Oberst Thompson u. A. m., denen in England Ministerposten angeboten wurden, im ganzen übrigen Europa, und selbst in Frankreich unter Louis-Philippe, zu den unverbesserlichsten Rebellen gezählt hätten. Gerade darum ist selbst Louis-Philippe gefallen, während in England, wie in der Schweiz, eine Revolution kaum mehr denkbar ist.

Bekanntlich ist keine Landesgeschichte so reich an Aufständen und Königsmord, als die des vereinigten Inselreiches, und keine Nation hat mehr begeisterten Monarchismus bewiesen, als die französische.

Frankreich ist noch heute monarchisch, wenn auch nicht mehr legitimistisch; und vielleicht wird gerade deßhalb der, seiner historischen Grundlagen beraubte, Monarchismus mit der Zeit innerhalb der republikanischen Formen seine Befriedigung suchen müssen. Die Monarchie der großen

Ludwige hat selber die Stützen ihrer Existenz angesägt; die nivellirenden Könige haben, nach Zerstörung aller selbstständigen Kreise und Klassen, Nichts übrig gelassen, als das nackte Menschenrecht und Nichts befördert, als das Gefühl, Streben und Bedürfniß der Centralisation. Aus der zerstörenden Centralgewalt schloß das Volk auf die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer wohlthätigen, ohne dabei an die Beseitigung der centralisirenden Autorität selbst zu denken, die nun einmal zum allverehrten Götzenbilde geworden war. Dadurch gerade geschah es, daß die Revolution nur schwachen Widerstand fand, und alsbald allgemein siegreich, ja universell werden mußte.

Die französische Nation ist nicht ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nach centralistisch. Zum Beispiele leben heute noch auf dem Territorium des französischen Reiches so viele Sprachen verschiedenen Ursprungs, als in anderen Ländern Dialekte. Die Bretonen, Provenzalen, Basken, Wallonen, Deutsche haben Alle, neben eigenthümlichen Volkssitten und Trachten, ihre eigene Volkspoesie, ja zum großen Theile noch in der Gegenwart eigenthümliche literarische Produktionen. Die Mehrzahl der Provinzen protestirt noch alle Tage gegen den überwiegenden Einfluß der Hauptstadt, ohne deßhalb zu verkennen, daß die Provinzialgrenzen schon lange vor der, allerdings künstlichen und unorganischen Departemental-Eintheilung verwischt waren, und daß jetzt vollends die Eisenbahnen neue Wechsel-Beziehungen und neue, aber weitere Abgränzungen hervorrufen. Bis zur ersten Revolution zerfiel das Land in zwei Hälften, die des droit écrit und die des droit commun, zwischen denen keine Gemeinschaft der Rechts-Entwickelung möglich war. Heute ist das flache Land größtentheils streng katholisch und von der niederen Geistlichkeit beeinflußt, Paris dagegen ist eben immer noch — Paris. Aber der Absolutismus des französischen Königthums hatte nivellirt, ohne zu ega-

lisiren,*) und darum mußte die Revolution, um zu egalisiren, auch centralisiren. — Der Absolutismus hatte den Adel geschwächt, ohne den Bürgerstand zu heben; die Frohnden und Zehnten, welche er den privilegirten Ständen entzogen, hatte er sich selber zugeeignet; er hat jeden Stand herabgesetzt und rechtlos gemacht, aber den Bürger, den Menschen nicht gehoben. Das Alles will sagen: das Königthum hat die Adern der historischen Entwickelung unterbunden und dadurch die abstrakte Revolution nothwendig gemacht.

Die servile Geschichts-Philosophie, welche, Englands Beispiel ignorirend, sich seit beiläufig einem halben Säculum damit beschäftigt, die segensreichen Wirkungen des sogenannten „aufgeklärten Despotismus" zu beweisen und aus der raubsüchtigen Politik einiger pfaffenfeindlichen Minister ein höheres System zu drechseln, hat in der That die angeführten Thatsachen und Folgen meistens ganz übersehen. Gott wurde nicht gerettet durch den Teufel! — Und die politische Krankheit, an welcher Frankreich noch heute leidet, setzte sich in den glänzendsten Zeiten seines ancien-régime an.

Unter solchen Umständen hätten sich auch in England der formelle Rechtssinn und das Legalitätsgefühl nicht so lebendig und wach erhalten. Aber dieser formelle Rechtssinn schließt England von der übrigen, der leidenden Mitwelt ab, Frankreichs Leiden dagegen bringen es zu der ganzen europäischen Menschheit in sympathetische Wechselwirkung.

„Ihr habt Ludwig XIV. kopirt," — so kann man zu vielen kleinen Fürstenhäusern sagen, — „nun wohlan! so macht Euch auf dieselben Eventualitäten gefaßt, welche

*) Arthur Young sagte kurz vor der ersten Revolution in seinen „Reisen durch Frankreich": „Dieses Land wird von dreißig Intendanten regiert!"

Ludwig's XIV. Schöpfungen betroffen haben! Nur werdet Ihr jetzt, wie damals, die unausbleibliche Einwirkung der logischen Konsequenzen ganz passiv (von Frankreich aus) empfangen!" —

In Frankreich waren Herrschaft, wie Freiheit, längst centralisirt, in Deutschland sind beide lokalisirt. Aber die traurigen Symptome der bureaukratischen Centralisation sind ebenso gut in einem Staate von Hessen-Kassel's oder Reuß-Lobenstein's Dimensionen zu verspüren, als in Frankreich oder Rußland.

Nicht der Provinzialismus ist stärker in England, als in Frankreich; im Gegentheil! Aber die Bureaukratie ist schwächer, und sie darf es sein. Die reaktionäre Presse möchte alle diese Unterschiede mit der brittischen Aristokratie in Verbindung bringen, welche in der That ein ganz anderes Institut ist, als was auf dem Kontinente unter „Adel" verstanden wird; — wobei man aber doch nicht übersehen darf, daß alle Parteien in England, die ausstrebende der Ultra-Tories ausgenommen, an der Beseitigung der wenigen noch geltenden Adels-Privilegien arbeiten, keineswegs aber in diesen die Gewähr ihrer Freiheit finden. Selbst der konservative Graf Montalembert brachte, nach unmittelbarer Anschauung, die Ueberzeugung vom nahenden Untergange der Aristokratie aus England heim.*) — Mit dieser Panacee wäre uns also wenig geholfen! — Auch vertreten die beiden Häuser des brittischen Parlaments, welche, beiläufig gesagt, nicht seit jeher getrennt waren, durchaus nicht, wie oft behauptet wird, die Gegensätze von Stadt und Land, von freiem Gewerbe und großem Grundbesitz, sondern vielmehr die der persönlichen Berechtigung und der Volks-Vertretung. Nur so ist es zu erklären, daß das Oberhaus immer weiter in den Hintergrund tritt.

---

*) Montalembert, Avenir de l'Angleterre. Paris 1856.

Zu bewundern ist hierbei, wie sich, trotz dem Eigensinne des ererbten Rechtes, das fortschreitende System der Freiheit und Oeffentlichkeit die schottische und selbst die irländische Nationalität assimilirt. Dieselbe assimilirende Kraft der Freiheit, (welche sich auch im schweizerischen Bundesstaate an den verschiedensten Racen so glänzend bewährt,) hat sich in England selbst schon an der Sprache erprobt, welche, aus der Mischung von Heterogenem entstanden, für die Armuth ihrer Formen durch den Reichthum des überall hergenommenen Materials reichlich entschädigt, noch mehr an den Gesetzen des Landes und fast auch an seiner Industrie. — Könnten die bureaukratischen Regierungsweisen ein ähnliches Phänomen hervorbringen?

Diese assimilirende Kraft, ein organisches Product der entfesselten Volks-Individualität, geht nicht nur erobernd in die Breite, sondern dringt vielmehr in die Tiefe; sie ist es, welche allen gewaltsamen Evolutionen der englischen Geschichte alsbald den Stempel der Gesetzlichkeit, der Unvordenklichkeit und Legitimität aufgeprägt hat. Sie ist es aber auch, was den brittischen Institutionen ihre Eigenthümlichkeit giebt und dieselben für das Ausland ungenießbar, unnachahmlich, wenn nicht unverständlich macht.

Es kommt also nach dem Allen nicht bloß von der geographischen Beschaffenheit, daß England, welches so viele direkte Einwirkungen vom Kontinente empfangen hat, (die Invasionen, die Reformation u. s. w.) doch auf geistigem Gebiete, abgesehen von Technik und Industrie, nicht so unmittelbar auf denselben zurückwirkt, während jede von Frankreich ausgehende Bewegung sich, wie durch einen elektrischen Schlag, dem übrigen Europa mittheilt. Die englische Reformbill sogar wurde durch die Juli-Revolution beschleunigt; die dritte, wie die erste französische Revolution hatte in London, den nördlichen Fabrikstädten und in Irland vulkanische Ausbrüche zur Folge, die freilich stets vereinzelt blieben.

Dagegen haben selbst die südamerikanischen Revolutionen, als ächte Abkömmlinge der französischen, stärker auf Europa reagirt,*) als alle constitutionellen Fortschritte Englands.

Die Gründe hierfür liegen, zum Theil in den Erscheinungen selbst, ganz deutlich vor Augen. In England handelt es sich um angeblich ererbte Freiheiten, um das Geburtsrecht des Britten; sie betrachten sich, wie die Aristokratie Europa's oder doch wie ein auserwähltes Volk. In den französischen Revolutioneu dagegen und in deren Nachahmungen handelt es sich um allgemeine Menschenrechte; das zündet überall, wo kein eigenes und entwickelungsfähiges Volksrecht feststeht. Schlimm genug, daß Europa dieser Contagion noch fast überall ausgesetzt ist! Der abstrakte Idealismus der Staatsidee ist nur ein schwacher Ersatz für die mangelnde Realität!

### 4. Französische Formen und englischer Inhalt.

Eine andere Wahlverwandtschaft zwischen Frankreich und Deutschland besteht in der fast gleichmäßigen Mischung und Scheidung der Stände, sowie in einem annähernd gleichen Verhalten zur socialen Frage.

Frankreich ist, mit Belgien, das einzige Land von überwiegend katholischer Bevölkerung, in welchem der Bürgerstand dermaßen prädominirt, daß er der Sitz alles geistigen Lebens und die Quelle des nationalen Wachsthums geworden ist. Die Religionsfreiheit in Frankreich und die alte Selbstständigkeit der gallicanischen Kirche stehen sicherlich in einem bestimmten Verhältniß historischer Causalität zu dieser Thatsache. Was die Statistik der gesellschaftlichen Klassen be-

*) Vgl. Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, III. Theil, 1858, S. 339 ff. Auch das Wort „Liberalismus" stammt bekanntlich aus den spanischen Parteikämpfen dieses Jahrhunderts.

trifft, so herrscht eine große Aehnlichkeit zwischen Frankreich und Deutschland, während England sich dadurch unterscheidet, daß es keinen Bauernstand besitzt. Derselbe ist ihm, seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts, zum Theil durch eine naturgemäße, ökonomische Entwickelung, zum Theil durch herzlos habsüchtige Maßregeln derselben Grundbesitz-Aristokratie, welche sich überall auf einen bornirten Bauernstand stützen möchte, immer mehr verloren gegangen; — ohne daß, wie namentlich die kontinentalen Hoch-Tories voraussetzen würden, der eigentlich konservative Gehalt seines öffentlichen Lebens darunter wesentlich gelitten hätte. Ein freies Land bedarf zum Konserviren der blöden Masse nicht.

Auch in Frankreich und Belgien blühen Ackerbau und Industrie, wie sonst nur in protestantischen Ländern. Daneben aber besteht in diesen Ländern und in Deutschland, wie ein selbstständiger Bauernstand, so das kleine Gewerbe noch ziemlich unabhängig, welches in England rascher von der großen Industrie verschlungen ward, gerade wie der kleine Freibauer von dem spekulirenden Latifundien-Besitzer.

Das Vorherrschen des Bürgerstandes neben einem massenhaften Bauernstande, der über drei Viertel der ganzen Bevölkerung ausmacht, erzeugt, selbst bei obligatorischer Volkserziehung, einen schroffen Gegensatz zwischen dem Volksglauben und der höheren Bildung, ja, sehr oft sogar eine vornehme Abschließung der gebildeten Welt, durch welche die demokratische Theorie in nicht geringe Verlegenheit geräth.

Dieser Gegensatz besteht nicht so schroff in England, oder wird dort wenigstens durch kluge Hypokrisie überkleistert. In England geht der vornehme Mann allerdings, seinen Untergebenen zu Liebe, in die Kirche; die reale Bildung aber und die praktischen Anschauungen, welche dort die Hauptsache, sind keineswegs das Monopol der höheren Gesellschaft; und der Fabrikant legt wohlweislich etwas Geld dazu an, um seinen Arbeitern, sei es durch Pfennigmagazine

oder durch Volksschulen, einige nationalökonomische Kenntnisse beizubringen.

Auch was das Verhältniß des Adels zu den übrigen Klassen betrifft, so stehen sich darin Frankreich und Deutschland wenigstens theoretisch näher, als beide darin zu England stehen. Der englische Adel hat, bei den hochtönendsten Namen, am wenigsten nachweisbare Genealogie und am meisten wirklichen Inhalt. Dieser Adel ist ein Stand, unserer ist eine Kaste. Darum ist der Adel in Frankreich machtlos geworden und bei uns mindestens schon aller moralischen Autorität beraubt.

In einer Reihe von Fragen, die bei uns brennende sind, — Gleichheit vor dem Gesetz, der Stände sowohl, als der Konfessionen, Kodifikation u. s. w. — sind die Franzosen uns und selbst den Britten weit vorangeeilt. Sie zeigen uns das Ziel, dem wir nachzustreben haben. Diese Errungenschaften sind die eigentlichen Grundstützen des Bürgerstandes, für welchen und durch welchen Frankreich zwei Revolutionen gemacht hat. — England dagegen, dieses Musterland originaler und unnachahmlicher Rechtssitten, zeigt uns eine eigenartige und sich stets neu reproduzirende Mischung der Stände und darin ein ererbtes Rechtsbewußtsein, die wir weder durch revolutionäre, noch sonst durch legislatorische Beschlüsse schaffen, noch überhaupt auf dem Wege bewußter Willensthätigkeit erlangen können.

Vor allen Dingen fehlt uns die insularische Abgeschlossenheit, welche die stehenden Heere entbehrlich gemacht und somit die wesentlichste Störung jeder gährenden, volksthümlichen Entwickelung weggeräumt hat. Und nun gar der Volkscharakter, der zu diesen Zuständen paßt! Der mit seiner Geduld und Zähigkeit, mit seiner Ausdauer und Beharrlichkeit, bald die Maschine schiebt, bald sich von ihr schieben läßt, dem Mechanismus organisches Leben einhaucht, kurz, das ganze anonyme „It works well,“ welches jeder von

Oben kommenden Schöpfung tausendmal vorzuziehen ist! Das Alles aber ist erst nach und durch, mehrere Jahrhunderte lang dauernde, Verirrungen und Verwirrungen geworden, nach vielen Kämpfen, Leiden und Verbrechen, ärger, als die, wegen deren man heutzutage Frankreich das Recht oder doch die Befähigung zur Freiheit absprechen will. Das constitutionelle England hat seine Epochen der Corruption gehabt (unter den Walpole, Pelham u. s. w., von Karl's II. und Jakob's II. Regierungszeit gar nicht zu reden!) schlimmer, als Frankreich jemals; und so lange es, wie heute noch Frankreich, von fürstlichen Prätendenten heimgesucht war, ist es auch nicht zu der entwickelungsträchtigen Rechtssicherheit gelangt, welche seitdem seine innere Kraft ausmacht. Die großen Revolutionen scheinen allerdings überall, wie Ueberschwemmungen, einen Schlamm zurückzulassen, der nicht zum besten riecht. Aber diese moralische Fäulniß wuchert nur auf der Oberfläche, wo die herrschenden und herrschsüchtigen Klassen davon angesteckt wurden, — während die Massen von dem jugendlichen Bewußtsein ihrer Spontaneität und Selbstständigkeit unfehlbar ergriffen und erhoben zu werden pflegen.

Wer weiß, ob eine seit Jahrhunderten oder auch nur während Jahrzehnten in Frankreich befestigte Freiheit nicht auch jene lokale, national-historische Färbung der Volkssitte annehmen würde, welche uns an England entzückt, obgleich sie der englischen Freiheit theilweise ihren propagandistischen Einfluß entzieht.

Bekanntlich giebt es auch in England Leute (wie Toulmin Smith, David Urquhart u. A. m.), welche über den Verfall des alten Rechtes, des „common law,“ jammern und den Untergang prophezeihen, (keinem Lande wurde er öfter prophezeit!) weil die modernen Staatsmänner sich dem französischen Geiste der Verwaltung und Rechtspflege zuneigen.

Es sind kaum vierzig Jahre her, da konnte ein des

Mordes überführter Verbrecher in London einen der höchsten Gerichtshöfe durch sein hartnäckiges Erbieten zum gerichtlichen Zweikampfe in Verlegenheit setzen, weil die Gottesurtheile oder doch diese Form derselben noch nicht formell abgeschafft war. *) Seitdem sind summarische Polizeigerichte und der Central-Strafgerichtshof von London eingeführt, das Eherecht reformirt, die Munizipal-Verfassungen und die Universitätsordnungen vereinfacht, die Steuer- und Zollgesetzgebung auf neuen Grundsätzen erbaut, die Grundbesitzübertragung entfesselt und erleichtert, die Armen-Verwaltung und selbst das Auswanderungswesen centralisirt, die öffentliche Gesundheitspflege zur Staatspflicht erhoben, der Volksunterricht zur allgemeinen Angelegenheit gemacht, die Entwässerung (drainage) regulirt, das Bankwesen, die Pfandleihanstalten, die Aktiengesellschaften, die Sparkassen und die wechselseitigen Unterstützungsgesellschaften rc. controllirt, die Ostindische Compagnie ist expropriirt, Kriminalgesetzgebung und Strafanstalten sind nach humanen Prinzipien gemildert und dadurch auch wirksamer gemacht worden, die neuen Eisenbahnen entgehen ebensowenig der öffentlichen Controlle, als die alten Kanäle und Heerstraßen, die Gemeindetriften ebensowenig, als die Miethhäuser für die ärmeren Klassen. Die Fabrikarbeit der Weiber und Kinder wurde einem Maximum unterworfen. Kein Passagierschiff sticht mehr in See, keine Fabrik entsendet mehr den Rauch ihrer Maschinen über die benachbarten Schornsteine, ohne daß eine Behörde (board) oder doch eine Kommission die Sicherstellung der dabei Interessirten, Kontrahenten oder Nachbaren, einer, von Gesetzen geregelten Fürsorge und Controlle unterwürfen. **)

---

*) Das geschah erst im letzten Regierungsjahre Georg's III. durch das Statut 59. Geo. III. c. 46.

**) Vgl. unter Anderen Vivien, Etudes administratives, Tom. I. pag. 19.

Alle diese, durch die moderne Entwickelung des Verkehrs und der Gesellschaft unentbehrlich gewordenen Reformen greifen natürlich mehr oder weniger störend in die absolute Freiheit des Individuums ein; ja, an der summarischen Gerichtsbarkeit der neu eingesetzten niederen Höfe, neben welchen die alten Tribunale in englischer Weise fortbestehen, aber viel weniger beschäftigt sind, wäre manchmal ihr willkührliches, nicht immer durch Appellation gutzumachendes Verfahren zu tadeln. Die reifere Erfahrung wird vielleicht diese oder jene Maaßregel rückgängig machen, oder doch stark modificiren; wo es sich nicht um verjährte Traditionen handelt, geschieht das leicht in England. Im Ganzen muß hier die statutarische Gesetzgebung Ansprüchen genügen, Bedürfnisse befriedigen, welche in den meisten anderen Ländern durch Revolution oder sogenannten „aufgeklärten Despotismus" befriedigt wurden. Der englische Staat, auf dem Grundgesetz des individuellen Rechtes erbaut, soll, um den Anforderungen der Neuzeit in Kultur und Industrie zu entsprechen, zum Staate des Gemeinwohls werden, ohne dafür seine politische Freiheit einzubüßen. Zu einem solchen Uebergange gehört immerhin, soll er friedlich verlaufen, eine starke Dosis politischer Reife.

Vor allen Dingen aber sind die Engländer bei ihren politischen Evolutionen und Revolutionen stets durch zwei glückliche Umstände bewahrt oder gerettet worden: 1) dadurch, daß sich die ministerielle Willkür auf kein stehendes Heer stützen kann; — und 2) dadurch, daß von Außen keine Störungen zu befürchten sind und der auswärtigen Politik kein bedeutender Einfluß auf die innere Entwickelung gestattet ist.

Die Partei, welche den reformirenden Whig-Ministerien den Vorwurf der Französelei, Centralisation, Vielregiererei u. s. w. macht, ist äußerst schwach und klein, weil eben keinem Ministerium und keinem Parlamente in

England einfällt, radikal reformiren zu wollen. Die meisten Reformen kündigen sich sehr schüchtern an, bald als provisorische Maßregeln, bald werden sie dem freien Ermessen der Gemeinden anheimgestellt; man macht dem Alten seine Reverenz, läßt es zum Schein neben dem Neuen bestehen und sucht diesem, wo möglich, einen alten Namen zu geben, wenn man es nicht in eine alte Institution einschachteln kann. Dabei wird Zeit und Uniformität verloren, aber Rechtssicherheit und Freiheit gewonnen. Das ist die sogenannte Erbweisheit, nämlich die Weisheit, mit dem Ererbten nicht offen zu brechen.

An den Fehlern der Reform-Bill, welche jetzt schon einer Ergänzung bedarf, läßt sich dieses System am deutlichsten erkennen. Man hat sich wohl gehütet, das Princip der numerischen Repräsentation, dem man darin zusteuerte, ausdrücklich zu bekennen; und die Urheber der Reformakte mußten sich, um Etwas durchzusetzen, mit Stückwerk und Halbheiten begnügen; aber sie liefen dafür auch niemals Gefahr, einen Schritt zurückzuthun, oder einen Schritt vorwärts zu thun, den nicht die ganze Nation freiwillig und freudig mit ihnen gegangen wäre. Ein anderes Beispiel: die Emanzipation der Juden und der christlichen Dissidenten in Frankreich geschah als ein befreiender Akt, als eine stolze Huldigung an das allgemeine Menschenrecht und die Menschenwürde; in England ist die analoge Thatsache nur eine vorsichtige und eigentlich unlogische Veränderung überlebter Eidesformeln, bei denen das moderne Rechtsprincip verschämt und verstohlen, wie Contrebande, eingeschmuggelt wird. Aber der Britte fühlt sich sicherer, wenn er seine ideale Regung hinter dem Respekt vor dem Historischen und Hergebrachten verbergen kann!

Nichtsdestoweniger regen sich unter den gepuderten Perrücken von Chancery-lane und Inner-Temple eine Menge jugendlicher Köpfe und reißen das Publikum mit sich, zur

Aufräumung in dem, kaum mehr zu bewältigenden, Augiasstall der englischen Jurisprudenz, zum Feldzuge gegen einen Wust von Gesetzen, in welchem sich selbst die ältesten und gelehrtesten Richter nicht mehr zurechtfinden. Nach der juristischen Logik Alt-Englands hätte konsequenterweise, in dem reichsten und betriebsamsten Lande der Welt, weder der Bodenkredit, noch das Wechselrecht, noch die Expropriation im öffentlichen Interesse Zulassung finden können; noch heute muß in der City von London für die Einführung von Handelsgerichten agitirt werden, obgleich das alte Recht auf die Handelsverhältnisse der Neuzeit gar nicht anwendbar ist.

Aber wenn der Legalitäts-Eigensinn das große Thor der Oeffentlichkeit verschließt, so weiß das praktische Bedürfniß gelegentlich eine kleine Hinterthür zu benützen, die nach und nach erweitert wird. So geht die praktische Befreiung, erobernd und den Weg bahnend, der theoretischen Befreiung voran, der Erlösung von der Herrschaft des Buchstabens, von der Tyrannei des ödesten Formalismus.

In Frankreich dagegen ist die Theorie zeitweilig der Praxis soweit vorangeeilt, daß diese, verwahrlost und verachtet, zurückblieb, wie unter der Orleans-Dynastie die Provinzen hinter Paris.

Das England von Heute ist freilich nicht mehr dasselbe, welches den alten Vincke begeistert hat, das Ideal des ehrwürdigen Stein. Der neueste Vorredner der Vincke'schen Schrift,*) der epigonisch auf dem ererbten Standpunkte stehen geblieben ist, bejammert denn auch wirklich den Verfall der englischen Verwaltung. Die Widerlegung solcher Jeremiaden liegt in dem Anlaß und der Tendenz der berühmten

---

*) „Darstellung der inneren Verwaltung Großbritanniens.“ Von L. Freiherrn v. Vincke. Herausgegeben von B. G. Niebuhr. Berlin 1815 (Verlag von G. Reimer). — Zweite Auflage, 1848, mit einer Vorrede von Marcus Niebuhr (dem Sohne des Historikers).

Schrift selbst. Sie war indirekt gegen das französisch-westphälische Verwaltungssystem gerichtet und konnte, obgleich schon im Jahre 1808 geschrieben, erst nach dessen Sturz erscheinen; sie steht somit im innigsten Zusammenhang mit der Richtung, aus welcher die liberale preußische Städteordnung hervorging. Die Männer, welchen die hohe Aufgabe zugefallen war, in Deutschland den öffentlichen Geist zu wecken und zu erziehen, als derselbe noch im tiefsten Schlummer lag, durften und mußten die Ansicht befolgen, daß es auf eine autonomische Verwaltung mehr ankomme, als auf eine formell freie Verfassung. Der Gegensatz gegen das Franzosenthum wirkte hierbei mächtig mit. Der erste Herausgeber, der berühmte Niebuhr, macht auch die Bemerkung, daß dieselben Verfassungsformen in England die Freiheit, in Irland die Tyrannei als Resultat hervorbrächten, daß die englische Verfassung seit 1689 der Form nach nicht geändert worden, wohl aber die Verwaltung, und daß daher der Einfluß der Aristokratie so sehr abgenommen habe. (Schon 1815!) Das ist es ja eben! Die Verwaltung konnte sich seit 1689 unter einer freien und unverbrüchlich eingehaltenen Verfassung im liberalen Sinne entwickeln und sie hat sich seit 1815 in diesem Sinne (zur „Abnahme der Aristokratie") weiter entwickelt. Dieselben Verwaltungsnormen, ohne die Garantie einer freien Verfassung, würden wahrhaft türkische Zustände hervorbringen. Das administrative Self-Government blühte ja das ganze Mittelalter hindurch und hat doch weder den Despotismus der Plantagenets, noch den der Tudors verhindert. Die Alten, welche ihrer Zeit den ächten Sinn für Freiheit hatten, würden, eben weil sie die rechten Männer ihrer Zeit waren, heute lebend, das Verständniß für die Gegenwart mitbringen, während ihre Epigonen vor fünfzig Jahren zur Reaktion von Damals gestanden hätten, wie sie jetzt zu der von Heute stehen.

England aber, dessen Zustände das beschämende Lob der mißverstehenden Reaktionaire nicht verdienten, folgt jetzt, wo es gelegentlich deren unverständigen Tadel erfährt, immer noch dem Gesetze derselben einen und ununterbrochenen Entwickelung. Was damals noch das brittische Self-Government so reizend darstellen ließ und was heute als Verfall desselben erscheint, das ist im Grunde nur der nothwendige, der unvermeidliche Uebergang vom Aristokratismus zum Demokratismus. Die heutigen Regierungs-Commissionen bestehen aus bezahlten Beamten, deren Kontraktsverhältniß ihre persönliche Freiheit weit, weit besser wahrt, als die steife und bevormundende Staatsdiener-Pragmatik der Kontinentalstaaten. Die ehemaligen Sheriffs, Friedensrichter und Constables, in welchen die ganze lokale Regierung konzentrirt war, wurden aus den reichsten Grundbesitzern ihres Kreises ernannt. Das waren vermögliche und vornehme Leute, die ohne Gehalt, d. h. für Ehre und Einfluß, arbeiteten. Die gleiche Berechtigung war dabei nur eine scheinbare, gerade wie beim englischen Privatrecht, wo zum Beispiel ein Ehescheidungsproceß bis vor Kurzem so enorme Summen kostete, daß er nur als ein seltener Luxusartikel der reichsten Leute zu betrachten war. Die Aristokratie des Besitzes, welche die Provinzial- und Lokal-Aemter inne hatte, war freilich unabhängig von den Ministerien; vielmehr verstand sie es, der Regierung ihre Bedingungen zu stellen und die Wahlen zu leiten. Der anscheinend unentgeltliche Patriotismus dieser Aemter warf an Patronat, an Kolonial- oder Kirchen-Bestallungen, an Lieferungs-Kontrakten u. dgl. m., für die jüngeren Söhne und ärmeren Verwandten sehr hübsche Zinsen ab.

Man preise immerhin die antiken Gemeinwesen, wo jeder freie Bürger dem Staate umsonst diente und seine Aecker — von Sklaven bestellen ließ; die moderne Demokratie verfolgt ein höheres Ziel! — In der bureaukratischen

Verwaltung steht allerdings der Geldaristokratie nicht gerade die des Verdienstes gegenüber, sie enthält nur die erste, schlechteste, die negative Seite der staatsbürgerlichen Gleichheit und darf deshalb nur als Uebergang zu der höheren, erfüllten Gleichheit für annehmbar gelten. Wir wissen recht gut, daß die Herren von Downingstreet und Westminster ebensowenig, als die in den Tuilerien und auf dem Concorde-Platze, gerade die Würdigsten zu den höchsten Stellen heranziehen; wir wissen auch, daß die Bureaukratie leicht zum stehenden Heere des Absolutismus wird. Wo aber die bürgerliche und die politische Freiheit in ihren Fundamenten fest begründet sind, da ist das nicht zu befürchten. In England ist der Beamte eben ein Arbeiter, seines Lohnes werth, und ist dem Aristokraten, der politisches Kapital machen will, bei Weitem vorzuziehen. In England ist, trotz der neuen summarischen Proceduren (deren Vollzieher größtentheils unter dem Ministerium des Innern stehen) keine Kabinets- und keine Administrativ-Justiz zu befürchten.

Wenn sich somit England ohne Gefahr die französischen Schablonen aneignen darf, so ist darum nicht minder wahr, daß sich in Frankreich unter diesen allgemein giltigen Formen der Despotismus einschleichen konnte. Es sind eben Formen, der Inhalt muß vorgefunden oder nachträglich erzeugt werden. Einstweilen haben die Formeln der Gleichheit und Gerechtigkeit in Frankreich erst das Bedürfniß und die Sehnsucht nach dem Inhalte geweckt.

Bekanntlich hat Hegel, wenn ich nicht irre, in der „Preußischen Staatszeitung", kurz nach der Promulgation der Reform-Akte, deren Unhaltbarkeit und „abstrakte Atomistik" nachgewiesen und, mit der Energie eines Hochtory, die Unentbehrlichkeit der verrotteten Burgflecken für den dialektischen Constitutionalismus darzuthun versucht. Ungleichheit und Ungerechtigkeit galten damals noch

den tiefen Denkern in Deutschland als die Stützen und unumgänglichen Bedingungen des staatlichen „Organismus". Die englische Nation aber plagte sich mit solchen Hirngespinnsten nicht, sie wußte ganz wohl, daß sie durch die Reform an Macht und Freiheit Nichts einbüßen und auch der Anarchie keine Handhabe bieten würde. Sie wird auch bei der nächsten Reform-Akte Nichts risquiren, als höchstens — für die erste Zeit — ein allzu konservatives Parlament. In England nämlich würde selbst das allgemeine Stimmrecht auf geschichtlicher Basis ruhen, wogegen das constitutionelle System in Frankreich gerade daran gescheitert ist, daß es die Moderamina, die sogenannten Sicherheitsschrauben (die Pairie z. B.) künstlich herstellen wollte und dazu dem englischen Staatswesen Formen entlehnte, deren Inhalt auf französischem Boden nicht gewachsen war und nicht blühen konnte.

Wohlgemerkt: die „historische Basis" in England ist keine solche, die außer allem menschlichen Willen und Berechnung liegt. 1688 und 1714 haben die Engländer neue Legitimitäten geschaffen und wenn ein König von England einen Staatsstreich versuchen wollte, so würden sie vielleicht noch einmal eine neueste und letzte Legitimität produciren. Im Ganzen sind die republikanischen Elemente der englischen Staatsanschauungen mehr gegen die Aristokratie gerichtet, die sie allmälig auflösen; auch die Abschaffung der Kornzölle trug wesentlich dazu bei. Die Engländer sind viel zu klug, das Königthum entbehren zu wollen, so lange noch ein Rest von Aristokratismus zu beseitigen ist. Dabei befinden sie sich in der Lage eines Mannes, der sein Haus von Grund auf neu erbaut, ohne es zu verlassen, und deßhalb stückweise zu Werke geht. Das ist auch eine der praktischen Ursachen ihrer Furcht vor starrer Prinzipien-Anwendung.

Was können aber die Franzosen dazu, daß man ihnen

das Haus über dem Kopfe abgebrannt hat! — Sie mußten anders verfahren. Das Königthum hatte ja längst vor der Revolution tabula rasa gemacht und selbst die politische Centralisation war unvermeidlich geworden. Oder wollte man etwa behaupten, daß der Provinzialgeist in Frankreich, der wahrlich die Freiheit nicht beherbergte, minder gefährlich gewirkt hätte, als die Centralisation? Die Centralisation ist allerdings an sich kein freiheitliches Prinzip, sondern ein revolutionäres, und eher mit der Diktatur, als mit der Demokratie verwandt. Aber sie war in Frankreich nicht nur als Waffe gegen die inneren und äußeren Feinde, sondern auch als Mittel der Gleichheit unentbehrlich geworden. Dies gilt namentlich von der politischen Centralisation; die administrative ist, selbst in Frankreich, nur den mit Bewußtsein reaktionären Regierungen zuzuschreiben, und namentlich dem Imperialismus, der sich, wie alle absolutistischen Systeme, zwischen den zwei Polen des »Divide et impera« und der militärischen Disciplin bewegt. Insofern er sich gegen das liberale Paris auf das verblendete flache Land stützt, wirkt er eigentlich der Centralisation entgegen.

Im Ganzen aber gehört die Centralisation nun einmal zu den wenigen unvermeidlichen geschichtlichen Grundlagen der französischen Staats-Entwickelung. Und in allen Ländern, welche durch Unterbindung der alten Freiheitsadern zu einer, der französischen analogen Entwickelung gedrängt werden, wird sie unentbehrlich sein. Das einzige Heilmittel dagegen bestände in der Gemeinde- und Associations-Freiheit, aber weder im Provinzialgeiste, noch in der ständischen Gliederung, welche Gegengifte giftiger wären, als das Uebel selbst.

Wir haben oben auszuführen gesucht, daß die Centralisation keineswegs im französischen Volkscharakter ursprünglich begründet war. Sie hatte vielmehr die größte Mannig-

faltigkeit der Lokalrechte und Landessitten zu bekämpfen; ja es giebt noch heute Erdwinkel in Frankreich, deren Bewohner sich der gleichen Erbtheilung entziehen.*) Aber der mächtige moderne Staatsgeist bewältigt das Alles. Dieser Staatsgeist hat sich Probleme vorgesetzt, zu deren Lösung er der concentrirten Betheiligung aller individuellen Kräfte bedarf, und das französische Volk, das nicht allzu streng nach einem Momente der Ermattung beurtheilt werden sollte, hat zu der Formulirung dieser Aufgaben vor allen europäischen Nationen am eifrigsten beigetragen.

Uebrigens geht es mit der Theorie der Centralisation, wie mit vielen politischen Stichwörtern. Während wir sie gegen die Angriffe der Reaktion vertheidigen, bekämpfen wir das Interesse, welches der verblendete Liberalismus an ihrer Beförderung und Ausdehnung nimmt. Wenn in Frankreich Legitimisten und Pfaffenfreunde (Raudot**) z. B.) die Centralisation angreifen, wenn sich selbst der Bonapartismus heuchlerischerweise einen Moment lang gegen dieselbe erklärt hat, so war und ist es nur die allgemeine Rechtsgleichheit, die Beeinträchtigung der klerikalen und aristokratischen Lokal-Einflüsse und das geistige Uebergewicht der Hauptstadt, welche ihnen zuwider sind. Uebrigens ist es unwahr, was in deutschen Zeitungen fortwährend wiederholt wird, daß die ganze französische Demokratie blind für das System der administrativen und bureaukratischen Centralisation eingenommen sei, daß dasselbe zu ihren politischen Glaubensartikeln gehöre. Gerade Armand Carrel, der doch weniger, als z. B. Godefroy Cavaignac und viele andere, seiner Zeit hervorragende Demokraten, mit den trügerisch glänzenden

---

*) Vgl. Le Play's Studie über den Lavedan-Gau in den »Ouvriers des deux mondes«; I. Theil, erste Lieferung, Nr. 3; ebendaselbst Nr. 4 u. s. w.

**) Raudot, über den Verfall Frankreichs. Paris, 1850.

Traditionen des ersten Kaiserthums gebrochen hatte, hat, trotz dieser Schwäche, im »National« des Jahres 1833 eine glorreiche Polemik gegen die Centralisation geführt. Von den Jüngeren wäre Proudhon anzuführen. Freilich sind nicht Alle frei, die ihrer Fesseln spotten. Aber selbst Odilon-Barrot sagte unter Louis-Philippe in der Kammer:

„Nur die Völker widerstehen den fremden Invasionen, welche das Glück haben, die Centralisation nicht zu kennen, die ich den Despotismus nenne.“ — — „Viele Leute hassen den Despotismus, wenn er auf ihnen lastet, und lieben ihn, wenn sie ihn selber ausüben können.“ — „Spanien widerstand ohne Centralisation sieben Jahre lang unseren Angriffen, und Frankreich ward mit seiner kaiserlichen Centralisation binnen fünfzehn Monaten zweimal von feindlichen Armeen überschwemmt!“ —

Treffender können die politischen Nachtheile der Centralisation in kurzen Worten nicht geschildert werden. War Spanien wie Frankreich centralisirt, so war mit der Eroberung Madrids auch ganz Spanien unterworfen. Wobei freilich einzuschalten wäre, daß ein politisch centralisirter Staat mit modernen Institutionen wohl schon seine natürlichen Gränzen besser vertheidigt hätte, als das damalige Spanien. Was Odilon-Barrot von äußeren Kriegen sagt, hätte er noch schlagender an den inneren Fehden nachweisen können. Jeder Aufstand ward sonst in Spanien zum langwierigen und weit verbreiteten Bürgerkriege mit langsam erlöschendem Zündstoff; in Frankreich dagegen wurden die Revolutionen durch und in Paris rasch entschieden. Was Frankreichs Widerstandsfähigkeit im Allgemeinen betrifft, so generalisirt die obige Aeußerung Barrot's, der glänzenden Antithese zu Liebe, einen speziellen Fall, der bei alledem doch bewiesen hat, daß selbst eine siegreiche Coalition Frankreich für untheilbar erklären mußte. Die Staaten, welche ihre äußere Unabhängigkeit oder ihre alten Gränzen verloren,

haben das **niemals** der Centralisation zuzuschreiben gehabt; vielmehr waren sie alle innerlich zerrissen, als sie den äußeren Feind anzogen und mächtig werden ließen. So wie Frankreich nun als **Nation** constituirt ist, wird es unter Umständen allerdings mehr **Offensivmacht** als **Defensivmacht** entwickeln. Dies liegt aber noch mehr in dem propagandistischen Gepräge seiner **Staatsidee** und Gesetzgebung,*) deren Produkt ja unter anderen auch seine Armee ist, als in der Centralisation schlechthin.

Dies Alles gilt hauptsächlich von der **politischen** Centralisation. Die **administrative** Centralisation, d. h. die Bevormundung der Individuen durch eine Bureaukratie, welche sich unterscheidungslos und ohne Widerstand jeder siegenden Centralgewalt unterwirft, hat viel bedenklichere Seiten, auf die wir unten zurückkommen werden.

Die Centralisation ist nun einmal ein Januskopf mit zwei Gesichtern. Soweit sie als Bedingung der **Rechtsgleichheit** (und der codifizirten Gesetzgebung) unentbehrlich ist, wurzelt sie in allen französischen Rechtsanschauungen und selbst in den Landessitten so tief, daß ihre Vorzüge für ihre Nachtheile entschädigen müssen. Die, welche unnütz dagegen deklamiren, verstoßen gerade gegen ihre beliebte Theorie der historischen Grundlagen. Wünscht Ihr ernsthaft die wünschenswerthe **Autonomie** aller Kreise, Klassen und Genossenschaften, so gewährt auch allen diesen Gesellschaftsformen die **gleiche** Berechtigung. Wollt Ihr das Uebel der Bevormundung ernstlich bekämpfen, so greift es an der Wurzel an,

*) Zur Zeit der französischen Eroberungen konnte man die traurige Beobachtung machen, wie überaus rasch die neu incorporirten Grenz-Departements sich dem Hauptlande assimilirten. Dagegen ist Frankreich zu außer-europäischer **Colonisation** weniger geeignet, weil hierzu eine **Individualisirung** der Zustände und Regierungstypen gehört, die den centralistischen Franzosen ein für alle Mal abgeht.

bei der mangelnden Volks-Erziehung, dem Pfaffenthum und den stehenden Heeren; wagt es, die Exekutivgewalt überhaupt zu beschränken, die politischen Functionen zu vereinfachen, und an die Stelle der zu beseitigenden bureaukratischen Vielschreiberei die wahre Oeffentlichkeit zu setzen, welche jeden Beamten für seine Handlungen verantwortlich macht. Die persönliche Verantwortlichkeit ist überhaupt die Grundbedingung aller Freiheit.

Die wahrhaft organische Centralisation, die des enthusiastischen Gemeingefühls und der bewußten Solidarität der Interessen, ward schon in dem geistigen Leben Frankreichs vorbereitet, als die Krebsschäden der mechanischen Centralisation noch ausschließlich in den Regierungskreisen überwucherten. Montesquieu, Diderot, Voltaire und ihre mitwirkenden Zeitgenossen dachten und schrieben in gemeinverständlicher, für ganz Europa förderlicher Weise, während unsere größten publicistischen Talente des vorigen Jahrhunderts, die Justus Möser, Schlözer, Moser (wie leider noch die meisten deutschen Publicisten der letzten Vergangenheit) dem leidigen Provinzialgeiste ihre beste Kraft und den größten Theil ihrer Wirksamkeit zum Opfer brachten. Als dann die große Epoche unserer klassischen Literatur anbrach, gingen deren Genies alsbald weit über die Gränzen des engen und zwar geistig beengenden Vaterlandes hinaus. Von dem Provinzialismus bis zum Weltbürgerthum war nur ein Schritt. Die Franzosen aber blieben vor diesen beiden Extremen bewahrt. Nur spät, durch schwere Leiden und nicht minder durch allerhand lächerliche Verirrungen und Alfanzereien hindurch, konnte sich erst der deutsche Patriotismus zu einer selbstbewußten Existenz herausbilden! — Das Unmittelbare in dem englischen oder französischen Staatsbewußtsein ist es aber vor allen Dingen, was uns mit neidischen Blicken über den Rhein und die Nordsee schielen läßt. Wie gerne würden wir noch manche Beschrän-

kung für dieses kostbare Gut in den Kauf nehmen! England ist in dieser Beziehung noch glücklicher, als Frankreich. Wie England seine Küsten, Frankreich aber seine Hauptstadt zu befestigen hat, so erwarb Frankreich erst durch verschiedene Formen der literarischen, administrativen und selbst militärischen Centralisation, was England durch seine insulare Lage und seine, von Außen nicht bedrohte Entwickelung gar leicht geworden ist und beinahe von selbst zufiel. —

Die Centralisation ist allerdings oft nur eine Kriegsmaschine, aber sehr oft eine unentbehrliche. So sehen wir jetzt Italien zur Erlangung derselben die größten Opfer an individuellem Leben und an geheiligten Traditionen bringen. Auch Deutschland würde — bei seinem religiösen Dualismus — von einer bedeutenden Annäherung an die politische Centralisation nicht dieselben Gefahren zu befürchten haben, welche das, von seinen nivellirenden Königen zur Revolution erzogene, französische Volk seitdem betreffen mußten. Denn auch der gewaltsame Einheitstrieb, der im neueren Frankreich zeitweise das politische Legalitätsbewußtsein verdrängte, ist eine Frucht jenes Absolutismus, welcher, mit der kirchlichen Autorität zu dem Behuf verbündet, selbst in der Tiefe des gläubigen Gemüthes der individuellen Unabhängigkeit keinen Raum gönnen wollte!

### 5. Sozialismus und Kaiserthum.

Neben der Centralisation wird gewöhnlich der Sozialismus dem modernen Frankreich zum Vorwurf gemacht, und beide hängen in der That enger zusammen, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Die Centralisation nämlich hat die individuelle Selbstständigkeit untergraben und die Vorstellung verbreitet, daß der Staat und nur der Staat jeder Noth abhelfen könne und müsse. Außer dieser irrigen Vorstellung liegt in den französischen Institutionen

Nichts, was die Theorie einer sozialistischen „Gesammtbürgschaft" ermuthigen könnte. Im Gegentheil dürfte das englische Armengesetz der Königin Elisabeth mit seinen späteren Zusätzen viel eher für eine sozialistische Einrichtung gelten,*) als Alles, was die französische Gesetzgebung in dieser Hinsicht geleistet hat. Dieselbe Institution würde allerdings in Frankreich, Spanien oder Italien anders gewirkt haben, als in dem betriebsamen und auf persönliche Unabhängigkeit gestellten England; es gehört demnach die ganze Gesetzgebung und die ganze Entwickelung des Volksgeistes und der Industrie dazu, um den Sinn und die Folgen einer solchen Einrichtung zu beurtheilen. Seinem (protestantischen) Ursprung und seiner Anwendung nach, ist das englische Armengesetz wesentlich moderner Natur; allein auch das Mittelalter hatte eine Reihe sozialistischer, ja kommunistischer Gemeinde-Anstalten, freilich ohne den Begriff des Allgemeinen Menschenrechtes, welcher in dem revolutionären Frankreich hinzutrat und der zu Grunde liegenden Idee einen gefährlichen Zündstoff beimischte.

Hundert Namen aus allen Ländern und Zeiten, seit Plato bis zu Thomas Münzer und den Millenariern, und von da wieder bis zu Robert Owen und den Chartisten oder Schneider Weitling, beweisen, daß der Sozialismus keine neue und keine französische Erfindung ist. Natürlich spricht er in Revolutionen lauter, als unter der Knute; und freilich liegt er einem Volke näher, das von allen Freiheiten die Handelsfreiheit am wenigsten begreift, obgleich seine

---

*) Dies führt John Stuart Mill im Aprilheft 1849 der »Westminster Review« aus („zur Widerlegung irriger Ansichten über die revolutionären Behörden Frankreichs"). — Uebrigens sollten sich die Anglomanen erinnern, daß ihre größte Autorität, Montesquien nehmlich, dem Proletarier das Recht auf Arbeit, ja sogar das auf hinreichende Nahrung und Bekleidung ausdrücklich vindizirt. Siehe »Esprit des lois«, Livre 23, chap. 29.

Gesetzgebung die Gewerbefreiheit am weitesten und liberalsten (auch auf die Fremden) ausdehnt. So waren die Zwangspreise und das Maximum, welche der ersten Revolution zum Vorwurf gemacht werden, schon vierzig Jahre vorher angewandt worden.*) Prinzipiell hatten diese Versuche damals nicht mehr zu bedeuten, als etwa die Luxusgesetze der guten, alten Zeit, (die jetzt in der Türkei an die Reihe kommen). Wohl aber haben sie die Gesellschaft auf solche Abschweifungen von der Bahn der Gesetzlichkeit und der persönlichen Freiheit vorbereitet.

Der Sozialismus, der in sein Nichts verschwindet, sobald man ihn analytisch in's Auge faßt, konnte selbst 1848, auch in Frankreich, keine feste Gestalt gewinnen. Bei Lichte besehen, haben ihn seine leidenschaftlichsten Anhänger in der politischen Praxis schnell verläugnet. Aber all' diesen unheimlichen Verirrungen liegen doch zwei wichtige historisch-politische Thatsachen zu Grunde, nämlich:

1) das Bewußtsein der Solidarität aller Interessen, welches in einem centralisirten Staatswesen stärker, als in den decentralisirten, und in Frankreich noch lebendiger wirkt, seitdem die Gesetze der ersten Revolution den Grundbesitz unter die große Masse der Nation vertheilt haben. **)

---

*) S. Tocqueville, »l'ancien régime et la révolution.« pag. 435.

**) Es stellt sich immer mehr heraus, daß die freie Parzellirung den allgemeinen Wohlstand in Frankreich über alle Maßen befördert und gehoben hat, und auch, daß daraus mit der Zeit ein Element der Stabilität hervorgeht, stärker, als alle Majorate und Fideikommisse Englands und Preußens. Eine siebenzigjährige Erfahrung liefert sogar den Beweis, daß auch auf diesem Gebiete die Natur sich am besten selber hilft, so daß z. B. in den letzten 45 Jahren die Anzahl der Eigenthumsquoten in Frankreich eher ab- als zugenommen hat, ohne daß die dabei verfolgte Arrondirung der Bildung aristokratischer Latifundien (wie in England) den geringsten Vorschub geleistet hätte. —

2) der eigenthümliche Beruf der französischen Revolution.

Wir betrachten nämlich die französische Revolution als eine, in ihrem unhemmbaren Kreislauf noch begriffene, historische Krisis, die nicht eher abgeschlossen sein wird, als bis das Räthsel, das sie am ersten Tage aufgegeben, gelöst ist. Mit solchen historisch-politischen Räthseln geht es ungefähr, wie mit den Fragen, welche die Exekutivgewalt an das allgemeine Stimmrecht stellt. Ist die Frage erst richtig formulirt, so wird auch die Antwort richtig ausfallen. Es war mehr ein scharfer Instinkt, als eine klare Erkenntniß, was der berühmten Frage des Abbé Sieyes eine so ungeheuere Bedeutung beimaß. Nicht „was ist der dritte Stand" ist die eigentliche Frage, sondern: „Wie sind die Standesunterschiede überhaupt, formell und innerlich, zu lösen?" —

Das An die Spitze Treten des mächtig gewordenen Bürgerstandes konnte nur erst einige Punkte der formellen Rechtsgleichheit sichern. Eben weil der Bürgerstand, seiner Natur nach, keine abgeschlossene Kaste ist, mußte er, mehr als bisher geschehen ist, alle Stände in Bürgerstand zu verwandeln suchen. Die Versöhnung, welche in England zwischen dem Bürgerstande und der Aristokratie waltet und die im Grunde nur auf einem ziemlich zerbrechlichen Compromisse

---

Vgl. Hippolyte Passy's Abhandlung in den »Mémoires de l'institut de France«, Tome II., 2. Série, pag. 283—312; ferner Rossi's »Cours d'économie politique«, Tome II. pag. 74.; — Dupont-White, „L'individu et l'état", 1857, pages 302 ff.; Passy's »Divers Systèmes de culture.« — Wolowski, über „Bodenvertheilung und steigenden Bodenwerth," in der »Revue des deux mondes« vom 1. August 1857. — Léonce de Lavergne's ausgezeichnete Arbeiten über Agrikultur (1855 und 1857) und meinen Artikel über Agrikultur-Statistik in Nr. 497 der „Berliner Nationalzeitung" von 1857.

beruht, wäre für die Generation, welche aus den titanischen Kämpfen der ersten französischen Revolution hervorgegangen, lange nicht gründlich genug. Wo ein höheres Ziel vorgezeichnet ist, da liegen auch die Verirrungen näher; darum müssen gefährliche Experimente durchgemacht, schwere Prüfungen bestanden werden. Nicht der Klassenkampf, mit dem die Kommunisten zu drohen pflegten, sondern die Versöhnung aller Stände ist die große Evolution, welche sich in Frankreich begiebt, die Mission, welche Frankreich auf sich genommen und deren Erfüllung es schon näher gerückt ist, als irgend ein anderes Land. Die furchtbare Juni-Schlacht war vielleicht der letzte Ausbruch der unseligen Theorie des Klassenkampfes. Das zweite Kaiserthum ist die Buße und geschichtliche Sühne dafür, gerade wie das erste Kaiserthum die strafende Antwort auf die Diktatur der revolutionären Gewalten gewesen ist. Wie flüchtig und oberflächlich urtheilen Die, welche hier das Ende sehen! Eine Epoche voll gigantischen Heldenthums, eine ideale Erhebung, welche inmitten der allgemeinen Erschlaffung des achtzehnten Jahrhunderts die Menschheit auf das Gewaltigste aufgerüttelt hat, dabei unter allen Helden das Volk als solches am heldenmüthigsten, nicht niedergeschlagen in den Niederlagen, nicht ermüdet von soviel Anstrengungen und Enttäuschungen, das erste Mal, daß die Massen mit Bewußtsein und Ausdauer für die Idee ihres eigenen Rechtes kämpfen, — sollte das Alles, sollten die großen Thaten und Thatsachen eines halben Jahrhunderts in der Wagschaale der Weltgeschichte nicht wiegen, weil ein glücklicher Abenteurer die Mißverständnisse und Mißhelligkeiten des Moments momentan auszubeuten verstand?! —

Hat doch das neue Kaiserthum weder ein Princip, noch eine Klasse für sich zu gewinnen vermocht! Vergebens hat es mit der Geistlichkeit transigirt, vergebens den Bürgerstand geschreckt und das intelligente Paris unter die gewandt

erschlichenen Effekte eines, falsch angewandten, allgemeinen Stimmrechts gebeugt. Es hat die Reste des unabhängigen Richterstandes, die Gelehrten und Schriftsteller ebenso gegen sich, wie den großen Besitz und die Industrie. Es bedient sich eines gewissen, fein berechneten, betäubenden, eines gleichsam eleganten Terrorismus, um in Frankreich zu herrschen, wie sonst nur von Usurpatoren in fremden Ländern geherrscht wird. Selbst die Armee muß täglich neu gewonnen werden; und obgleich diese demokratische Armee, das nachgeborene Produkt der revolutionären Errungenschaften vor dem ersten Kaiserthum, an ihre Unüberwindlichkeit zu glauben, fast berechtigt wäre, so kann doch selbst die Lockspeise des Ruhms und der Eroberung Niemanden mehr in Frankreich verführen. Diesen Zuständen ist, mehr als einer absichtsvollen Berechnung, das Wechselnde und Unzuverlässige in der kaiserlichen Diplomatie zuzuschreiben. Jeder Franzose (der Kaiser wahrscheinlich nicht ausgenommen) betrachtet die gegenwärtigen Zustände als provisorische, als eine Diktatur des Uebergangs und der Zweckmäßigkeit, — weil die Monarchie auf legaler Basis nicht mehr zu begründen ist und die Republik an der allzu koncentrirten Centralgewalt scheitern mußte. —

Während in England, und wohl nur in England, das dem konstitutionellen System zu Grunde liegende Kompromiß eine Wahrheit und Realität ist, war dieses Kompromiß in Frankreich auch unter den Orleans nur eine hohle Illusion, wie die Kontroversen der Doktrinaires nach Rechts und Links, wie ihr unfruchtbarer Versuch, Autorität und Freiheit gegen einander abzuwägen und auszugleichen, sattsam erwiesen haben. Die Durchgangs-Epoche, in welcher die Waage bald nach dieser, bald nach jener Seite neigt, dauert im Grunde noch fort. Die Zukunft ist in Dunkel gehüllt und die Gegenwart unsicher von einem Tage zum anderen. Der Imperialismus hat mit aller Energie und

den äußersten Mitteln Nichts schaffen, Nichts fixiren können; die kaiserliche Regierung ist dazu verurtheilt, jeden Augenblick Frankreich neu zu erobern.

Das ist der Grund des sogenannten kaiserlichen Sozialismus. Mit diesen, massenhaft unternommenen, öffentlichen Bauten, welche eine Art fortgesetzter „Nationalwerkstätten" sind, sowie mit vielen anderen, theilweise wirklich nützlichen Veranstaltungen, soll der Inhalt des Staatsstreiches täglich neu bestätigt und der oppositionelle Bürgerstand im Zaume gehalten werden. Aber wenn jede Regierung in der Regel an den Einseitigkeiten untergeht, denen sie ihre Entstehung verdankt, weil jede eben mehr, als sie will und weiß, für ihr Grundprinzip verantwortlich ist, so sind Regierungssysteme, die auf Gewalt gebaut worden, am wenigsten im Stande, sich durch friedliche Reformen zu erhalten, welche nicht ernsthaft gemeint sind, nicht ernsthaft gemeint seyn können.

Alle die Maßregeln, welche die verschiedenen Gesellschaftsklassen feindlich auseinander zu halten bezwecken, bereiten nur eine dauernde Versöhnung auf höherer Basis vor; sie lösen, durch die Demonstration der finanziellen Unmöglichkeit, den Glauben an den phantastisch construirenden Sozialismus vollends auf; sie beweisen, daß derselbe recht eigentlich nur von einer freiheitsfeindlichen Diktatur zu realisiren ist, und werden den Bürger der einzig haltbaren Lösung der sozialen Frage zuwenden, der, welche mit der allgemeinen und individuellen Freiheit vereinbar ist, der, welche England angebahnt hat, der Lösung durch unbedingte Handels- und Gewerbe-Freiheit, durch praktische Volkserziehung und Befreiung vom Pfaffenthum.

## 6. Rückblick.

Das Empire — hundert Indizien beweisen es täglich, — stellt keine dauerhaften Zustände her. Sein, aus vielfältigen alten Einrichtungen kombinirter Mosaikboden ist zu der Vergänglichkeit verurtheilt, welche alles Stückwerk trifft, das organische Verhältnisse ersetzen oder ergänzen soll. Wenn es also irrig wäre, darnach Frankreichs Zukunft zu beurtheilen, so wäre es nicht minder ungerecht, darnach den französischen Volkscharakter zu verdammen. Das Schicksal bestraft überall die Fehler und Inkonsequenzen höherer Naturen um so strenger, je stärker sie dabei in Widerspruch mit sich selbst und ihrem Berufe gerathen. In der Tragödie geht der Held unter, während der Bettler sich des Lebens freut. Aber der Held, welcher ein Volk ist, lebt in seinen Werken wieder auf. Die Krisis, welche den Krankheitsstoff ausstößt, beweist die Lebensfähigkeit eines Organismus. Frankreich hat auf anderen, minder bequemen Grundlagen zu bauen, als England; ja, es hat diese Grundlagen zum Theil erst herzustellen, zum größeren Theile noch einzudämmen. Während England die Zinsen seiner Geschichte genießt, leidet Frankreich daran, daß sich sein „ancien régime“ mit dem berühmten „Après moi le déluge“ auf Leibrente gesetzt und den Staat auf Raubbau ausgebeutet hat. Aber der enterbte Sohn hat dafür die Trägheit reicher Erben abgelegt und mit wenig mehr als seinem guten Namen und seiner rüstigen Kraft die Arbeit begonnen. Sein Inventar war leicht zu verfertigen: Von der alten Welt blieb ihm eigentlich nur die literarische Errungenschaft als freies Kapital; daneben eine Menge bedenklich belasteter Besitzthümer, als da sind: der Einheitstrieb, das Autoritätsbedürfniß, (welches nicht wenig zu den schrecklichen Verirrungen der neunziger Jahre beigetragen hat,) die Verachtung der formellen Legalität.

Was diesen letzten Punkt anlangt, so haben wahrlich die Ereignisse des laufenden Jahrhunderts nicht dazu beitragen können, den formellen Rechtssinn, der in England eine produktive Kraft besitzt, in Frankreich zu stärken. Desto mächtiger ist, gerade durch die Revolutionen, das subjektive Rechtsgefühl in dem französischen Volke erwacht, in welchem eine humane und fast chevalereske Gesinnung verbreiteter ist, als irgendwo sonst, und wo der Rohheiten, wie sie in England und Irland tagtäglich choquiren, gar wenige vorkommen, ja, wo selbst die Tagespresse, trotz aller blutigen Konflikte, nicht zu den unwürdigen Verläumdungen und Gemeinheiten herabsinkt, die leider in Deutschlands reaktionären Blättern an der Tagesordnung sind. So ungefähr wäre die Bilanz zu ziehen:

England beweist uns die Möglichkeit eines freien Staatslebens auf historischer Grundlage;

Frankreich beweist uns die Möglichkeit eines mächtigen Volkslebens durch die Initiative der modernen Staatsidee;

England ist nicht so sicher vor Stürmen bewahrt und Frankreich ist dem Untergange nicht so nahe, als unsere Staatsweisen vorgeben. —

Deutschland aber, das von beiden viel zu lernen und wenig nachzuahmen hat, mag sich mehr an dem Ensemble ihrer Geschichte erbauen, als an ihrer unmittelbaren Gegenwart. Unsere bürgerliche Gesetzgebung bedürfte vielfach der französischen Radikalkur. Was dagegen die eigentliche Organisation der materiellen Interessen betrifft, so wird, Grundbesitz und Erbrecht ausgenommen, England besser uns zum Muster dienen. Ebenso, was die Garantien der persönlichen Freiheit anlangt. Was wir aber an beiden gleichmäßig zu bewundern haben, und wofür es noch lange bei der bloßen Bewunderung bleiben wird, das ist ihre Selbstgewißheit, die Totalität ihrer nationalen und volksthümlichen Entwickelung. —

England kann, nach reiflicher Erwägung, seiner Eroberungs- und Ausdehnungs-Politik entsagen, ohne deshalb an seiner Kraft zu zweifeln oder solche Zweifel bei anderen zu erregen. Frankreich dagegen, das sich selbst in der Entwickelung weiß und seine Existenz, wie seine Ehre, für die Durchführung der modernen Staatsidee eingesetzt hat, ist mit einem feineren Sensorium für alle Regungen und Bewegungen der europäischen Menschheit begabt. Mit Unrecht wurde bald Frankreichs, bald Englands auswärtige Politik des schnöden und perfiden Egoismus geziehen. Der Egoismus ist kein Makel, wenn es sich um ganze Völker handelt. In den großen, nationalen und internationalen Angelegenheiten ist der ärgste Vorwurf, sein eigenes Interesse nicht zu verstehen, und dieser Tadel traf und trifft Deutschland! Bei allem National-Egoismus aber fühlen die Engländer, wie die Franzosen, daß sie ein unmittelbares Interesse an der Verbreitung ihrer Prinzipien haben, und die Britten thun in ihrer Weise für die friedliche Verbreitung des gemäßigten Constitutionalismus ebenso viel, als die Franzosen ehedem für die kriegerische Exportation ihres Code-Napoléon und jetzt für die Konstituirung der romanischen Völker unter französischer Suprematie!

## III.

# Ueber die Kunst, mit einer Verfassung zu regieren.

### Ein Vademecum
### für
### constitutionelle Minister und Solche, die es werden wollen.
### (1860.)

„Diejenigen, welche sich allein darauf legen, den Löwen zu spielen, verstehen es nicht.“ — **Machiavelli.**

„Qui ne connaît l'empire, que les mots, les formules, les apparences commencent toujours par exercer? Des articles constitutionels, où ces droits soient proclamés, des corps institués pour les défendre, un sénat, un tribunat, des députés, des électeurs, des jurés, des juges dits inamovibles, l'appareil enfin d'un système représentatif frappe tous les regards, tranquillise les esprits et discrédite les premières alarmes du petit nombre de citoyens qu'il n'a pu séduire.“

**Dauneu**, des garanties individuelles.

„Il n'est pas jusqu'aux gouvernements despotiques, dont le caractère propre est la concentration des pouvoirs publics dans une seule main, qui ne se croient obligés de sauver les apparences. Leurs menteuses constitutions proclament la division des pouvoirs aussi formellement, que les chartes les plus libérales. Les trois pouvoirs y figurent, seulement on sait que ce n'est que pour la forme. Le législatif n'y est pas moins, que l'exécutif et l'administratif, l'instrument des volontés du maître.“ —

**Vacherot**, de la démocratie.

## 1. Prolog.

Warum hat noch kein deutscher Professor eine Theorie des Schein-Constitutionalismus geschrieben? Das gäbe doch

einmal ein wirklich „Praktisches Handbuch." Hofrath Z. in H., der rüstige Vertheidiger der Luxemburgischen und anderer Staatsstreiche, wäre ganz der Mann dafür. Wo ein Z. genügt, bedarf es selbstredend keines Macchiavelli. Er hätte nur die deutsche und französische Geschichte der letzten dreißig Jahre mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen. Denn in der Doctrin, welche wir meinen, ist die Praxis in aller Stille der Theorie weit vorausgeeilt; sie macht noch immer selbstständige Fortschritte, welche die Theorie aus falscher Scham einzuregistriren zaudert. Der zukünftige Theoretiker des wirklich bestehenden „Staatsrechts" weiß es mir vielleicht Dank, wenn ich ihm hier aus meiner eigenen, unmittelbaren Beobachtung einen kleinen Beitrag liefere, der durch seine Unverfänglichkeit zu weiteren Studien auf diesem Gebiete ermuntern dürfte. —

Ich hatte einen Kameraden auf dem Gymnasium zu Frankfurt, der eines Bundestagsgesandten Sohn war. Unter dem Drucke pietistischer oder sonst bornirter Lehrer, die zum Theile aus gezähmten Burschenschäftlern der ersten Epoche bestanden, wurden wir durch die Kraft des Gegensatzes, und nicht minder durch den ansteckenden Geist der Zeit, zu einem sehr lebhaften politischen Interesse herangezogen. Wir spielten Tugendbund und Burschenschaft, trugen die schwer verpönten deutschen Farben unter dem Hemde, und die Söhne der Bundestagsgesandten, welche uns darin sogar mit gutem Beispiele vorangingen, wollten gerne alle Fürsten mediatisiren, wenn nur jeder dem seinigen hätte die Kaiserkrone retten können. Als die Juli-Revolution ausbrach, meinte mein Freund, die Franzosen fingen nun auch an, liberal zu werden. Bald darauf wurden die Zollhäuser vor den Frankfurter Wartthürmen, mit welchen der preußisch-deutsche Zollverein damals noch die freie Stadt einschloß, von entfesselten Pöbelhaufen demolirt, Herr von Rauschenplatt stürmte die sogenannte Konstablerwache, um die Bun-

desverfassung umzustürzen, — und die Reaktion der Bildung drang, von diesen Schreckensbildern provozirt, bis in unsere engen Schul- und Studienräume, in denen so wenig Rechtes gelehrt ward. Doch mein Kamerad blieb treu, und hat noch etliche Jahre darnach in Göttingen, als das verfassungvernichtende Patent erschien und die sieben Ehrenmänner protestirten, mit uns Anderen die patriotischen Katzenmusiken und Komitate ausgebracht, bei Gelegenheit einer Studenten-Deputation von Gervinus einen Händedruck empfangen und in einer pro patria-Paukerei den adeligen „Longobarden", der auf sein Theil kam, wacker ausgeschmiert. Sein Vater, der in seiner Jugend auch einmal geschwärmt, freiwilliger Jäger gewesen, eine Neigungsheirath geschlossen und sich erst aus der Büreaukratie in die Diplomatie und zum Adelsdiplom hinaufgearbeitet hatte, machte nicht viel Lärmens über den ungerathenen Sohn. Er schien vielmehr die Sache fast in der Ordnung zu finden; wo mein Freund ein väterliches Donnerwetter nebst obligater Verkürzung seines „Wechsels" erwartet hatte, fand er — neben einer sehr überraschenden Erhöhung des letzteren — redselige Betrachtungen über Welt und Zeit, Ideal und Realität, über Zukunft und Praxis. Aber der Junge wurde in der Stille aus unserem Kreise entfernt, und fortan auf großstädtische Universitäten geschickt, mit guten Empfehlungen an elegante Familien in München und Berlin, und einer sehr weitgehenden väterlichen Toleranz für alle Gattungen fashionabler Liederlichkeit. „Jugend muß austoben!" hieß es. So kamen wir auseinander, weit auseinander. Mein Jugendfreund hat später eine reiche, glänzende Heirath und eine sehr rasche Carrière gemacht. Ich bin ihm noch ein oder das andere Mal flüchtig begegnet. Es war immer der alte, gemüthliche, etwas weiche und charakterschwache Mensch, dem man nicht ernsthaft böse sein konnte. Er hat an einem berühmten Staatsstreichs- und Oktroyirungs-Programm eines inte-

ressanten deutschen Bundesstaats zweiten Ranges einen hervorragenden Antheil genommen und mir darauf, bei unserem letzten Wiedersehen, die Erklärung gegeben, das Ganze sei nur aus einer berechtigten Nothwehr gegen das ausschreitende Gebahren der Geldaristokratie, des höheren Bürgerstandes hervorgegangen, und sie, die Gewaltsamen, hätten das eigentliche, das wahre, das naive Volk, den Bauernstand zumal, für sich gehabt. Der Rechts- und Verfassungsbruch belastete sein Gewissen nicht weiter; er hält sich noch heute für einen tugendhaften, ja edlen Menschen, und schläft im Bewußtsein seiner Würde als Mensch, Bürger und persönlicher Freund seines Monarchen auf einem, mit Millionen wattirten Kopfkissen allnächtlich den ruhigen Schlaf des Gerechten. —

Solcher Individuen bringt unser Staatsleben zu Hunderten hervor; dieser aber ist mir stets vor Augen geblieben als ein beobachtungswerthes Beispiel des leisen und fast unmerklichen Uebergangs vom Guten zum Bösen in dieser politischen Kategorie. Als er die Universität verließ, erhielt er von seinem Vater einen Brief, den ich damals las und jetzt aus der Erinnerung reconstruire, einen Brief, der bezeichnend ist für das ganze Verhältniß und die darin spielenden Persönlichkeiten, für die ganze herkömmliche Praxis, für den unerschütterten Glauben an sich selbst und den unbefangenen, reuelosen Cynismus dieser Leute. Die Ereignisse der darauf folgenden Jahre haben mir den Brief manchmal wieder in das Gedächtniß zurückgerufen, und was ich etwa hinzufüge, ist späteren mündlichen Mittheilungen entnommen, so daß es der Treue des Totaleindrucks keinen Eindruck thut.

Hier ist der Brief. —

## 2. Die Lehre.

Lieber Karl, Du hast nun Deine Studien beendet. Fünf Jahre lang habe ich Dich ungestört auf den Gefilden der Theorie weiden lassen. Deine Lehr= und Wander=Jahre sind vollendet. Das Leben hat, wie der Freimaurer=Orden, verschiedene Grade, deren jeder dem Eingeweihten einen neuen Horizont eröffnet. In der höheren Formel löst sich die vorhergehende auf. Der scheinbare Widerspruch darf Dich hierbei nicht abschrecken. Theorie und Praxis standen seit jeher in einem schiefen Verhältniß zu einander. Dir, mein Sohn, traue ich zu, daß Du nicht auf der niederen Stufe der juristischen Theorie stehen bleibst. Von dem entsetzlich Vielen, das Du in den Hörsälen gelernt hast, wirst Du nur das Wenigste unmittelbar anwenden können; das Meiste aber wird Dir nützlich sein, wenn Du es erst zu classificiren verstehst. Alles an seinem Platze und zu seiner Zeit! Es giebt untergeordnete Geister, welche sich ihr Lebenlang an dem Gängelbande der Theorie leiten lassen, die niemals ahnen, was das eigentliche Geheimniß der politischen Praxis ist. Die Jugend des Individuums, wie die der Menschheit, muß die Schule des Ideals durchmachen, aber ohne darin allzulang zu verharren. Mit den Formeln, die Du bei Dahlmann, Welcker und den Andern gelernt hast, kannst Du den Schein des Rechts behaupten, der die Wesenheit der Macht bedingt; — eine andere Realität haben sie nicht. — Mit den wichtigen Wahrheiten, die ich Dir jetzt entwickeln muß, hätte ich Deine illusionssüchtige Jugend gerne noch eine Weile verschont, wenn nicht der Drang der Ereignisse eine politische Krisis in unserem Staatsleben beschleunigte, in welcher Du Dich activ betheiligen mußt, willst Du nicht Deine besten Jahre in der demüthigenden Unthätigkeit und Dürftigkeit untergeordneter Amtsstellungen vertrauern!

Deine Professoren haben Dir gesagt, daß das constitutionelle System auf einer Gravitation der entgegenstehenden politischen Gewichte beruhe: wenn der Fürst überwiege, so schlage der Constitutionalismus in den Absolutismus um; überwiege aber die Volksvertretung, so werde der Staat republikanisch. Der constitutionelle Staat müsse aber stets diese beiden Extreme zu vermeiden wissen. — Nun frage ich Dich: Wie in aller Welt sollen die beiden Wagschalen stets in der Schwebe gehalten werden? Die Kunst lehren Deine Professoren nicht. Zu einem solchen Meisterstück sozialer Aequilibristik gehörte eine Balancirkunst, für welche in der physischen Welt kein Analogon zu finden wäre, es sei denn in den zwei völlig gleichen Heubündeln von völlig gleicher Qualität, auf völlig gleichen Seiten und mit völlig gleichen Anziehungskräften, zwischen denen Buridan's Esel — verhungerte. Allerdings ist die Phrase vom constitutionellen Gleichgewicht bisweilen ganz gut in einem Ständesaale zu gebrauchen, und ich selbst habe sie einmal, einer Steuerverweigerungs-Velleität gegenüber, mit Glück angebracht. Weiter trägt sie aber nicht. —

Das constitutionelle System hat andere Zwecke.

Es ist in unserer Zeit von höchster Wichtigkeit, — für die Kultur der Menschheit im Allgemeinen sowohl, wie speziell für die Interessen unseres Standes, — daß das Prinzip der Autorität, gleich einer Religion, seine Priesterkaste und seine Jesuiten habe.

Denn „aus den Stürmen der Zeit ist eine Partei entsprossen, deren Kühnheit, wenn auch nicht durch Entgegenkommen, so doch durch Nachgiebigkeit, bis zum Uebermuth gesteigert ist. Jede Autorität anfeindend, weil sie sich selbst zur Herrschaft berufen wähnt, unterhält sie mitten im allgemeinen politischen Frieden einen inneren Krieg, vergiftet den Geist und das Gemüth des Volks, verführt die Jugend, bethört selbst das reifere Alter, trübt und verstimmt alle

öffentlichen und Privatverhältnisse, stachelt mit voller Ueberlegung die Völker zu systematischem Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher auf und predigt Zerstörung und Vernichtung gegen Alles, was besteht. Diese Partei ist es, welche sich der Formen der in Deutschland eingeführten Verfassungen zu bemächtigen gewußt hat. Ob sie diesen, scheinbar gesetzlichen, langsamen und sichern Weg oder den des öffentlichen Aufruhrs einschlage, immer verfolgt sie den nämlichen Zweck. Planmäßig fortschreitend, begnügte sie sich zuerst damit, in den ständischen Kammern, den Regierungen gegenüber, die Opposition zu gewinnen. Allmälig ging ihr Streben weiter. Die gewonnene Stellung sollte thunlichst verstärkt werden. Dann galt es, die Regierungsgewalt in möglichst enge Grenzen einzuschließen. Endlich sollte die Staatsgewalt nicht länger in dem Staatsoberhaupte concentrirt bleiben, sondern in die Omnipotenz der Kammern verpflanzt werden. Und in der That dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Partei mit größerem oder geringerem Erfolge leider! ihren Zweck hier und da zu erreichen gewußt hat und daß, wenn nicht bald dem überfluthenden Strome dieses Geistes ein hemmender und rettender Damm entgegengesetzt und in dem mächtigen Entwickelungsgange der Fortschritte dieser Faction ein Abschnitt gemacht wird, in Kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Gewalt in den Händen mancher Regenten zerfließen könnte." — —

So sprach der große M e t t e r n i c h, ein Mann, der sein Leben lang nur diesen e i n e n Gedanken verfolgte und darum zuletzt kaum mehr für einen zweiten in seinem Kopfe Raum behielt. S o muß, nach guter Staatskunst, der angreifende Theil von seinen Gegnern reden, wenn es ihm mehr auf den t h a t s ä c h l i c h e n Sieg ankommt, als auf den S c h e i n des Sieges! Greife an, komme den gegnerischen Angriffen zuvor, aber habe dabei stets das Aussehen, Dich

und Deinen Fürsten nur gegen ungemessene und höchst ungerechte Forderungen zu vertheidigen! —

Ordnung und Autorität sind im Grunde ganz verschiedene Dinge. Wir müssen sie aber durch eine heilsame Begriffsverwirrung in den Vorstellungen des Volkes mit einander verwechseln und, wie ein geschickter Taschenspieler die verschiedenen Kugeln des Becherspiels, diese Begriffe so lange hin und her werfen, sie so lange gegen einander austauschen, daß auch der Scharfsinnigste sie am Ende nicht mehr unterscheidet. Dann ergibt es sich von selbst, daß Freiheit und Ordnung als absolute und unvereinbare Gegensätze erscheinen.

Unter Umständen — Alles kommt ja in der Welt auf die besonderen Umstände an, — wäre ich einer weise beschränkten politischen Freiheit nicht abgeneigt, wenn dieselbe in unseren freidenkerischen Zeiten als freie Bewilligung des Fürsten, gleichsam wie ein römisch-rechtliches Precarium, auf Gnade und Ungnade acceptirt werden könnte, wenn die parlamentarische und die Preß-Freiheit nicht alsbald dazu mißbraucht würden, uns Rechenschaft abzuverlangen, Staatsgeheimnisse zu durchstöbern, unsere durch Verjährung geheiligten Positionen zu erschüttern und das Regieren völlig unmöglich zu machen. Der ungeschminkte Absolutismus hat wohl auch seine großen Bedenken: er setzt das Fürstenthum zu sehr dem Volkshasse persönlich aus, er erschwert sogar in gefährlichen Zeitläuften die erhöhte Steuer-Erhebung, er concentrirt überhaupt die moralische und politische Verantwortlichkeit auf zu wenig Häuptern. Wie die Sachen jetzt stehen, wie die Gemüther nun einmal gestimmt sind, ist ein System, bei dem man ab- und zugeben kann, ein elastisches System, das den tieferen Grund der Verhältnisse doch unberührt läßt, bei weitem vorzuziehen. Die Monarchie allerdings ist und bleibt, wenn nicht der selbstständige Träger, jedenfalls der Mittelpunkt aller Autorität. Selbst die Kirche

dreht sich heuer um dieses Centrum, will sie nicht von der Willkür der Sekten und dem unverständigen Fanatismus des gläubigen Pöbels aus ihrer Bahn gerissen werden. In den meisten Concordaten findet das Bedürfniß der Kirche, sich der Staatskräfte zum Schutz gegen das individuelle Denken zu bedienen, seinen Ausdruck und seine Anerkennung. Die Versuche des Feudal-Adels nun gar, sich die unabhängige Stellung zurück zu erobern, welche er in verschiedenen Momenten des Mittelalters inne hatte, der Wahn, daß er sich dabei durch den Anprall gegen den Ministerialismus sogar mit einer gewissen Popularität umgeben könne, setzen eine gründliche Verkennung des Zeitgeistes und der modernen ökonomischen Grundlagen voraus, und sind darum gefährliche utopische Experimente, mit denen der Adel in der Regel nur denen dient, die er zu bekämpfen wähnt.

Wir dürfen demnach die fürstliche Autorität, deren Stützen wir sind und sein müssen, als den Angelpunkt des heutigen Staatslebens voraussetzen. Es ist ja überhaupt für einen Anfänger im Staatsdienste nicht bedenklich, zuweilen royalistischer zu sein, als der König. Jeder Widerstand, der nicht auf allgemeinen, freiheitlichen Prinzipien beruht, wird leicht verziehen; ja, er gilt nachträglich oft für ein Zeichen besonderer Charakterfestigkeit und empfiehlt seinen Mann für schwierige und gefährliche Posten. Dann heißt es, dem Volke gegenüber: „Seht, wir stellen keinen Lakaien an die Spitze, sondern einen Mann von Grundsätzen, der sein Wort halten wird, einen Mann, der uns selbst schon Widerstand geleistet hat!“ — Ein junger Mensch soll sogar mit einer Art von „Theorie“ auftreten; denn mit einer Theorie läßt sich immer viel machen. Jede Theorie, heiße sie nun conservativ oder reactionär, feudal oder sogar ultramontan, hat gewisse Seiten, welche sich freisinnig oder volksthümlich auslegen lassen; jede Theorie bietet Handhaben, um gewisse Talente oder Namen für sich zu gewinnen. Zum Beispiele: mit dem Feu-

dalismus ist gegen den sogenannten nivellirenden Büreaukratismus Front zu machen, wie mit dem Ultramontanismus gegen die absolute, „Alles verschlingende" Staatsgewalt, und wiederum sind eine Reihe scheinbar constitutioneller Doctrinen für die büreaukratischen Formen und die ministerielle Autorität in's Feld zu führen. Das Alles ist im Grunde nur ein höchst unbedenkliches Spiel mit Worten und Begriffen; die Hauptsache ist, daß hinter dieser ganzen theoretischen Phantasmagorie ein Mann stehe, der genau weiß, was er will und was er erreichen kann! — Wie fadenscheinig auch die Rechtsformel sei, auf welche Du Dich stützest, sie ist immer stark genug, daran Deine Fähigkeiten und einen politischen Charakter zu entwickeln. — —

Wären die hohen Ziele auf gradem Wege zu erreichen, so würde ich Dir alle diese Eröffnungen einzig zu dem Zwecke machen, Dich vor den Anderen zu warnen; da aber die Politik nun einmal nur mit scharfsinniger Berechnung zu betreiben ist und die Welt vorzugsweise auf diesem Gebiete getäuscht sein will, da überdies die Praxis, wie gesagt, immerwährend in einem schiefen Verhältniß zur Theorie steht und stehen muß, so bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Dame Theorie — mit einer gewissen Galanterie zu behandeln. Hier gilt im strengsten Sinne, was Larochefoucauld von der Heuchelei sagt, daß sie nämlich eine Huldigung an die Tugend sei. So liegt auch in der theoretisirenden Fechtkunst, die ich Dir empfehle, eine Art von Huldigung an die Herrschaft der Idee, die den Gegner entwaffnet oder doch milder stimmt. Dies ist aber noch lange nicht der größte Vortheil einer befestigten Position, in welcher wir gerüstet dastehen und den schlechter oder gar nicht gerüsteten Gegner mit zähen Discussionen hinhalten, auf die er mit dialektischer Sammlung antworten muß, denen er durch Ueberzeugung und Beweis zu begegnen glaubt. Dar=

der versäumt er fast jedesmal die nöthige Zeit zu praktischen Vertheidigungsanstalten.

In dieser Beziehung ist auch aus Machiavelli viel zu lernen, dessen Lehren übrigens im Allgemeinen nur mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. Zwar wird er, wie alle classischen Autoren, mehr gelobt, als gelesen, und mehr gelesen, als verstanden, so daß man immer noch in ihm schöpfen kann, wie in einem unberührten Bergwerke; allein er schrieb, obgleich für kleinstaatliche Staatsmänner, doch mehr für Fürsten, als für Minister, und er kannte die Situationen nicht, welche der moderne Constitutionalismus und eine erblich constituirte Beamten-Aristokratie hervorbringen. —

Du siehst, ich bin kein Feind der Theorie, aber ich wünsche eine geschickte Anwendung derselben. Nur ganz unfähige Menschen werfen sich rücksichtslos auf den blinden Gehorsam (nach Oben) oder die unverhüllte Gewalt (nach Unten), ohne sich einen Rückzug offen zu halten. Diese stellen sich eben dadurch das Zeugniß untergeordneter Befähigung aus. Du wirst nur dann den richtigen Platz für Dich finden und behaupten, wenn Du die allgemeinen Bedürfnisse des Staatslebens richtig verstanden und gewürdigt hast, wenn Du selbst da, wo Du zu dienen scheinst, Deinem eigenen Programme folgst. Détailmenschen füllen sich den Kopf mit Spezialkenntnissen; um das Détail wirklich zu beherrschen, darf man nicht zu tief darin eindringen wollen.

Doch davon später oder ein ander Mal! Ich merke, daß ich anticipire. Die Fülle des Stoffes, das Interesse am Gegenstande reißt mich hin. Ich will lieber versuchen, geordnet zu verfahren und methodisch sein, wie ein deutscher Professor. —

Bekanntlich sind aristokratische Verfassungen die zähesten und dauerhaftesten; und mit Recht werden die Fürsten, welche

den Adel aufrieben, als große, aber unbesonnene Revolutionäre bezeichnet. Wie nun aber gegenwärtig die Sachen einmal stehen, läßt sich mit den paar Adelsresten, mit den heruntergekommenen Geschlechtern, die sich, bei großen Prätentionen, geringen Mitteln und schlechter Erziehung, kümmerlich von den Brosamen nähren, welche vom Tische der Büreaukratie abfallen, nichts Wesentliches mehr construiren oder conserviren. „Für einen Todten bin ich nicht zu Haus!“ — Es läßt sich ja überhaupt in der Politik Nichts von vorne aufbauen, nur das Bestehende muß benutzt, verwendet, ausgelegt werden. — Die wahre Aristokratie in unseren Staaten ist der höhere Beamtenstand; die darin herrschenden Familien haben längst angefangen, wie einst die Großwürdenträger der Karolingischen Monarchie, die Aemter in ihrem Kreise erblich zu machen. Einer meiner alten Kollegen in X pflegte von jedem jungen Manne, der etwas rascher, als gewöhnlich, Carrière machte, nur zu fragen: „Mit wem ist er verwandt?“ — Was wäre dagegen einzuwenden! Dieser Kreis herrscht um so sicherer, je weniger er zu herrschen scheint, und kann darum, sowie aus anderen Ursachen, nur herrschen unter dem Aushängeschilde der Monarchie. Das unterscheidet uns von den eigentlichen Aristokratien, daß wir den Fürsten und das Fürstenthum nicht bei der Consolidirung unserer Machtstellung entbehren können; allein dieser scheinbare Mangel bietet auch kostbare Vortheile. Durch ihn kommt Haltung und Disciplin in die Kaste, und mit der Ungreifbarkeit auch die Unverantwortlichkeit, welche das constitutionelle Problem der Unverletzlichkeit eigentlich an uns verwirklicht. Verstecken wir nur immer hinter dem Throne die Dräthe, an welchen die Marionetten tanzen! Man kann den Thron umwerfen, aber nicht unsere unsichtbaren Verschanzungen. — Ein ähnliches Verhältniß zeigte sich im frühesten Mittelalter unter den rois fainéants im Westen, unter den müssigen Sultanen

im Osten; aber die Majores domus, die Chalifen, oder wie die damaligen Beamtenspitzen sonst hießen, wußten nicht, daß Schein und Realität in einem festen Staatswesen ewig getrennt bleiben müssen, sie strebten, mit dem Ungestüm jener barbarischen Zeiten, auch nach dem äußeren Glanz der Krone, die Personen stiegen empor, der Stand ging unter, und der Staat zerfiel! — Der König bedarf unser, aber wir können auch ihn nicht entbehren: er führt unsere Truppen, er schlägt unsere Schlachten! — Emanzipirt er sich von uns, so herrscht die krasseste persönliche Willkür und ein fortwährendes Wechseln der Regierungssysteme, je nach individuellen Launen und Popularitätssucht. —

Schaue nach Rußland! der Czar repräsentirt, seinen Unterthanen gegenüber — und nicht blos seinen Unterthanen — die göttliche Allmacht auf Erden, aber er vermag Nichts gegen seine Büreaukratie. Die Kaiser hätten längst die Bauern emanzipirt, wenn es die hohen Tschin's erlaubten; aber sie mögen nur immer decretiren und proclamiren, sie scheitern nothwendig an den allmächtigen Thatsachen; und selbst das feierlich proclamirte Gesetz würde ihnen dabei Nichts helfen! Nicht einmal populär machen darf sich ein Czar ohne die Erlaubniß seiner Mandarine. Hierin liegt das eigentliche Geheimniß des Absolutismus, denn einen wirklich absoluten Fürsten gab es niemals und kann es gar nicht geben. Ein Autokrat ist das ohnmächtigste Geschöpf auf Gottes Erdboden, wenn er nicht zufällig ein Genie sonder Gleichen ist! — — —

Glaube nicht, lieber Sohn, daß es mit dem constitutionellen System schwerer sei zu herrschen, als unter dem Absolutismus. Im Gegentheil! Nichts ist leichter, als die Verfassungsformen dem höheren Zwecke der Stabilität dienstbar zu machen. Ich bin ein aufrichtiger Constitutioneller, denn ich halte das ganze Verfassungswesen, wenn es nur

weise und vorsichtig manipulirt wird, im höchsten Grade für nützlich und vortheilhaft.

Zunächst ist eine constitutionelle Charte ein gar elastisches Ding, das in ruhigen Zeiten unsere heilsame Thätigkeit wenig hemmt, wenn wir ihm nur von Zeit zu Zeit unsere Reverenz machen und die allzuschroffen Conflicte zögernd und interpretirend umgehen. Kommen aber die mageren Jahre, bedroht ein mächtiger Nachbar das Land, muß eine volksthümliche Erhebung eingeleitet werden, — je nun, so füllt man eben die leeren Rechtsformen zeitweilig aus, wie die Cadres einer Armee, und überträgt die Verantwortlichkeit für die gefährliche Situation auf die Kammern, wobei man noch für die bevorstehenden Stürme eine wohl zu verwerthende Popularität einerntet. Dann kommen aber die Kammern von selbst heran, uns ungemessene Vollmachten zu übertragen und große Credite zu bewilligen, da sie in den langen Friedensjahren brach gelegen und nicht gelernt haben, die verwickelte administrative Maschinerie selber zu handhaben, sich auch Wunders denken, wie schwer und wichtig das ist. Sie müssen und wollen sich dann auf uns verlassen und verstärken aus freien Stücken unsere Macht weit über die Grenzen der Gefahr hinaus. Aber auch in Friedenszeiten kann sich ein gewandter Staatsmann Majoritäten sichern und die Freiheit seiner Action wahren, ohne darum mit irgend einem Gesetzes-Paragraphen offen zu brechen.

Ich bin hierin für das neudeutsche System der theoretisirenden Manipulationen; denn das alt-englische System der baaren Corruption, welches von Louis-Philippe copirt wird *),

*) Ich weiß aus guter Quelle, daß keine wichtige Abstimmung in der Chambre des Députés stattfindet, ohne daß Monsieur Génie, der discrete Kassirer des Guizot'schen Kabinets, gewisse Geldsummen unter gewissen Briefcouverts an gewisse Volksvertreter oder deren Vertraute ab-

bewährt sich im Ganzen schlecht. In den directen Bestechungen der Walpole, Pelham, Guizot liegt eine zu offene Anerkennung der volksvertretenden Gewalt. Dergleichen mag einem Usurpator unentbehrlich sein, der eben erst eine, mit Blut und Koth bespritzte Krone aus den Händen des Straßenpöbels empfing, oder für einen entwaffneten Fürsten, der sich allmälig wieder die Autorität verschaffen muß, welche ein stehendes Heer gibt, — nimmermehr aber einer legitim constituirten Macht! Das Bestechungswesen allein vermag keinen Thron zu stützen; denn die Bestechlichen werden immer anspruchsvoller und wollen niemals die Quelle, aus welcher ihnen so Vieles zufließt, verstopft sehen; sie werden also niemals die Waffen der Opposition gänzlich aus den Händen geben. Mit ihrer Gefährlichkeit würden ihre Einnahmen versiegen, aber sie werden des Empfangens begreiflicherweise nimmer müde. Deßhalb werden sie von Zeit zu Zeit im Preise aufschlagen oder, ihrem Charakter gemäß, Verrath üben.

Natürlich sind bei großen Verlegenheiten auch die verschiedenen Corruptions-Methoden nicht außer Acht zu lassen. Die Art ihrer Anwendung gehört nicht hierher; Du findest sie in Knigge's „Umgang mit Menschen" oder ähnlichen Büchern. Die ersten Bestechungs-Versuche können nicht fein genug eingefädelt werden; man unterhandelt, wie Macht mit Macht, in den schmeichelhaftesten Formen, sucht auf die Ueberzeugung zu wirken, „ein großes Talent" zu gewinnen, — man setzt bei dem Manne eine loyale Auffassung, ein tieferes Verständniß, eine in seiner Partei ungewöhnliche Einsicht in die Staatsbedürfnisse voraus, man läßt sich vertraulich und scheinbar vertrauend gehen. Statt auszuhören, berichtet man selber. Hat sich aber der Mann erst einmal

---

gehen läßt. Diese Herren votiren die geheimen Fonds und beziehen sie auch zum größten Theile; auf einem solchen Zirkelschlusse beruht in Frankreich das Steuerbewilligungsrecht und der allgemeine Frieden.

eingelassen, ist er gar durch irgend eine gouvernementale Bevorzugung gekennzeichnet worden, so ist ihm der Rückzug abgeschnitten und er wird allmälig genöthigt, sich immer fester der Regierung zu verbinden. Ein Deputirter bringt uns immer seine Stimme als Preis unserer Bemühungen, ein Journalist oft Nichts, als den Beweis, wie faul es mit der Gesinnungstüchtigkeit gewisser Frondeurs steht. Aber jedes Exempel dieser Art macht auf das große Publikum einen tiefen Eindruck und bringt die Presse in Mißcredit. Ein erkaufter Journalist hat außer seinem neuen Brodherrn keinen Halt und keinen Schutz mehr, er gehört diesem mit Haut und Haaren. Läßt man ihn fallen, so sinkt er bodenlos tief. Je haltloser die Sache ist, welche er vertheidigen muß, desto unbedingter gehört er derselben. Versucht ein solcher Mensch später einmal, zu seiner ersten Partei zurückzulaufen, so mag man ihn immerhin ungestört laufen lassen, ohne viel sittliche Entrüstung zu äußern. Er bringt ja seiner Partei doch nur Unehre als Mitgift.

Da übel regierte Staaten immer auch solche sind, deren Regierungsmaschine mit den dichtesten Wolken des Geheimnisses umgeben ist, wo der Widerspruch gegen das Selbst-Lob nicht nur verboten, sondern auch durch die herrschende Unkenntniß unmöglich gemacht ist, so finden Regierungen, wie die Wiener und Petersburger, leichter ihre Apologeten, als etwa die englische oder belgische. Es wird sich vielleicht erst in späteren Zeiten einmal zeigen, was sogar die auswärtige Politik Rußlands und Oesterreichs der Presse verdankt. Bei solchen Lebensbedingungen wäre es übrigens sehr ungeschickt, die gewonnenen Literaten fortwährend mit Lohn und Ehren zu überhäufen. Das hieße, die Bedeutung der Opposition und den Werth der literarischen Leistungen in ein zu helles Licht stellen. Anfangs zwar ist über einen bekehrten Sünder mehr Jubel, als über Hun-

derte, die nie gestrauchelt; nach und nach aber muß sich das Verhältniß ganz von selbst verstehen, und ich habe schon gesehen, daß ein Minister solche Leute gänzlich fallen, ja verfolgen ließ, um der Welt zu beweisen, daß er auch uneigennützige und unbestochene Vertheidiger in der Presse habe! —

Betrachten wir aber das continentale Verfassungswesen, wie es sich bisher, namentlich in unsern Staaten zweiten Ranges, entwickelt hat, mit allen seinen Eigenheiten, welche, gleich dem Speere des Achilles, Gift und Gegengift bei einander tragen. Da steht als oberstes Dogma: „Die Theilung der Gewalten.“ Gesegnet sei Montesquieu, welcher dieses Dogma in England zu finden glaubte, wo es gar nicht besteht! Es ist, wie die falschen Dekretalen, zum wirklichen kanonischen Rechte geworden und ist umsomehr die Grundlage geworden, auf der sich eine selbstständige Regierung erbauen läßt, als der deutsche Doctrinarismus selber hartnäckig an dieser Basis festhält. Was haben deutsche Gelehrte nicht Alles aus diesem unklaren Lehrsatze gemacht! Da war Einer, ein Hauptkirchenlicht der dynastisch-liberalen Opposition, der Urheber einer der berühmtesten und durchlöchertsten Verfassungen Deutschlands; der Mann galt für gefährlich. Zufall oder Neugierde spielte mir kürzlich sein Compendium in die Hände. Ich suche die Theorie von der Theilung der Gewalten und finde sie endlich unter dem Titel: „Von der Bestimmung der Zuständigkeit der Ausübung der materiellen Rechte der Staatsgewalt in der Verfassung.“ — Begreifst Du einen Menschen, der für seinen Begriff der „Bestimmung der Zuständigkeit der Ausübung der materiellen Rechte der Staatsgewalt in der Verfassung“ zum Märtyrer wird! — Ich las ferner in demselben Lehrbuche, daß „alle materiellen Rechte hinsichtlich ihrer wirklichen Ausübung als Rechte der Regierung erscheinen,“ und in einem anderen Paragraphen desselben Werkes, daß

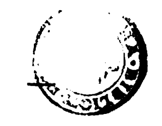
„es ebenso grundlos, als von höchst nachtheiligen Folgen“ sei, „wenn man die richterliche Function, mit welcher jedoch nicht der Wirkungskreis der Gerichte, die neben jener (jurisdictio) auch noch obrigkeitliche Gewalt (imperium) ausüben, verwechselt werden darf, für eine bloße Unterart der vollziehenden Gewalt erklärt, und ihr die materielle Allgemeinheit abspricht, welche dagegen dem Rechte der Aufsicht gänzlich gebricht.“ —

Ein Mensch mit solchem Style und solchen Conceptionen ist wahrlich dem Denkvermögen seiner Leser und Zuhörer gefährlicher, als dem „materiellen Rechte der Staatsgewalt,“ die ihm, wenn nicht zuweilen ein Exempel statuirt werden müßte, gerne verziehen hätte, daß er ihrem „Rechte der Aufsicht“ so heroisch die „materielle Allgemeinheit“ abspricht.

Wie klar ist dagegen unser Gentz, der — in einem Aufsatze, welchem die Ehre zu Theil ward, den Karlsbader Conferenz-Protokollen eingefügt zu sein, — sagt: „In der Theorie des Repräsentativ-Systems steht der angebliche Grundsatz der Theilung der Gewalten obenan, ein Grundsatz, der, sich selbst überlassen, immer und überall zur Anarchie führen muß, und dessen Wirkungen in großen und geschlossenen Monarchien nur dadurch ausgeglichen werden, daß die Besitzer und Verwalter der vollziehenden Gewalt durch künstliche, nicht immer unschuldige Mittel die zerstreuten Bruchstücke der Herrschaft in ihrer Hand wieder zusammenzufügen wissen.“ —

Das ist wenigstens klar, und es war zweckgemäß, denn Gentz hatte den Beweis zu führen, daß die deutsche Bundes-Einheit neben Repräsentativ-Verfassungen in den Einzelstaaten unmöglich bestehen könne, und daß diese jener geopfert werden müssen. —

Das erstgeborene Kind der Theilung der Gewalten ist — das Amtsgeheimniß. Geheimniß ist Macht, denn nur die Kenntniß, welche einer Kaste allein angehört, ge-



währleistet ihre Privilegien. Wie die Theilung der Gewalten jede materielle Einmischung der Repräsentativ-Körperschaften zurückweist, so macht das Amtsgeheimniß sogar jede Controle unwirksam. Wir lassen nur sehen, was und wie wir es sehen lassen wollen. Und die Verwaltung muß, wie die älteste römische Jurisprudenz mit ihren pedantischen Formeln, als das ausschließliche Eigenthum der eingeweihten Klasse erscheinen. Drängt sich auch wirklich einmal ein Mitglied der Opposition in's Ministerium ein, so ist es alsbald in den engen Maschen des büreaukratischen Formelnetzes gefangen. Der Mann mag noch so viel vorher darauf geschimpft haben, er will und muß sich doch als ein praktisch verständiger und gemäßigter Mann zeigen, er kann ja auch nicht Alles allein expediren, er fühlt sich im Anfange vereinsamt und verwirrt, dem künstlich angehäuften Detail gegenüber sehr verlegen, er wagt weder mit den Verordnungen, noch mit den Personen gleich tabula rasa zu machen, er wendet sich mit Ermahnungen und neuen Richtschnuren, sogenannten liberalen Regulativen, an die Unterbeamten und Kreisbehörden. Diese Alle verbeugen sich gehorsamst, sie wollen gerne gehorchen, sie stellen sogar Fragen, um nur besser zu gehorchen, verwirrende Fragen. Der einzelne Fall gehört ihnen. Ueber der Masse des Materials verliert der Minister den Kopf, — und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht binnen dreimal vierundzwanzig Stunden der Sklave seiner Räthe, ja seiner Collegen wird! Was vermögen auch alle liberalen Institutionen, alle sogenannten constitutionellen Garantieen gegen diese feste Burg des büreaukratischen Formalismus, gegen diesen Fels, auf den wir unsere Kirche gebaut haben! — Einen Minister kann man stürzen, aber nicht das büreaukratische System. Wer sich nicht einmischen darf, wer nicht hinter die Coulissen sieht, der kann auch nicht controlliren.

An diesen wichtigen Punkt, den Du Dir, lieber Karl, wohl einprägen mögest, knüpft sich zunächst der Gegensatz von

Verordnungen zu Gesetzen. Daß man ohne Rescripte und Verordnungen nicht regieren kann, das muß ja jedes Kind einsehen. Verordnungen und Rescripte haben freilich keine gesetzliche Autorität, und selbst der Richterstand ist in seinen Urtheilssprüchen nicht direct an sie gebunden, aber sie werden ausgeführt, und die Controle hinkt höchstens mit lahmem Fuße den mittelbaren Folgen nach. Allmählich bilden sich Präzedenzfälle und eine feststehende Praxis! — Mag nun immerhin so ein popularitätssüchtiger Advokat das zeitgeheiligte Gebäude dieser Praxis erschüttern wollen, wir halten ihm dreist die Unmöglichkeit entgegen, nach abstracten Prinzipien zn regieren, wir beweisen ihm die Wohlthätigkeit unserer Einmischung in einzelnen Fällen und plaidiren das: Summum jus summa injuria. Das Protections- und Einmischungs-System nützt ja in der That einzelnen Individuen, und die Gesammtheit als solche hat selbst in den Kammern selten ein stimmfähiges Organ. Die Zähigkeit der Schutzzoll-Theorie mag Dir hierbei zum Exempel dienen: die begünstigten Produzenten sind Einzelne, sie schreien, setzen Himmel und Erde in Bewegung, und — ihre Sache durch! Die benachtheiligten Consumenten sind Alle, und sie bleiben in der Minorität! — Dann sagen wir unseren Gegnern, daß sie eigentlich Nichts von der Sache verstehen. Und wie sollten sie auch! Sie können ihre Ignoranz nicht läugnen! Die büreaukratischen Knoten haben keines Alexander's Schwert zu fürchten. — Darum nur keine Vereinfachung in den Formen! Auch nicht in der Constitution! Je mehr Artikel die Verfassungs-Urkunde enthält, desto weniger geniren sie uns. Alles bedingt sich hier, jedes ererbte Privilegium hat hier seine Vertreter, die manchmal, ohne es zu wissen, in die Liste unserer großen Armee eingetragen sind. Das Alles fließt zuletzt in einen großen Brei der Ansichten und Interessen zusammen, der eine Art öffentlicher Meinung bildet. Die öffentliche Meinung aber ist eine starke

Stütze, besonders wenn es sich um die Erhaltung von Traditionen und ererbten Gewohnheiten handelt. Die vox populi, welche die Opposition, wo es ihr dient, regelmäß als vox Dei proclamirt, läßt sich in jeder verrotteten Burgflecken-Gemeinde, die etwa ihren Zunftzwang vertheidigt oder sich gegen die Zulassung jüdischer Kaufleute sträubt, mit mehr Nachdruck für das Vorurtheil unter die Waffen rufen, als jemals für eine vernünftige Neuerung. Denn wo sich ein Satz mit Beweisgründen vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes durchführen läßt, da fragt Niemand viel nach Stimmungen und populären Gefühlen; — doch gerade, wo Beweise fehlen, da stellt vox populi zur rechten Zeit sich ein. Wo es immer galt, den veralteten Vorurtheilen der Menge eine, politisch oft unentbehrliche Geltung zu verschaffen, da hat uns die romantische Schule fast jedesmal wichtigen Beistand geleistet und den Uebermuth des Nationalismus vielfach mit Glück bekämpft. Die Pflicht der Dankbarkeit verbietet uns zu vergessen, daß die ersten und bedeutendsten deutschen Staatsmänner der Restaurations-Epoche Schüler oder Anhänger der großen Erfinder der romantischen Technologie (Friedrich Schlegel, Adam Müller, u. A. m.) gewesen sind.

Die radikale Opposition spricht mit ungebührlicher Emphase von Volksrecht und Volksstimme; man halte ihr die provinziellen Eigenthümlichkeiten, die wurmstichigen Rechtsvarietäten, die Zunftsitten, die Mißbräuche des Gewerbezwanges entgegen. Auch das ist gediegenes Volksrecht, auch darin liegt Volkspoesie!

Glaube mir, mein Sohn, das Volk ist es nicht, welches nach Preßfreiheit schreit, das sind nur einige Gebildete, welche die Masse zu verführen suchen, einige brodlose Literaten, welche irrthümlicherweise die Unergiebigkeit ihres Geschäftes auf Rechnung der Censur setzen. Thöricht wäre es, solche Demonstrationen als den Ausfluß der „öffent-

lichen Meinung" anzuerkennen. Wo ist die öffentliche Meinung, wenn sie nicht gemacht wird? — So lange Deutschland keine eigentliche Hauptstadt hat, so lange soll es den Herren von der Feder schwer werden, uns die wirkliche Existenz ihrer „öffentlichen Meinung" zu beweisen. —

Wenn wir es durchsetzen könnten, daß die Bauern nur einen ihrer Genossen, die Industriellen nur einen Fabrikherrn, die Proletarier meinetwegen auch einen Tagelöhner oder Literaten zum Repräsentanten wählen, so wäre der öffentliche Frieden gesichert. Jedes populäre Interesse, das als ein isolirtes auftritt, ist leicht zu paralysiren. Nur wenig Advokaten *) zu den Kammern eingelassen, sondern wackere Bürger, biedere Landleute, so viel Du willst! — Die sind besser, als selbst die Beamten. Allerdings wurde es vordem für vortheilhaft gehalten, recht viele Beamte in die Kammern wählen zu lassen, allein es fand sich nachträglich, daß dadurch die hierarchische Einheit der Büreaukratie gestört und zuviel Fachkenntniß in den Kammern verbreitet ward. So mußte denn, nach einer geheimen Instruction Metternich's, die berühmte „Urlaubsfrage" auf's Tapet gebracht werden, um uns jedenfalls in den einzelnen Fällen die letzte Entscheidung zu reserviren. Lieber ab und zu einen unwissenden Feind mehr, als einen zweideutigen Anhänger, der in der nächsten Krisis mit dem Material seiner Erfahrungen zum Feinde übergehen kann! — Auch in dieser Hinsicht bieten uns die altständischen Verfassungen noch bequemere Handhaben, als die modernen Charten. — Divide et impera! —

Wir haben vorhin gesehen, wie trefflich es sich bisweilen lohnt, mit den Waffen des Gegners zu fechten. Das erin-

---

*) Macht man aus dem Advokaten einen Beamten, so kann man ihm den Urlaub verweigern, oder ihm auch auf andere Weise sein Gift benehmen. — Anmerkung des Briefstellers.

nert mich an ein bekanntes liberales Rüstzeug, nämlich an die Anglomanie. Studire nur fleißig englische Rechtsgeschichte, Du wirst in ihren verschiedenen Perioden alle Werkzeuge der kirchlichen und der weltlichen Orthodoxie gewahren. Die wenigsten derselben sind direct abgeschafft; da haben sie Gesetze über Majestätsbeleidigung und Preß-Vergehen, denen selbst die „Erregung von Mißvergnügen" und „der unehrerbietige Tadel" nicht fehlen, Edicte, mit denen man eine Bückeburgische Hof- und Staats-Zeitung unterdrücken und einem preußischen Kammerherrn wegen Hochverraths die Ohren oder auch den Hals abschneiden könnte. All' das ist antiquirt und durch die Praxis unschädlich gemacht, das Wenigste aber ist formell aufgehoben. Einer feindlichen Richtung gegenüber, welche darin besteht, die bürgerliche Freiheit in geschriebenen Gesetzen auszuprägen, gilt es nun, zu beweisen, 1) daß die brittische Freiheit auf dem Unterbau einer drakonischen Gesetzgebung ruht, und 2) daß es mit den Gesetzen allein nicht gethan ist. Die politischen Sitten aber können erst im Verlaufe von Jahrhunderten geschaffen werden. — Die brittische Aufruhr-Akte, ihre Constabler und einiges andere Stammverwandte, ja, selbst ein Schemen der habeas-corpus-Akte, — das Alles läßt sich unbedenklich bei uns einführen und gewinnt gleich auf deutschem Boden, in deutscher Umgebung einen eigenthümlichen Beigeschmack, so daß ihr wirklicher Ursprung kaum herauszuerkennen ist, wie von nach dem Kap verpflanzten Trauben. — Ueberhaupt, nur keine Angst vor den liberalen Formen! Auf den Geist, auf den inneren und äußeren Zusammenhang kommt es allein an! —

Was wäre nicht, bei geschickter Benutzung, aus dem Muster der englischen Hochkirche zu machen, aus Englands modernen Commissionen zu speziellen Verwaltungs-Zwecken und gar erst aus dem angelsächsischen Institut der Friedensrichter, demgemäß man jeden Gutsbesitzer zum Polizeidiener umstempeln könnte! —

Allerdings dürfen die Formen des Self-government nicht mit dem eigentlichen Inhalte desselben verwechselt werden. Diesem Teufel biete keinen Finger! Jede Gewährung in dieser Richtung zieht einen Geist der Opposition groß, gegen den die Localisirung der Interessen noch als einzige und letzte Sicherheitsschraube gelten mag. Die Formen der Selbstregierung sind nur so lange ungefährlich, als ihre Subjecte weder lebenskräftig, noch entwickelungsfähig sind. Ich bin darum stets ein Anhänger der ständischen, provinziellen und Kreis-Privilegien und -Freiheiten gewesen. In solchen Einrichtungen geht das freiheitliche Gesammtgefühl so gründlich verloren, daß der Patriotismus sogar in den stürmischen Zeiten nationaler Erhebung noch die Gestalt ständischer, corporativer oder aristokratischer Vorrechte annimmt! — Selbst wo der Gesammtstaat schon in einer allgemeinen Ständeversammlung vertreten ist, lasse man diese todten Formen, wenn irgend möglich, noch daneben bestehen. Die liberale Opposition, welche dagegen anzukämpfen versucht, prallt nicht blos an den zahlreichen, obgleich nur künstlich geschaffenen, Sonder-Interessen ab, sondern mehr noch an dem Vorwurf des abstracten Nivellirens und der französelnden Centralisations-Tendenz.

Das jus quaesitum ist heilig; Domstifter und adelige Kreistage mögen veraltet sein, aber sie bestehen; wer sie aufheben will, verfällt dem Chaos der Robespierre'schen Epoche! — Das weiß die Wiener Staatskanzlei ganz besonders zu würdigen, indem sie selbst den Provinzen, welche gar keinen Adel haben, adelige Landtags-Tafeln bewilligt. —

Die Centralisation ist freilich eine große Kraft, eine Waffe, deren Griff wir in der Hand haben müssen, damit die Schneide gegen unsere Feinde gekehrt sei. Centralisiren wir die Büreaukratie, aber lassen wir die organischen Bestandtheile des Staates, welche uns feindselig entgegentreten könnten, so decentralisirt, wie möglich! Was würde sonst

aus der Souverainetät, die „auf einem Rocher von Bronze stabilirt“ bleiben muß! —

Wäre es thunlich, die corporativen Elemente in unserem Staatsleben gesichert zu conserviren, so würde ich — aber ausschließlich unter dieser Voraussetzung! — das Einkammersystem dem Zweikammersysteme vorziehen. Das letztere wird immer dahin führen, daß sich die zweite Kammer als eigentliche Landes- und Volksvertretung gerirt, um welche sich denn bald alle populären Elemente schaaren, so daß in dem schärfer hervortretenden Antagonismus die Kammer der Privilegirten zu kurz kommt. Ist aber Alles, wie Kraut und Rüben, durch einander gemischt, so findet sich kein Teufel darin zurecht, und der Pöbel verschwendet dann leichtlich seine Sympathieen an die lautschreienden Vorfechter des niederen Adels, welche, sobald es darauf ankommt, mit geringer Mühe herumzubekommen sind, ja, die sich, beim ersten Dämmern einer politischen Krisis, uns von selbst in die Arme werfen.

Eine Adelskammer kann in Deutschland niemals eine seriöse Selbstständigkeit behaupten. Sitzen auch hier und da einige alte Krautjunker, welche die brittischen Lords spielen möchten, schmollend auf ihren Gütern, so wollen doch ihre Söhne vom Seconde-Lieutenant avanciren, auf Hofbällen von den gnädigen Prinzessinnen zum Walzer commandirt werden, u. s. w. Sie sind durchschnittlich weder finanziell, noch moralisch, zu einer unabhängigen Existenz befähigt und verträgt auf die Länge kaum Einer unter ihnen weder die Zurücksetzung im Staatsdienste, noch die gerunzelte Stirn des Serenissimus. — Hier liegt freilich der Hase im Pfeffer! Die Meisten unserer „an den Stufen des Thrones Geborenen“ sind durch heraldische Studien, Jagd, Galanterie und andere noble Passionen dergestalt auf den Umgang mit Adeligen angewiesen, daß sie sich mit jedem Nicht-Adeligen, wie sehr der sich auch die Sitten des Hofes angeeignet habe, unbe-

haglich fühlen. Der Adel weiß sich also unentbehrlich. Zum Glücke ist die Büreaukratie mit einem Theile des Adels verwachsen und verschwägert, so daß sie auch auf diesem Gebiete mit gleichen Waffen kämpfen kann.

Das Verhältniß zum Monarchen wird immer wichtiger sein, als unsere Stellung den Kammern gegenüber. Besonders aber, wenn die Wellen des parlamentarischen Lebens hoch gehen, muß über dem Wechsel der Ministerien ein Bleibendes stehen, das den Angriffen der Deputirten unerreichbar, oft ihren blöden Augen unsichtbar ferne liegt. In der geheimen Geschichte der Beamten-Oligarchie, welche noch zu schreiben wäre, aber hoffentlich niemals geschrieben wird, müßte dem Institut, das ich meine, dem sogenannten Geheimen Cabinet ein besonderer Theil gewidmet werden. Es versteht sich von selbst, daß es aus Personen combinirt wird, die dem Fürsten angenehm sind, personae gratae, und daher hauptsächlich aus dem gebildeten Theile des Adels zu sortiren ist. Die Opposition spricht wohl von einer Kamarilla, allein sie darf sich doch in Deutschland nicht unehrerbietig über die persönlichen Freunde des Monarchen äußern, oder gar in dessen Privatbeziehungen einmischen, so daß der constitutionelle Schild der fürstlichen Unverantwortlichkeit auch zuweilen die gar nicht sehr constitutionellen Freunde des Königs deckt. Das geheime Cabinet giebt uns mit Leichtigkeit alle Mittel an die Hand, welche die Parteien auf ihrem theoretischen Standpunkte nur durch langwierige Agitation und mühselige Conspiration erlangen. Hier schießen alle Fäden zusammen. Mit dem geheimen Cabinet sicherst Du Dir nicht nur unter allen Umständen die königliche Unterschrift, sondern auch, was mehr ist, die Gunst des Hofes und der an demselben einflußreichsten Frauen. Denn die Frauen, seien es Schauspielerinnen oder Prinzessinnen, lieben es mit dem geheimnißvoll Wirkenden zu spielen, wichtige Mienen anzunehmen und, nach Feen-Art, still protegi-

renden Einfluß zu üben. Auf diesem Felde wird das starre Medusenhaupt der Herrschaft mit Blumengewinden verhüllt. Hast Du diesen Kreis sicher erobert, so schadet Dir keine ostensible Ungnade. Ich habe Höfe gekannt, wo der Unterrichts-Minister nicht zum Vortrag gelangen konnte, während der Theater-Intendant, der Polizei-Director und der Referent des Stadtklatsches unangemeldet Zutritt hatten.

Neben dem geheimen Cabinet, zur Noth auch statt desselben, kann, wenn der Fürst, wie gewöhnlich, die Soldatenspielerei mit Leidenschaft treibt, ein, aus hohen Offizieren zusammengesetztes, Militärcabinet bestehen, welches gelegentlich als Comité d'action eintritt und sich ohne Schwierigkeit des überwiegendsten Einflusses auf die ganze Armee bemächtigt, — welche selbstverständlich niemals auf die Verfassung beeidigt werden darf. Mit solchen Schutzmitteln ist man, Das begreifst Du, nicht leicht zu überrumpeln, nicht au dépourvu zu nehmen. Zu unserer äußersten, eigenen Sicherheit gehört es übrigens, daß von solchen Maßnahmen und Veranstaltungen, wenn sie ernstlich zur Sprache kommen sollten und der Lärmen darüber nicht auf die übliche, constitutionell-parlamentarische Weise zu beseitigen wäre, niemals das Odium erweislich auf den Fürsten falle. Zur Noth opfert man einen Minister und zwar gewöhnlich einen, der am wenigsten dabei betheiligt war. — —

Für das Volk ist der Fürst glücklicherweise noch immer eine märchenhaft interessante Persönlichkeit, die es sich mit der Lebendigkeit der phantasiereichen Jugenderinnerungen aus Tausend und einer Nacht ausmalt. Es ist verwundert und gerührt, daß der König nicht mit der Krone auf dem Haupte zu Bette geht, daß er ißt und trinkt, wie andere Menschen. Ein einziges menschlich ordinäres Wort von ihm versöhnt mehr arme Teufel mit dem Glanz des Throns, als ein ganzes Verfassungs-Statut. Die Harun-al-Raschid-Komödien sind noch immer nützlich, um für die mageren

Jahre wohlfeile Popularität aufzuspeichern. Nur dürfen sie nicht allzuspät kommen, sonst merkt das Volk, dem am Ende ein gewisser natürlicher Instinkt selten ganz fehlt, die Absicht und wird verstimmt. Die Methode, einen oppositionellen Prinzen in Reserve zu halten, ist zu bekannt und zu verbraucht, um noch einer besondern Erwähnung zu bedürfen. — Der Minister dagegen muß keine populäre Rolle spielen wollen, muß nicht mit dem Weißbier-Philister Schmollis trinken. Er steht nicht hoch genug, um sich so tief herabzulassen; das Volk will in ihm nur einen gewissenhaften Arbeiter und keine capriciöse Persönlichkeit sehen. Selbst den Generälen gelingt es selten mehr, und dann nur nach weithinschallenden Siegesthaten, mit den Türenne- oder Suwarow-Rollen über den Kreis der Armee hinauszuwirken. Die alten Haudegen, welche das in neuester Zeit noch versuchten, haben sich nur lächerlich gemacht. —

Der Fürst erscheint dem Haufen traditionell mit der Glorie unumschränkter Allmacht umgeben. Für jede Beschränkung, der er sich zu unterziehen scheint, ist man ihm dankbar; man liebt ihn dafür, daß er seinen Verfassungs-Eid nicht bricht. Ihm wird der offene, scharfe Verfassungsbruch eher verziehen, als uns. Wenn uns nichtsdestoweniger die Vorsicht gebietet, die Krone, welche unser Palladium ist, in solchen Kämpfen nicht unwiderruflich zu engagiren, so können dergleichen Conflicte doch auch andrerseits nicht ohne die persönliche Betheiligung des Souverains bestanden werden. In der Regel muß die Sache so leise und langsam eingefädelt werden, daß seine sogenannte Fürsten-Ehre oder sein Mannestrotz darin verwickelt sind, noch ehe er die Zeit zum Besinnen gefunden. Die ungeschickten Drohungen der Gegner, die Vorstellung wirklicher und eingebildeter Gefahren thun das Uebrige. Zuletzt erscheint es unmöglich, mit diesen Gesetzen, neben diesen Kammern zu regieren. — —

Dergleichen Unternehmungen haben fast alle zwei charak-

teristische Seiten, deren eine sich auf ihren geheimen Ursprung, die andere sich auf ihren sichtbaren Anfang bezieht. Jene besteht darin, daß jedem bedeutenderen Verfassungs-Conflicte ein geheimer Finanzschaden zu Grunde liegt, bei welchem die herrschende Dynastie unmittelbar betheiligt ist, z. B. die Domainen-Frage, fürstliche Privatschulden, u. dgl. m. — Natürlich darf der Kampf um die materiellen Güter nicht unter der Fahne des dynastischen Privat-Interesses geführt werden; abstracte Rechtsprinzipien liefern hier eine willkommene Symbolik, deren tiefer liegender Inhalt wohl auf beiden Seiten erkannt wird, aus constitutionellen Rücksichten aber niemals deutlich ausgesprochen werden darf. Deßhalb beginnen gewöhnlich solche Feldzüge anscheinend mit irgend einem Competenzconflict. Hier steht gleich Alles in Frage, und im schlimmsten Falle opfern wir zum Schluß eine theoretische Anmaßung für einen concreten Vortheil. Einen Competenzconflict hervorzurufen kann aber niemals schwer sein, so lange unsere Beamten der ordinären juristischen Verantwortlichkeit glücklich entzogen bleiben. Die alten Liberalen haben so lange auf Trennung der Justiz von der Verwaltung gedrungen, daß sie sich nun wohl die dagegen benöthigten Sicherheitsschrauben gefallen lassen müssen. In dem patriarchalischen Zustande, als noch die Verwalter gelegentlich auch Recht sprachen, da gab es keine Competenzconflikte, und sie waren auch nicht nöthig. Allein neue Zustände erzeugen neue Bedürfnisse, und des großen Napoleon juristisches Genie kam gerade zur rechten Zeit, um in einer ausgebildeteren Administrativ-Justiz den Mittler zwischen Justiz und Administration zu geben. Diese kunstreiche Maschine wollen wir, trotz ihres wälschen Ursprungs, gebührend und dankbarlichst respectiren. Der privilegirte Gerichtsstand der Beamten und die Unverantwortlichkeit der Oberbehörden ergeben sich aus diesem ganzen System mit logischer Nothwendigkeit von selbst, ohne Geschrei und ohne Skandal.

Daran laßt uns festhalten und das als das Unsre behaupten! Was sollte auch aus dem Regieren werden, wenn quilibet ex populo Jeden von uns für jede einzelne Maßregel vor Gericht chicaniren könnte, wenn jedes richterliche Collegium sich wie ein Parlament geriren dürfte! — Darum ist der Satz, daß der Richter die Rechtsbeständigkeit der Verordnungen nicht zu prüfen habe, wohlweislich in einige neuere Verfassungen aufgenommen worden. — Die krassen Liberalen haben manchmal die Administrativ-Justiz mit der Cabinets-Justiz in ein und denselben Sack der Verdammniß geworfen; aber daß zwischen diesen beiden Institutionen eine feine Scheidelinie zu ziehen ist, kann der scharf Distinguirende unmöglich verkennen. Distinguiren wir also! Wenn die Liberalen den altgermanischen Rechtssatz, daß Jeder von seines Gleichen gerichtet werde, — pares a paribus, — wieder in's Leben einführen wollen, so müssen sie auch zugeben, daß Beamte von Beamten zu richten seien.

Doch die wechselnden Formen der Conflicte, welche die Opposition als „Staatsstreiche“ zu bezeichnen pflegt, sind mannigfaltig und unberechenbar. Ein reiches Studium derselben bietet Dir die Geschichte der deutschen Bundesstaaten. Die Hauptsache ist freilich immer, ehe man sich auf solche Zwiste einläßt, der überwiegenden Macht sicher zu sein. Dann findet sich das Uebrige von selbst. Aber man poche nicht allzu laut auf seine Uebermacht; die List und juristische Dialektik, von Mächtigen angewendet, sind doppelt nützlich und des Erfolges gewiß. Man läßt damit dem Feinde eine oft willkommene Gelegenheit zum Rückzuge offen, wogegen der Trotz der Gewalt die brutalen Naturkräfte der Menge herausforbert und wach ruft, gegen welche kein Kraut gewachsen ist. Ich bin im Allgemeinen und grundsätzlich gegen jeden gewaltsamen Staatsstreich; man gewinnt damit selten eine auf die Dauer fest gesicherte Position und kann, nach einem solchen Kriegszustande, nur langsam und

nicht ohne Gefahr die Waffen niederlegen. Ein erfahrener Staatsmann weiß sich schon bis auf Weiteres durch die unbequemen Paragraphen einer Constitution durchzuwinden. Nur nicht zu viel Eifer und keine Ueberstürzung! — Thue keinen Schritt vorwärts, den Du vielleicht könntest zurückthun müssen. Ein Fürst hat allerdings den Vortheil, daß er bei einem abgezwungenen Wechsel des Systems einen Minister als Sündenbock opfert und selber rein, wie ein Schwan, aus dem Sündenpfuhle auftaucht. Zuletzt wird manchmal ein Fürst, der recht viel gewagt hat, durch kleine Concessionen aus der Fülle seiner errungenen Macht beliebter, als ein ehrlicher Monarch, der von Anfang an gewissenhaft die Gesetze beobachtet, aber weder der Phantasie, noch dem Aufregungs-Bedürfniß der Menge jemals besondere Nahrung geboten hat. Auch sagt Macchiavelli ganz richtig, daß die nöthigen Gewaltthaten alle rasch und auf einmal geschehen müssen, um die Sinne zu verwirren und die Thatkraft zu lähmen, wogegen die Wohlthaten tropfenweise vom Throne herabtröpfeln müssen, so daß immer neuer Dank eingeerntet wird, der natürlich dem Starken und Gefürchteten doppelt reichlich fließt.

Doch das Alles paßt, wie schon gesagt, nur auf Fürsten; Minister haben in der Regel ihre Handlungsweise so einzurichten, daß sie den Charakter oder doch den Schein der Gewaltthätigkeit gänzlich verliere.

Was man gelungene Staatsstreiche nennt, das beruht durchweg auf scharf durchdachten Proceduren, von denen jede Einzelnheit ein reifliches historisch-politisches und auch wohl statistisches Studium voraussetzt. Was man lehrend mittheilen kann, sind immer nur die allgemeinen Prinzipien; ein zur That und Leitung berufener Mensch muß das Nöthige aus den Zuständen und Begebenheiten selbst resümiren. Der abstracte Schematismus ist verderblich. Aendern sich die Umstände und Personen, so ändere auch rasch Deinen Plan.

Was der Pöbel als Glück oder Unglück bezeichnet, hängt meistens mit dem höheren oder geringeren Grade der Beweglichkeit des Geistes in der Beherrschung der Umstände zusammen. Einer unserer berühmtesten Staatsstreich-Künstler hätte es unendlich viel weiter gebracht, wenn nicht eine gewisse Starrheit des Wollens und der Eigensinn seines eingebildeten Ehrgefühls ihn die Conflicte aufsuchen hieße, wo er sie vermeiden, d. h. umgehen, sollte.

Auf einen Punkt, den ich schon früher andeutungsweise berührt habe, muß ich, weil es der wichtigste von allen ist, schließlich noch einmal zurückkommen, obgleich ihn hier zu erschöpfen unmöglich wäre. Es ist die Bearbeitung der öffentlichen Meinung. Die Bearbeitung der öffentlichen Meinung in unserem Sinne durch die Presse, den Katheder, die Kanzel sogar, ist selbstredend viel nützlicher, als die Zwangsmaßregelung der periodischen Literatur. Wenn der Strom der Presse zu breit und mächtig fließt, so durchbricht er alle Dämme. Die Censur durch Beamte wird zusehends unpraktikabel, ja unnütz, wenn nicht gar schädlich; die Censur des Schriftstellers dagegen durch den Unternehmer und Capitalisten, durch Verleger, Drucker und Setzer, die Zügelung der idealen Schwärmerei durch die Controlle der materiellen Interessen, Cautionen, Concessionen und Concessions-Entziehungen, Verwarnungen, Geldstrafen, eine bis zum Laufburschen und Colporteur herabreichende Verantwortlichkeit, die Disciplinirung des Journalismus durch Polizeigerichte, dieses System ist zeitgemäß und hat eine große Zukunft. „Nicht unterdrücken, sondern leiten!" sei die Parole. Die Unterdrückung und die sichtbare Verfälschung rächen sich durch eine gewaltige Reaction der unterdrückten Naturkraft, durch phantastische Forderungen unzähmbarer Massen, die an keine Leitung gewöhnt sind. Dagegen gibt es ganz untrügliche und unfehlbare Mittel der Bear-

beitung. Zum Beispiele: Man lasse den Zeitungen recht viel Preßfreiheit für auswärtige Zustände; die Redactionen stürzen sich gierig auf diesen Stoff, sind dafür dankbar und gewähren uns damit sogar den Schein des Liberalismus. Die Mängel und Schäden fremder Staaten werden dann weitläufig und mit Vorliebe erörtert, jeder kleine Mißstand in England oder Schweden, nach den dortigen Oppositions-blättern, unter das Vergrößerungsglas gestellt. Das Publikum gewöhnt sich allmälig daran, sich mehr für das interessante und vielbesprochene Ausland zu erhitzen, als für das schweigsame Inland, wo dem freien Worte Fußangeln gelegt sind. Daneben liest es von dort bei der ungeschminkten Enthüllung reeller Mißstände viel freimüthigen Tadel, aus der Heimath nur officiöses Lob, und da in der Welt Alles auf Licht und Schatten, auf das Verhältniß von Mehr oder Weniger ankommt, so erlebt man es, daß unsere Spießbürger, die in Nordamerika die kühnsten Abolitionisten überbieten und in England auf die Manchester-Schule, als auf flache Halbdenkerei, herabsehen, sich zu Hause vor jedem Nachtwächter bis zur Erde verbeugen. Die großbritannisch-hannövrische Statthalterschaft, welche die Schlözer'schen „Staats-Anzeigen" über ganz Europa frei schelten ließ, aber dem streitfertigen Professor rasch das Handwerk legte, als er den Postmeister von Nordheim an sein Reglement zu erinnern wagte, bewies damit viel staatsmännischen Takt. — Und auch die extremen Demokraten unter unseren Journalisten, welche in England und Frankreich nur Corruption, Aristokratenwirthschaft und Pfaffentrug sehen, seien als nützliche Werkzeuge gepriesen! *)

*) Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß der vorliegende Brief vor 1848 geschrieben ist. Indessen haben einige Journalisten, denen der Paradoxismus zu Kopfe gestiegen, noch Fortschritte in der, vom Briefsteller belobten Methode gemacht. Die neueste Vervollkommnung der

Einen Schritt weiter, und man kann versuchen, das germanische Wesen zu dem wälschen, gallischen, britannischen in einen scharfen Gegensatz zu bringen. So lange die Burschenschaften von teutonischer Urfreiheit und Stammesreinheit faselten, so lange waren sie eher nützlich, als gefährlich. Der Begriff der individuellen Freiheit war ihnen noch nicht aufgegangen. — Beherzige in dieser Beziehung die Worte eines preußischen Staatsmannes (Geheime Denkschrift, 1822):

„Es verdient eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht rathsamer wäre, sie gleichfalls, nach dem Bei-

---

alten Methode besteht darin, den retrospectiven Idealismus, der einst die, seitdem glücklich beseitigte Schwärmerei für urteutonische Gesittung erzeugt hat, nun mit einigen albernen Variationen auf eine ganz hohle Abstraction des uralten „gemeinen Rechts" Englands anzuwenden, und, indem dieses dem sogenannten statutarischen Rechte gegenüber gestellt wird, in demselben lauter Freiheit und Kultur, in den Statuten aber lauter Willkür und Unverstand zu sehen. Als ob die Parlamente seit jeher außerhalb der lebendigen Rechtsbildung des Volkes gestanden hätten! Als ob das Rechtssystem nicht mit der ganzen Nation wüchse! Als wäre auch nur gemeines und statutarisches Recht so scharf zu trennen! Diese angeblich demokratischen Phantasten, welche sich keine Gelegenheit, auf das parlamentarische Staatswesen weidlich zu schimpfen, jemals entgehen ließen, möchten den alten „Geheimerath" (the privy council) an die Stelle der verantwortlichen Ministerien setzen, und sehnen sich, aus Erbitterung über Lord Palmerston's entsetzliche Tyrannei, unter die Gesetzlichkeit eines Wolsey oder Burleigh zurück. — Da liegt bei London ein kleines Dorf, in welchem sich ein experimentirender Jurist und einige kindische Kapitalisten den harmlosen, romantischen Spaß erlaubt haben, unter sich das alte Gemeinde-Recht einzuführen. Flugs wird darauf eine ganze Theorie gebaut. Mit demselben Fug könnte man aus dem zeitweiligen Bestehen einer Tauschbank, wie es deren in Paris schon gab, oder einer Ikarischen Kolonie, wie Cabet deren in Amerika errichtete, auf die Allgemeingültigkeit des Socialismus oder Communismus schließen. —

spiele der englischen und französischen Regierungen, in ihren Grundsätzen, in ihren Leitern und Organen, einer strengen, aber kräftigen öffentlichen Discussion zu unterwerfen, als es nicht allzuschwer sein dürfte, gegen jene Grundsätze und Einrichtungen bei den besonnenen und richtig urtheilenden Deutschen die National-Eitelkeit und -Ehre in's Spiel zu bringen, indem man dieselben, als von einer nebenbuhlerischen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend darstellte." —

In der That wurden die Deutschen so lange mit ihrem Mangel an Selbstgefühl aufgezogen, daß sich seitdem viele Patrioten in vollem Ernste mit forcirter Bewußtheit eine Prahlerei und Selbstüberschätzung angewöhnt haben, welche die der Dänen und Türken weit übertrifft. — Wenn man bedenkt, daß Vorbild und Anlaß des politischen Widerstandes in Deutschland fast immer von Außen kamen, so wird man diesen Punkt, die Isolirung des politischen Bewußtseins, nicht geringschätzen. Politische Revolutionen sind undeutsch, deutsch dagegen sind die religiösen Controversen und Conflicte! Wer die Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet lenkt, wer auf diesem Boden durch populär eingreifende Antithesen die Gemüther beschäftigt, zieht das Volk von den Staatsangelegenheiten ab, wo die allgemeine Betheiligung nur zu Unfrieden und Unheil führen kann. — Immerhin mag den Ungeduldigen verheißen sein, daß sie, statt den Himmel auf der Erde zu gewinnen, umgekehrt in der außerweltlichen Weisheit Ersatz für die irdischen Kämpfe finden und daß der freie Gedanken die Körperwelt um so sicherer, obgleich langsam, befreien werde, je höher er sich über dieselbe erhebt. —

Soweit für heute, mein Sohn! Ich konnte Dir bis jetzt nur die allgemeinen Gesichtspunkte andeuten, deren einzelne ich vielleicht mit der Geschwätzigkeit des angehenden

Alters, theilweise wohl auch mit dem Interesse eines Mannes, der sein „quorum pars magna fui" ohne Unbescheidenheit hinzufügen darf, zu weitläufig besprochen habe. Meine Absicht war nichtsdestoweniger nur darauf gerichtet, Dich zum Selbstdenken anzuregen und auf die Bahn zu leiten, wo Selbstdenken und Thatendrang förderlich sind.

Hast Du das Grund-Princip meiner Auseinandersetzung begriffen, so ist das Wichtigste geschehen. Jede einzelne Frage zu erörtern, müßte ich zu dem langweiligsten Staatsrechts-Compendium einen noch langweiligeren Commentar schreiben. Ein anderes Mal spreche ich Dir von dem Wechsel-Verhältniß zwischen dem Bundestag und den Regierungen der Einzelnstaaten; das ist eine Mühle, in welcher jede Opposition, wie zwischen zwei Mühlsteinen, zermalmt wird. Dann haben wir noch die Theorie der Staats- und Disciplinar-Gerichtshöfe mit abhängigen Richtern und fürstlichem Begnadigungsrecht u. s. w.

Suche Dir zunächst bei allen diesen Gegenständen das wahre Verhältniß der lebendigen Praxis zur geschriebenen Theorie klar zu machen. Davon muß Dich schon meine kurze Uebersicht überzeugt haben, daß jeder Verfassungs-Artikel eine exoterische und eine esoterische Auslegung zuläßt. Die Freiheit ist ja doch mehr eine Sache des Bewußtseins, als des materiellen Interesses. Gewähren wir also das stolze Bewußtsein und den edlen Schein so weit, daß daneben die materielle Ordnung der Dinge den zu ihrer Verwaltung Berufenen unbestritten bleibe! —

Aus Deiner Antwort werde ich ersehen, wo ich Deiner Auffassung nachhelfen und wo ich Dir das nähere Detail erschließen soll.

Dein treuer Vater.

### 3. Epilog.

Manches aus dem vorstehenden Briefe mag heutzutage, nachdem die Regierungskunst die ungemessensten Fortschritte gemacht hat, veraltet erscheinen. Aber die Principien sterben nicht! Im Gegentheil, die von unserem Briefsteller entwickelten Principien haben sich zu höherer Entfaltung dargelebt, wenn auch hier und da an die Stelle des vorsichtigen und umsichtigen Kanzleistyls der rasche und betäubende Bulletins-Styl der Militärherrschaft getreten ist. Als historisches Document aber hat der vorstehende Brief zweifelsohne den Werth vieler anderer Documente, bei nicht geringerer Authentizität. —

Ich theile die Antwort des Jüngers hier nicht mit, weil ich sie nicht gelesen habe. Solche Belehrungen nehmen gewöhnlich einen Verlauf, wie ihn schon Göthe an Mephistophele's Schüler dargestellt hat. Im ersten Theil lauscht der Junge voll andächtiger Ehrfucht jedem Worte, gleich einer neuen Offenbarung; im zweiten Theile schnauzt er den Alten an, und ist weit, weit über ihn hinaus! — Ich vermuthe, daß es auch bei meinem Jugendfreunde so gegangen ist. Wie mag sich der Alte gefreut haben! —

Ja, die Welt hat eminente Fortschritte gemacht! Die geistige Freiheit unserer Staatsmänner und sonstigen Politiker hat fast in demselben Maße zugenommen, wie die Staatsschulden der civilisirten Welt. Freilich sind auch die Staatsschulden, ganz abgesehen vom allgemein sinkenden Werthe des Geldes, genau in demselben Verhältnisse gewachsen, als der pedantisch stricte Rechtsinn unterging. Ich meine hier nicht den Rechtssinn der guten, alten Zeit, wo mancher deutsche Fürst, der vielleicht einen armen Teufel hängen ließ, nur um sein hochnothpeinliches Staatsregal vor Verjährung zu schützen, seinen Landständen das Geld zu einem neuen Rock mühsam abdingen mußte. Nein! Ohne so weit zurückzugreifen,

— erinnern wir uns nur an die vierziger Jahre, an die bescheidenen Blüthen der landständischen Opposition vor den glorreichen März-Errungenschaften! — Die heute Elephanten verschlucken, haben damals kaum ein ungekochtes Mäuschen verdaut. Das ungerechtfertigte Verbot eines Buchs, die polizeiliche Sprengung einer freien Religions-Gemeinde konnten allgemeine Sensation und Entrüstung hervorrufen, die Ausweisung Itzstein's und Welcker's aus Preußen wurde als eine vaterländische Calamität behandelt. Die Kammern discutirten zuweilen die Rechtmäßigkeit eines Budgetsatzes von fünfzig Thalern, und das Alles Angesichts der Karlsbader Beschlüsse und der Wiener Instructionen! — Wie sind wir heute dagegen so „staatsmännisch" geworden! — Wie man schon vor 1848 von den vereinzelten Bücherverboten zu den Verboten ganzer Verlagsfirmen übergegangen war, so könnte man heuer ganze Volksstämme ausweisen, ohne damit besonderes Aufsehen zu erregen. Welcher Unterschied bestand schon im Détail zwischen dem Rochow'schen Polizei-Druck und dem der Manteuffel und Westphalen! Von der Rechtspflege gar nicht zu reden! Am meisten hat wohl die Unabhängigkeit und die Autorität des Richterstandes gelitten. — Ueberall kamen noch zu den subtilen Fallen und Fußangeln, welche in den dreißiger und vierziger Jahren der Gerechtigkeit gelegt waren, die brutalen Octroyirungen der Neuzeit.

Und doch, wir hätten Unrecht, muthlos zu verzagen. Nur scheinbar ist der Rechtssinn des Volkes geschwunden, da der politische Sinn der Massen sich dem Inhalte und der Intensität nach, d. h. in die Tiefe wie in die Breite, ausgebildet hat. Das Volk ist nicht stumpfer, sondern klarer geworden. Es erwartet so wenig Achtung des Rechts von ungesetzlich instituirten Behörden, als Ananas von Fichtenbäumen. Seine augenfällige Gleichgültigkeit gegen die bestehenden Rechts- und Staats-Formen ist aber

ein untrügliches Symptom bevorstehender Gefahren. Wer die Geschichte der Menschheit nur aus der Vogelperspective verfolgt, der mag aus der um sich greifenden Verzweiflung am positiven Rechte, aus der Abnahme des gesetzlichen Sinnes höhere Hoffnungen schöpfen, als aus der einfältigen und unmännlichen Vertrauensseligkeit früherer Tage. Wer aber mit seinen Leidenschaften und Sympathien dem unmittelbaren Leben angehört, der schwingt sich schwerlich zu dieser kalten Höhe empor. Dem steht es wohl an, zu beklagen, daß die naturgemäße Entwickelung von denen selbst, welche an der Conservirung des Bestehenden das directeste persönliche Interesse haben, durch eine Reihe offener und verdeckter Gewaltthaten abgelenkt worden ist, und daß, wie es scheint, die Studienjahre des Self-Government nun nicht mehr ohne eine gewisse Lockerung der staatlichen Bande durchzumachen sind. — Viele behaupten, die Wiederkehr des Bonapartismus habe nicht wenig zur Abschwächung des Rechtssinnes in Europa beigetragen; mir däucht, daß hier Ursache und Wirkung mit einander verwechselt werden uud daß der Bonapartismus nicht aufgekommen wäre, wenn die alten Parteien die wahren Rechte des Volkes höher geachtet hätten. Aber die alten Parteien in Frankreich, welche, in der Sorge um Erhaltung ihrer vortheilhaften Positionen, den Staatsstreich, theilweise ohne klares Bewußtsein, beförderten und ausführen halfen, haben seitdem ihr damaliges Verhalten längst bitter zu bereuen gehabt. Und dennoch werden sie — das ist einmal in ihrer eigensten Natur begründet! — vorkommenden Falles stets die Chance des Despotismus der Chance der allgemeinen Freiheit vorziehen. Auch bezieht sich ihre Reue mehr auf den revolutionären, als auf den despotischen Charakter der neuen Herrschaft in Frankreich. —

An analogen Peripetien fehlt es der Neuzeit nicht; aber nicht überall hat sich das historische Fatum so rasch und deutlich enthüllt. — Ein ganz anderes und doch innerlich

verwandtes Phänomen frappirt uns jenseits der Meere. Auch in Nordamerika lockern sich die Bande der Staatsgewalt. *) Dort aber sehen wir die andere Seite des Gegensatzes überwiegen, dort wird der ohnmächtige Staat von der überwuchernden Vegetation des bürgerlichen Lebens verschlungen. — Der reiche Inhalt unserer gewerblichen und philosophischen Kultur, die schwindelnd raschen Fortschritte des Communicationswesens, der Kriegskunst und der Industrie drängen überall die Menschheit auf neue Bahnen. An gewaltsamen Conflicten kann es dabei ebensowenig fehlen, als an innern Widersprüchen zwischen dem Bestehenden und den neuen Tendenzen. Wehe den Regierungen, welche sich einbilden, Dampfkraft, Telegraphen und Eisenbahnen seien nur erfunden, um der Polizei einige neue Kunstgriffe und Häscherwitze an die Hand zu geben! Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Das Einzige, was fest steht, sind die Principien, die ewigen Grundsätze des Rechts für Alle. A bon entendeur salut!

---

*) Wir deuten damit nicht auf den drohenden Abfall der Sklavenstaaten. Die Erscheinungen, auf welche wir hinweisen, bestehen in dem handwerksmäßigen Charakter, den die politische Thätigkeit dort annimmt, in der, gerade im Norden der Vereinsstaaten zu weit getriebenen Entfernung von der Central-Politik u. s. w. (1860).

# IV.

# Ueber Minister-Verantwortlichkeit.

## (1861.)

### 1.

In der Omnipotenz der Justiz liegt die ganze Ueberlegenheit der angelsächsischen Länder über sämmtliche Staaten der übrigen Menschheit. Die juristischen Probleme, welche hier einschlagen, sind alle in Wirklichkeit so einfach, als leicht zu entscheiden; hätte die Bureaukratie nicht die Macht gehabt, so wären die hier vorliegenden Kontroversen, gegen die sich der gesunde Menschenverstand sträubt, niemals entstanden. Die Bureaukratie spricht von ihren Konflikten mit der Justiz, deren gibt es aber gar nicht. Die Thatsache besteht einfach darin, daß der Bureaukrat sich der richterlichen Entscheidung entziehen, daß er seine freie Willkür über alle Gebiete des staatsbürgerlichen Lebens schalten lassen will. Es ist, als ob ein Dieb von seinen Konflikten mit der Justiz reden, sich dem Gerichte als Partei gegenüberstellen und eine andere, gemischte Behörde als unparteiische Instanz anrufen wollte. So sind die Administrativ-Gerichte entstanden.

Handelt der Beamte als Beamter oder als Mensch — in beiden Fällen ist er von Rechtswegen an gewisse gesetzliche

Schranken gebunden; er hat Pflichten und Rechte, die er nicht überschreiten darf. Der fiskalische Beamte darf sich nicht in Bausachen mischen, der Förster nicht in Steuererhebungen. Warum ist die bürgerliche Freiheit allein das Brachfeld, auf dem sich Alle frei herumtummeln können? Wenn der Beamte nach dieser, wie nach irgend einer andern Seite die Grenzen seiner Befugnisse überschreitet, so sollte man meinen, handle er nicht mehr als Beamter, sondern als Contravenient und verfalle der Justiz. Das Individuum, welches verletzt ist oder sich für verletzt hält, klagt auf seine eigene Gefahr und Kosten; es riskirt sein Geld und seine Zeit, um den gefährdeten Rechtszustand zu sichern, und verdient dadurch den Dank des Gemeinwesens. Doch nein! die Beamten haben die Gesetze gemacht, d. h. verdorben. Da wird als erster Einwand entgegengehalten, daß der Lauf der Verwaltung nicht unterbrochen werden dürfe. Zugegeben! Erhebt Eure Steuern weiter, das Individuum soll gehorchen müssen, aber reklamiren dürfen. Nein! sagt die Verwaltung, wenn es reklamiren will, kann es das nur bei uns selbst. Die Gefahr richterlicher Prozeduren würde unsere niederen Werkzeuge zu sehr einschüchtern, und am Ende würde der letzte und höchste Staatszweck, nämlich Gehorsam und fiskalische Ausbeutung, nicht leicht genug erreicht! — So entstanden die Kompetenz-Konflikte, die Administrativjustiz und die gemischten Instanzen. Der einfache Rechtsbegriff, so unangewendet, als er seiner Natur nach uralt ist, ging darin völlig unter.

Die Altliberalen, welche noch zu tief mit der Bureaukratie verwachsen und verschwägert waren, übersahen die Wichtigkeit dieses Punktes, übersahen sie, obgleich die englische Revolution an diesem Punkte begonnen hatte und daran vollendet ward. Die Reaktion dagegen wurde überall von demselben richtigen Instinkte geleitet; die Zopftyrannen des achtzehnten und die Militär-Diktatoren des neunzehnten Jahr-

hunderts begegneten sich in demselben Streben und tauschten neidlos ihre Erfindungen miteinander aus. Ein Mann, wie Stein, wußte wohl, wo der Hase im Pfeffer lag, aber sein Einfluß war von zu kurzer Dauer; er hätte eher eine Dynastie gestürzt, als einen solchen Augiasstall falscher Vorstellungen und absichtlicher Verwirrung ausgemistet. Es blieben die künstlichen Distinktionen in Kraft, an welchen der Beamtenstand seit Jahrhunderten arbeitet und auf die er seine stille Macht und Untastbarkeit immer fester und sicherer begründet; in Kraft blieben alle die Folterwerkzeuge des Absolutismus, welche unter wenig veränderten Namen sich dem constitutionellen Formalismus angepaßt haben; alle die Panazeen, aus welchen das, von allen Theoretikern zum Tode verurtheilte, Polizeiregiment den Trank des ewigen Lebens trinkt. —

Die antike Staatsidee war allmächtig, aber, zum Ersatz für die persönliche Freiheit, fühlte sich der Bürger als Theil und Glied eben dieses tyrannischen Staatsganzen; das urgermanische Volksgericht sprach ohne Gesetze, aber es war ein Volksgericht. Allein was bleibt dem modernen Menschen, wenn er in dem mächtigen Großstaat nicht einmal ein Restchen persönlicher Sicherheit rettet, wenn nicht die Centralgewalt, nicht die Volksgemeinde, sondern jeder auf seine Kosten ernährte Staatsdiener Herr über seine Freiheit und sein Vermögen ist und bleibt? — Und doch ist es so! Ihr sprecht vom Rechtsboden, — untersucht ihn erst, ob er nicht unter den ersten Schritten einbricht! —

Ein viel gequälter Mann aus dem Volke, der den Entwurf eines Gesetzes über die Verantwortlichkeit der Minister besprechen hörte, that die Aeußerung: „ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Gensd'armen sei ihm lieber.“ Dieser Wunsch leuchtet Jedem ein, der in bureaukratisch regierten Staaten gelebt hat. Bei näherer Betrachtung ergibt sich indeß das Minister-Gesetz

als nothwendige Voraussetzung des Gensd'armen-Gesetzes. Denn es versteht sich von selbst, daß der, welcher den Auftrag gibt, ebenso verantwortlich sein muß, als der, welcher ihn ausführt.

Der Uebermuth der niederen Beamten fließt aus der Willkürlichkeit ihrer Vorgesetzten. Und nur, wo das Grundgesetz des Landes gegen alle Angriffe geschützt ist, können sich auch die Einzelrechte des Privatlebens unantastbarer Sicherheit erfreuen. Wo aber das Grundrecht wankt, ist alles übrige Rechtswesen auch leicht erschüttert.

Jedermann ist an die Gesetze gebunden, auch der Beamte, ja, der Beamte zuerst, denn er soll zu ihrer Ausführung beitragen. Wenn der Auftrag des höheren Beamten an den untergebenen sich nur innerhalb der von den Gesetzen freigelassenen Befugnisse bewegen darf, so ist jeder Auftrag, der gegen ein Gesetz verstößt, an und für sich null und nichtig und der Untergebene braucht ihn, darf ihn nicht vollziehen.

Wenden wir die civilrechtlichen Regeln des Mandats, welche in allen Gesetzgebungen gleichmäßig gelten und daher wohl als mit der Logik des Rechts überhaupt übereinstimmend betrachtet werden können, hierauf an, so versteht sich die Sache ganz von selbst, denn auch der Minister ist an ein begrenztes Mandat gebunden, über das hinaus er nicht verfügen kann. Die Theorie der allgemeinen Verantwortlichkeit jedes Individuums, und also auch der Beamten aller Grade, welcher die Doktrin des blinden Gehorsams (in der Bureaukratie, wie in der Armee) gegenübersteht, ist die nothwendige und unumgängliche Bedingung des Rechtsstaates.

Die Anhänger des blinden Gehorsams wenden allerdings ein, die Staatsmaschine müsse still stehen, wenn jeder Unterbeamte die empfangenen Befehle prüfen dürfe, ja, prüfen müsse.

Allein die Pflicht, von dem Umfang und der Grenze seiner gesetzlichen Befugnisse Kenntniß zu nehmen, ist in einem Rechtsstaate unablöslich, und beruht mit allen ihren Folgen auf dem allgemeinen civil- und staatsrechtlichen Axiom, das noch kein Gewalthaber offen anzugreifen wagte, — auf dem Axiom, daß die Kenntniß der Gesetze Jedermann zugänglich zu machen und bei Jedermann vorauszusetzen sei: error juris nocet.

Alle diese Grundsätze, geschützt durch die Regel, daß Jedermann aus dem Volke wegen eines Bruchs des öffentlichen Rechtes klagen könne, bestehen in England und Nord-Amerika, ohne daß deßhalb die Fundamente dieser Staaten erschüttert worden wären.

Freilich ist in freien Staaten dem Richterstande die zu seiner Pflichterfüllung nothwendige Funktion, die Rechtmäßigkeit und Rechtsbeständigkeit der Verordnungen zu prüfen, nicht wie in Preußen, entzogen.*)

Das Preußische Landrecht sogar sagt: Theil I. Titel 6.

§. 45. „Wer den Befehl dessen, dem er zu gehorchen schuldig ist, vollzieht, kann in der Regel zu keinem Schadens-Ersatze angehalten werden.“

§. 46. „Er muß aber dafür haften, wenn die befohlene Handlung in den Gesetzen ausdrücklich verboten ist.“

Und

§. 48. „Dem, der aus Unwissenheit einen gesetzwidrigen Befehl ausgerichtet hat, bleibt der Regreß gegen den Befehlenden vorbehalten.“

---

*) Seit dem Jahre 1861, als preußische Zustände diesen Aufsatz veranlaßten, haben sich noch ganz andere Beschwerden gegen die Stellung der preußischen Magistratur erhoben!

Ferner

§. 51. „War aber der Auftrag unerlaubt, so haftet wegen des Schadensersatzes der Machtgeber und der Bevollmächtigte, beide für einen und einer für beide, selbst wenn der Bevollmächtigte die Grenzen des Auftrages überschritten hat.“

§. 58. „Wer eine unerlaubte Handlung befiehlt, haftet hauptsächlich für den daraus entstandenen Schaden.“

Welche Anwendung diese Rechtssätze bei dem Preußischen Beamtenstande gefunden, darüber wäre eine interessante Monographie zu schreiben.

## 2.

Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß die allgemeinen Grundsätze des Rechts für den Beamtenstand auf die Staatsminister keine Anwendung finden. Minister sind Beamte; erst das constitutionelle System gab ihnen eine besondere Stellung, und zwar, indem es ihre Verantwortlichkeit erhöhte. Am wenigsten wäre aus dieser besonderen Stellung irgend eine Befreiung von der allgemeinen Verantwortlichkeit herzuleiten. Unter dem sogenannten constitutionellen System verstehen wir das continentale, nach dem französischen Muster der Restauration und der Julidynastie zugeschnittene. Dieses unterscheidet sich in dem vorliegenden Punkte wesentlich von dem Englischen; — beide haben zwar das gemein, daß die Verantwortlichkeit des Ministers die Unverletzlichkeit des Souveräns deckt, daß der Minister verantwortlich ist für den Akt, den er unterzeichnet oder contrasignirt hat. In England aber sind die Werkzeuge des Ministers eventuell neben ihm verantwortlich, auf dem Continente ist es höchstens nur der Minister,

und nicht blos der Monarch, sondern auch der Gensd'arm ist durch die Contrasignatur des Ministers gedeckt. Wo nun, wie gewöhnlich, die Verantwortlichkeit des Ministers auf Illusionen beruht oder thatsächlich illusorisch gemacht wird, da steht eben der Bürger rechtlos dem Beamten gegenüber, und das Verfassungsspiel bedeutet da wenig oder Nichts neben dem — Soldatenspiel.

In England könnten zur Noth die ordentlichen Gerichte zur Wahrung des Rechtsstaates ausreichen, obgleich die politische Praxis gerade daselbst besondere Prozeduren für die Jurisdiktion über hohe Staatsdiener geschaffen hat. Auf dem Continente ist das — auch abgesehen von der geringen Selbstständigkeit unserer Gerichte dem Ministerium gegenüber — schon deßhalb nicht möglich, weil der Beamtenstand überhaupt durch die sogenannte Administrativ-Justiz (lucus a non lucendo!) und die Erhebung der Kompetenz-Conflikte von der allgemeinen Gerichtsbarkeit eximirt dasteht.

Jedenfalls bedürfen wir also eines besonderen Gesetzes über Minister-Verantwortlichkeit. Wie kann nun die Verantwortlichkeit der Minister juristisch formulirt werden? — Einige Publizisten haben diese Aufgabe für unlösbar, Andere haben sie für nicht der Mühe werth erklärt. Diese und Jene behaupten, die einzig wirksame Kontrole über die Räthe der Krone liege in den Majoritätsvoten der gesetzgebenden Körperschaften. So lange ein Ministerium die Majorität habe, könne doch keine Klage gegen dasselbe durchdringen; wenn aber die Möglichkeit vorhanden sei, es zu stürzen, so brauche man es nicht zu verklagen. In der Regel, so meinen sie, seien die Fehler und Vergehungen der höchsten Staatsbehörden nicht unter einen bestimmten Paragraphen des Gesetzbuches zu bringen, so daß die Klage fast immer unnütz sei, in vielen Fällen sogar zu einer schädlichen Reaktion führen könnte.

Allerdings muß uns die Kontrole der Kammern für die

rein politische Thätigkeit der Minister genügen. Einen unfähigen Minister zu beseitigen, ist Sache der Opposition. Aber eine landesverrätherische Handlung, Bestechlichkeit, Unterschleif und selbst die Ueberschreitung des verfassungsmäßig bewilligten Finanz-Etats sind viel eher Objekte der Justiz, als der constitutionellen Faktoren. Die Kammer, welche sich über ein Oppositionsprogramm vielleicht nicht einigen kann, wird sich doch leicht darüber verständigen, auf dringende Verdachtsgründe hin eine gerichtliche Untersuchung zuzulassen. Vielfach wird das im Interesse des angeschuldigten Ministers selbst geschehen; ein ausgebildetes Ehrgefühl, ein in weiteren Kreisen verbreiteter Rechtssinn werden die höchsten Staatsbeamten unter Umständen sogar nöthigen, auf das gerichtliche Urtheil zu provoziren. Es wäre nicht gut, Alles auf die politische Diskussion zu stellen und den Standpunkt des Rechts, sowie den der öffentlichen Moral bei Seite zu lassen, die Menge und den vornehmen Pöbel an die Anschauung zu gewöhnen, daß ungeheuere Verbrechen straffrei ausgehen, und nun gar den Verfassungsbruch, den Staatsstreich zu einem Hazardspiel zu machen, bei welchem der ganze Einsatz in dem Aufgeben des Minister-Portefeuilles bestünde! —

Auch wird durch ein gerichtliches Verfahren gelegentlich der scharfe Konflikt mit dem Landesherrn vermieden oder abgestumpft, und statt durch eine schwer durchzuführende Steuerverweigerung kommt dann das beleidigte Gesetz durch einen einfachen Richterspruch zur Geltung.

Gerade in England waren die Prozesse gegen Minister und hohe Staatsbeamte am allerhäufigsten, und wenn sie in diesem Jahrhunderte gänzlich abzukommen scheinen, so ist es, weil Niemand in diesem glücklichen Lande sich beikommen läßt, die Gesetze des Landes zu verachten, da kein Fürst

oder Minister für verbrecherische Pläne gehorsame Exekutoren fände. *)

Für die politischen und administrativen Leistungen oder Fehler, d. h. für die Fähigkeiten des Ministers gibt es allerdings keine exakte Jurisdiktion. Die Rechtspflege im eigentlichen Sinne kann sich nur auf seine civile und criminelle Verantwortlichkeit beziehen, d. h. auf die Entschädigungspflicht aus unerlaubten und auf die Strafbarkeit bei strafbaren Handlungen.

### 3.

Zwar hat man in dem Musterstaate des Parlamentarismus diesen Unterschied zwischen der politischen und der juristischen Verantwortlichkeit der Minister niemals besonders strenge festgehalten. Das englische Parlament ist bekanntlich in seinen Befugnissen minder beschränkt, als die continentalen Kammern, es ist der souveräne Richter über seine eigene Kompetenz, und ein altes Sprüchwort besagt: „Das Parlament kann Alles, nur kein Weib zum Manne machen." Die enge und engherzige „Theilung der Gewalten", wie wir sie verstehen, war überhaupt in England niemals Grundgesetz. Das Unterhaus kann jeden Staatsbeamten vor dem Oberhause verklagen, begnügt sich aber bei den niederen Beamten, wo das ausreicht, damit, den König in einer Adresse um Verfolgung der Beschuldigten durch den Attorney-general (Staatsanwalt) zu bitten. Doch wurden z. B. unter Karl II. vier höhere Richter durch das Oberhaus wegen parteiischer Rechtspflege ihres Amtes entsetzt.

---

*) „Seit Walpole's Sturz ist es Praxis geworden, wenn auch nicht gerade strikt nach der Theorie unserer Verfassung, den Verlust des Amtes und die öffentliche Mißbilligung als hinlängliche Strafe für Irrthümer in der Verwaltung, die man nicht persönlicher Korruption zuschreiben kann, zu betrachten." — Macaulay, Essay on Hallam's Constitutional history.

Jede Handlung eines brittischen Ministers oder Staatssekretärs *) konnte seit jeher zum Gegenstande einer Anklage werden, auch wenn sie nicht unter ein bestimmtes Statut der Strafgesetze fiel. **) Das Unterhaus klagt ganz einfach beim Oberhause, legt in corpore das „Impeachment“ auf den Tisch des Oberhauses und ernennt dann aus seinen Mitgliedern ein Committe of managers, welches in öffentlicher Sitzung die Rolle der Staatsanwaltschaft übernimmt. Das Unterhaus wird hier als verletzte Partei angesehen, weil es die Wahlkörperschaften des Landes vertritt; das Oberhaus ist dabei, nach Hale, Blackstone, Stephen u. A. m., nicht als ein Ausnahmsgericht zu betrachten, sondern als judicium parium, denn aus der allgemeinen Pairs-Jurisdiktion hat sich auch diese entwickelt. Und es war sogar lange zweifelhaft, ob das Oberhaus seine Jurisdiktion in diesem Falle auch über Commoners (wegen High-treason oder Felony) ausdehnen dürfe. Bis 1689 wenigstens hat das Oberhaus sich dessen geweigert.

(Das „Impeachment“ muß vorher durch eine Botschaft dem Oberhause angezeigt worden sein, und nachdem dieses sich durch eine Botschaft, dasselbe zu empfangen, bereit erklärt hat — was, nach allen Precedents, unweigerlich geschehen muß — begeben sich die Gemeinen in Gesammtheit zur Abgabe der Anklage an die Barre der Lords, wo die

---

*) Die Form des Ministerraths oder Kabinets ist bekanntlich modernen Ursprungs und hängt mit den neueren Phasen der Entwickelung des englischen Parlamentarismus zusammen. In dem alten Geheimrath (Privy council) war die Verantwortlichkeit mehr persönlich, während sie heutzutage in den meisten Fällen das gesammte Kabinet treffen würde. Darum waren in den alten Zeiten die politischen Anklagen gegen hohe Staatsbeamte verschiedener Kategorien viel häufiger.

**) Hallam sagt (Constitut. History II, 554): „Die Minister sind verantwortlich für die Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Nützlichkeit aller Maßregeln, welche von der Krone ausgehen, sowie für die Gesetzlichkeit derselben.“

Anklage verlesen und auf den Tisch des Hauses niedergelegt wird.)

Der Angeklagte plaidirt „schuldig" oder „unschuldig". Im ersteren Falle, dem Bekenntniß seiner Schuld, bestimmen die Lords (in der Regel nur die rechtsgelehrten Lords) die Strafe. Im anderen Falle erfolgt das contradiktorische Verfahren nach den Regeln, die vor den Geschwornengerichten gelten. Wird die Angeklagte schuldig erklärt, ohne daß das Maß seiner Strafbarkeit in den Gesetzen vorgesehen wäre, also z. B. wegen Fahrlässigkeit oder Ungeschicklichkeit, so ist nichts desto weniger auf Gefängniß oder Geldstrafe zu erkennen, auch wohl auf Unfähigkeit zu Aemtern.

An Leib oder Leben darf der Minister im Falle der nur politischen Vergehungen nicht geschädigt werden.

Kontrovers war es früher, ob der König einen durch Impeachment verurtheilten Staatsbeamten begnadigen könne; das Haus der Gemeinen hat diese Beschränkung des königlichen Gnadenrechts stets als sein Privilegium in Anspruch genommen und endlich wenigstens eine ausdrückliche Klausel im Act of settlement von 1700 (12. und 13. William III. Kap. 2) durchgesetzt, wonach der König ein Impeachment nicht niederschlagen kann, selbst nicht durch Auflösung des Parlaments. Ob er nach erfolgter Verurtheilung begnadigen kann, steht demnach noch dahin. Doch hat sich noch kein brittischer Monarch einen solchen Mißbrauch seines Gnadenrechtes zu erlauben gewagt.

Ein Verfahren, welches früher, besonders während der Bürgerkriege, mehrfach zur Anwendung kam,*) nämlich das

---

*) Der Herzog von Clarence unter Eduard IV., Thomas Morus, Katharina Howard, fielen durch solche Straf-Bills. Auch Strafford, obgleich sich Männer, wie John Hampden, Selden, Pym gegen diese gewaltthätige Form der Justiz, die früher für eine Kabinetsjustiz gegolten hatte,

der Bill of attainder oder Bill of pains and penalties, in welchem das Parlament durch ein sogenanntes ex post facto law (lex pro re nata), d. h. durch ein für den bestimmten Fall gegebenes Gesetz, zugleich als Gesetzgeber, Kläger und Richter auftrat, ist durch Theorie und Praxis glücklich beseitigt. Auch diese Prozesse wurden vor dem Pairshofe geführt.

Das Impeachment tritt zuerst unter Eduard III. (1386 gegen den Kanzler de la Pole) auf, im Zusammenhang mit der damals verschärften Begriffsbestimmung des Hochverraths. Unter Eduard's unglücklichem Nachfolger (Richard II.) gewinnt es schon eine historische Bedeutung durch den berühmten Fall des Grafen Suffolk, Kanzlers von England, der nebst einer ganzen Reihe von Mitschuldigen, worunter mehrere Richter, wegen geheimer Anschläge zum Umsturz der öffentlichen Freiheiten verurtheilt ward; zwei der Verurtheilten wurden gehängt. *)

Die englische Geschichte kennt zwanzig bis dreißig wichtige Staatsprozesse dieser Art, den letzten von 1807 gegen Lord Melville, der im Pitt'schen Kabinet erster Lord der Admiralität war, wegen ungesetzlicher Verwendung von Staatsgeldern.

Der gleichfalls der Neuzeit angehörige Prozeß gegen Warren Hastings, den berühmten Generalgouverneur von Ostindien, ein Staatsprozeß von achtjähriger Dauer, der, wie gesagt, nicht speziell einen Minister traf, setzt das noch heute geltende Verfahren in das hellste Licht. An diesem Prozeß haben sich Englands größte Redner (Burke, Fox, Sheridan u. A. m.) ausgebildet oder bewährt. Von den

---

mit Entschiedenheit aussprachen. Der letzte derartige Prozeß betraf die Königin Karoline (1820).

*) S. Hume, Hystory of England, Band I. Cap. 17. — Delolme, S. 333. — Robert Mohl, Minister-Verantwortlichkeit, S. 607 u. f.

zwanzig Commissarien des Unterhauses funktionirten zuletzt nur noch zwölf, von den Peers, die dem Anfang des Prozesses beigewohnt, war der größere Theil durch den Tod hinweggerafft, die neu eingetretenen stimmten der Praxis gemäß nicht mit, so daß das freisprechende Urtheil in der hundertzweiundzwanzigsten Sitzung (am 23. April 1795) von dreiundzwanzig gegen sechs Lords gesprochen, also schließlich nur von neunundzwanzig Lords votirt wurde. Weniger als zwölf Peers durften es nicht sein, sonst wäre das Urtheil ungiltig gewesen. (S. Blackstone, Bd. 4. S. 262, Note.)

## 4.

Auch die alten landständischen Verfassungen in Deutschland ertheilten den Ständen das Recht, die landesherrlichen Diener wegen Verletzung der Verfassung oder der Gesetze zu belangen; nur fehlte es dieser Kontrole meistentheils an der wesentlichsten Garantie, nämlich für den Fall, daß der Diener sich auf einen fürstlichen Befehl stützen konnte. (Vgl. H. A. Zachariä's deutsches Staats- und Bundesrecht, §§ 43 und 117.)

Ausnahmen hiervon bildeten die glücklicher ausgestatteten Privilegien der bayrischen Landschaft (von 1516), die von Ostfriesland, Lüneburg, von Württemberg, Gotha u. a. m. Wo nämlich die fürstlichen Beamten die Landesfreiheiten beschwören mußten, konnten sie sich nicht hinter einen höheren Auftrag verstecken.

In dem Württembergischen Landesgrundvergleich von 1770, sowie schon in den ostfriesischen Konkordaten von 1590 und 1611 war das Begnadigungsrecht des Fürsten für Amtsvergehen ausdrücklich ausgeschlossen.

In manchem alten Statut werden die Diener, welche ihren fürstlichen Herren „schlimme Rathschläge" gegeben, unter den zu Belangenden aufgeführt, was auf

eine moderne Auffassung der ministeriellen Verantwortlichkeit hinweist, wonach der verantwortliche Beamte den unverantwortlichen Fürsten deckt. Im Hintergrunde standen allerdings die Reichsgerichte, welchen die Reichsunmittelbaren Rede stehen mußten, oder vielmehr sollten. —

Der einzige Fall eines zu Ende geführten Staatsprozesses gegen Minister, den das constitutionelle Frankreich aufzuweisen hat, ist zugleich der eklatanteste der Neuzeit. Man kennt die Verhandlungen vor dem Pairshofe wegen der verfassungsverletzenden Ordonnanzen, für welche die letzten Minister (das Ministerium Polignac) des gestürzten Königs Karls X. angeklagt und zu bürgerlichem Tode und lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt wurden. Ein eigentliches Gesetz über Ministerverantwortlichkeit gab es damals nicht; die Verfassungsurkunde enthielt nur im Allgemeinen das Prinzip der Verantwortlichkeit und bezeichnete den Pairshof als das Gericht, vor welchem die Deputirtenkammer als Klägerin aufzutreten habe. Eine Menge Fragen wurden hier also zum ersten Male durch die Praxis und, nach dem damals herrschenden Geiste, in liberalem Sinne entschieden. Der Anfangs erhobene Einwand, daß die Verantwortlichkeit der Minister nur so weit reiche, als die Unverantwortlichkeit des Monarchen, daß also die Minister eines vertriebenen Fürsten in der That nicht zu belangen seien, wurde als völlig hohl ohne lange Diskussion beseitigt.

Die neuere deutsche Verfassungs-Geschichte enthält — abgesehen von zahlreichen, aber jedesmal durchgefallenen Anträgen — von Minister-Anklagen nur die verunglückten Versuche des kurhessischen Landtags gegen Hassenpflug beim höchsten Gerichte des Kurstaats und die in Württemberg 1850 gegen den Minister von Wächter-Spittler eingeleitete Klage.*) Die kurhessische Verfassung von 1831 hatte ein

*) Der Württembergische Staatsgerichtshof wird zur Hälfte von dem König, zur Hälfte vom Landtage besetzt. Auf den Klage-Antrag

Schiedsgericht für konstitutionelle Konflikte und einen Staatsgerichtshof eingesetzt; beide erwiesen sich jedoch, der kurfürstlichen Willkürherrschaft gegenüber, als völlig machtlos. Es gehört eben zur Begründung des Rechtsstaates etwas mehr, als ein paar gedruckte Verfassungs-Artikel!

In einigen deutschen Verfassungen ist das Klagerecht der Stände auch eventuell gegen die untergeordneten Staatsbeamten gerichtet, wenn nämlich eine wegen der betreffenden Rechtsverletzung „von dem Verletzten" geführte Beschwerde bei dem Departements-Chef erfolglos geblieben. So ungefähr drückt sich §. 110 der königlich sächsischen Verfassungs-Urkunde aus, und das weimarische Grundgesetz (§. 112) fügt einem gleichlautenden Artikel die Worte hinzu, daß „eben, weil solches vergeblich gewesen, die höhere Behörde selbst der Pflichtwidrigkeit sich theilhaftig gemacht hat." Demnach wäre ganz folgerichtig und in Uebereinstimmung mit den, von uns oben entwickelten und durch Anführungen

---

muß der ständige Präsident des Staatsgerichtshofs ihn berufen. Unter den 13 Richtern, vor denen Herr von Wächter stand, saßen, von den Ständen gewählt, Uhland und Paul Pfizer. Die Klage lautete auf Verfassungsbruch wegen Beitritts zum „Interim" und zur „Münchener Convention", ohne Befragung des Landtages und trotz der früher vollzogenen Anerkennung der deutschen Reichsverfassung. Dies war der erste Fall einer Ministeranklage in Württemberg seit dem Bestehen der Verfassung, also seit 31 Jahren. Der Angeklagte hatte sein Portefeuille (der auswärtigen Angelegenheiten) niedergelegt, ehe er vor die Schranken trat. Auch die klägerische Partei — nämlich die zweite außerordentliche (verfassungsrevidirende) Landesversammlung, welche damals an Stelle der beiden Kammern stand, — war schon aufgelöst. Schoder und Fetzer leiteten die Anklage. Der Angeschuldigte wurde mit knapper Majorität freigesprochen, weil das Gericht in der Constituirung der provisorischen Centralgewalt vom 30. September 1849 nur die Erfüllung der alten, verfassungsmäßig anerkannten Bundespflichten sah (!!) und in der Münchener Convention vom 27. Februar 1850 über die Grundlinien einer zukünftigen Bundesdirektorialverfassung keine vollendete Handlung, keinen fertigen Staatsvertrag erblickte.

aus dem preußischen Landrechte bestärkten Grundsätzen der ausführende Beamte neben dem Auftraggeber, aber auch dieser, der Minister, neben dem unteren Beamten verantwortlich. Nur daß hier die Verantwortlichkeit des Ministers nicht, wie in den meisten deutschen Verfassungen, blos an seine Kontrasignatur bei der betreffenden Maßregel, sondern auch direkt an seine Verweigerung der Herstellung des Rechtszustandes geknüpft ist. Jedoch ist die Klausel, daß die Beschwerde von dem Verletzten ausgehen muß, eine mißliche Beschränkung, welche bei der herkömmlich beliebten Auslegungsweise den eigentlichen Verfassungsbruch leicht ausschließen mag, obgleich bei Verstößen gegen das öffentliche Recht jeder Staatsbürger sich als in seinem eigenen Rechte verletzt erachten sollte.

Andere Verfassungen (die von Braunschweig, Meiningen, Altenburg, Waldeck, Württemberg ꝛc.) enthalten dieselbe Bestimmung der Verantwortlichkeit in noch schärferer Form. Der kurhessische Landtag ist nach der, zu Rechte bestehenden Verfassung von 1831 nicht einmal an die vorgängige Beschwerde beim Staatsministerium gebunden. — Ueberall wird hier vorausgesetzt, daß der niedere Beamte vor seinen ordentlichen Richter zu stellen sei. Auch schließen die meisten neueren Verfassungs-Gesetze für solche Fälle das Begnadigungsrecht des Souveräns aus. (So in Bayern, in beiden Hessen, in Württemberg, Sachsen-Weimar ꝛc.) Daß da, wo das Begnadigungsrecht ausgeschlossen ist, auch die Niederschlagung der Untersuchung unzulässig ist, leuchtet von selbst ein.

In den meisten der bisher angeführten deutschen Bundesstaaten fungirt bei Minister-Anklagen der oberste Gerichtshof des Landes, in anderen wird ein eigener Staatsgerichtshof für den speziellen Fall gebildet. Die englische Einrichtung, welche in die französischen Charten von 1814, 1815 und 1830 übergegangen war, wonach das Oberhaus

zugleich den Staatsgerichtshof bildet, konnte im deutschen Staatsrecht, wo mit dem besten Willen kein unabhängiges Oberhaus zu gründen wäre, und außerdem den Pairskammern niemals Gerichtsbarkeit zustand, unmöglich Platz greifen. —

Aber auch die englische Anschauung, daß es sich bei solchen Staatsprozessen um schwere Verbrechen handle und daß also die Grundsätze des Kriminalverfahrens maßgebend sein müssen, ist in Deutschland zur Zeit noch nirgends durchgedrungen. So bestimmen viele Gesetzgebungen die Absetzung des Ministers, etwa mit Verlust seiner Anstellungsfähigkeit, als höchste Strafe. Frühere Jahrhunderte sahen klarer hierin! —

Eigenthümlich ist die Bestimmung der norwegischen Verfassung (von 1814, §. 26), wonach bei Minister-Anklagen die erste Kammer, der Lagthing, mit dem höchsten Gerichte zu einem Staatsgerichtshofe zusammentritt. (Dieses Tribunal saß 1836 über den Staatsminister Löwenskiold zu Gericht.)

Soll einmal eine politische Körperschaft ein Tribunal bilden, so ist die Beigebung der angesehensten und unabhängigsten Rechtsgelehrten des Landes jedenfalls wünschenswerth. Die Begründung einer wahrhaften Minister- und Beamten-Verantwortlichkeit kann immerhin nur auf der Voraussetzung eines wahrhaft unabhängigen Richterstandes beruhen. Die Unabhängigkeit der Rechtspflege, die Kompetenz der Gerichte zur Prüfung der Rechtsbeständigkeit aller Verordnungen und ministeriellen Erlasse ist die unerläßlichste Bedingung für das Bestehen eines geordneten Rechtszustandes.

## 5.

Von liberaler Seite war dem preußischen Hause der Abgeordneten in der Session 1861 der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Fälle der Verantwortlichkeit, in welchen

Minister durch die beiden Häuser des Landtages angeklagt werden können, das dabei zu beobachtende Verfahren und die zur Anwendung kommenden Strafen, vorgelegt worden. Dieser Entwurf, welcher den Abgeordneten und Obertribunalsrath Waldeck zum Urheber hat, stimmt genau mit den sehr ungenügenden Forderungen des §. 61 der preußischen Verfassungsurkunde von 1850 überein. So bestimmt gleich der erste Paragraph, daß jedes der beiden Häuser des Landtages gegen die Minister Anklage erheben kann wegen Verfassungs-Verletzung, Bestechung oder Verrath.

Hier, das heißt in dem ganzen Entwurfe, ist also nur die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Minister behandelt und auch diese nur auf die drei äußersten Fälle beschränkt, von denen kaum der erste (Verfassungsbruch) eine von dem allgemeinen Rechte abweichende Behandlung erheischt. Die Verbrechen der Bestechung (Bestechlichkeit)*) und des Verraths (Landes- oder Hochverraths) sind in jedem Gesetzbuche vorgesehen. Die klägerische Kompetenz der Kammern und die Fixirung des Gerichtsstandes wären also die einzigen Punkte, welche in dieser Hinsicht unbestreitbar erst einer legislatorischen Bestätigung bedürften; und freilich in einem Lande, wo der Justizminister seinen Staatsanwälten nach Belieben jede Anklage verbieten oder befehlen kann, und wo derselbe auch die Gerichtsabtheilungen willkürlich zusammensetzt, äußerst wichtige und wesentliche Punkte. Die civilrechtliche, in Geld anzuschlagende Verantwortlichkeit ist hier ganz bei Seite gelassen. Da wir nicht annehmen können, daß die Antragsteller diese wichtige Garantie des öffentlichen Rechts einem besonderen Gesetze vorzubehalten meinen, so haben sie wahrscheinlich jede willkürliche Uebertretung des Finanz-Etats und jede Veruntreuung unter dem Verbrechen der Verfassungs-Verletzung mit begriffen. Allein

*) Verfassungsurkunde und Gesetzentwurf sagen „Bestechung“.

das wäre im einzelnen Falle schwer durchzuführen und würde in der Praxis, wo für solche Fälle ohnehin strenge Urtheile schwer zu erringen sind, zu absoluter Straflosigkeit führen. Auch ist ja in §. 5 (Strafen) die Entschädigungspflicht ausgelassen.

In §. 2 wird die „Verfassungs-Verletzung" näher bestimmt als eine „der Verfassung zuwiderlaufende Handlung oder Unterlassung, deren Verfassungswidrigkeit dem Schuldigen bekannt war, oder nicht ohne sein grobes Verschulden entgehen konnte."

Eine Definition ist das nicht. Was aber ist es denn? — Wenn man nicht mehr sagen wollte, als hier steht, hätte man füglich den Artikel auslassen und das, was er leisten soll (aber nicht leistet), dem allgemeinen Rechte überlassen dürfen.

Er sagt: eine Verfassungs-Verletzung ist eine Verletzung der Verfassung, deren Sträflichkeit dem Verletzer bekannt war. Dieses Verbrechen unterscheidet sich also von allen anderen Verbrechen dadurch, daß der Kläger dem Verbrecher nicht blos den bösen Vorsatz, sondern auch die Kenntniß der Gesetze nachweisen muß. Eine Einschaltung über lata culpa hinkt nach, nicht um die schwere Fahrlässigkeit der sträflichen Absicht gleichzustellen, sondern, dem Zusammenhange nach, nur um das culpose Verkennen der Gesetze näher zu bezeichnen. *)

Wie in aller Welt soll dergleichen nachgewiesen werden? Wenn überall die Bekanntschaft mit den Gesetzen bei jedem gemeinen Sträfling vorausgesetzt wird, so müßte doch vor allen Dingen angenommen werden, daß ein Minister die Verfassung, welche die erste und oberste Richtschnur seines Verhaltens sein soll, kenne und verstehe.

Sonst kommt ein solcher Artikel einer allgemeinen Straf-

*) Dagegen vergl. die oldenburgische Verfassung, Art. 200 u. a. m.

losigkeits-Erklärung gleich und macht das ganze Gesetz überflüssig. Error juris nocet! In strafrechtlichen Dingen erleidet dieser Satz bei mündigen und zurechnungsfähigen Personen keine Ausnahme; am wenigsten darf eine solche zulässig sein, wo die Kenntniß des Gesetzes erste Amtspflicht ist.

(„Es wäre auch eine ganz sonderbare Anomalie, wenn eine blos culpose Verletzung der Rechte eines Bürgers im gewöhnlichen Leben an einem noch so ungebildeten und geistig unbedeutenden Menschen bestraft würde, dieselbe Handlung aber unantastbar wäre, wenn sie ein Mann beginge, der ein hohes Amt bekleidet, bei dem sich ein bedeutendes Maß von geistigen Kräften und Kenntnissen voraussetzen läßt und den die größe, ihm anvertraute Gewalt zu besonderer Vorsicht auffordern muß.“ R. Mohl.) *)

Passender wäre es gewesen, näher zu bestimmen, inwiefern eine gewisse Handlung diesem oder jenem Minister zuzuschreiben ist, ob hierbei nur nach der Kontrasignatur zu urtheilen ist, wie weit ein Minister für seine Untergebenen einsteht, u. s. w.

§. 6 bestimmt, daß die Klage wegen Verfassungs-Verletzung nach der nächsten Kammersession schon verjährt sei. — Eine viel zu kurze Verjährungsfrist für ein so ungeheures Verbrechen!

Es müßte wenigstens einem, unter anderen Einflüssen, als denen des verfassungsbrüchigen Ministeriums, gewählten

*) Ueber das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit, über dolus und culpa bei Verfassungsverletzungen vergl. die Verhandlungen des Staatsgerichtshofes des Königreichs Württemberg, in Betreff der Anklage der zweiten außerordentlichen Landesversammlung gegen den Staatsrath Freiherrn von Wächter-Spittler 2c. 2c. Stuttgart, 1850, S. 152 u. folg. („Auch gegen Leichtsinn, Nachläßigkeit und Schwäche eines Ministers müssen der Staat und die Staatsbürger geschützt sein,“ so heißt es daselbst in der, die Anklage begründenden Rede.)

Landtage, also jedenfalls dem aus den nächsten Neuwahlen hervorgegangenen, zustehen, die Integrität des öffentlichen Rechtes durch die Verfolgung der Schuldigen wiederherzustellen. Gewöhne man sich doch endlich ab, die strafwürdigste und verderblichste aller Missethaten deßhalb, weil sie so häufig und von so vornehmen Leuten begangen wird, wie eine leichte Peccadille zu behandeln!

§§. 10 und 11 beschränken die Befugnisse des Ausschusses, welcher doch eigentlich die Stelle des Untersuchungsrichters vertritt, allzusehr. Warum sollte die Regierung einem geheim berathenden Ausschusse der gesetzgebenden Organe zu bestimmten, juridischen Zwecken nicht so viel Akten und Urkunden anvertrauen müssen, als den des Verfassungsbruches, Verrathes oder der Bestechlichkeit verdächtigen und angeschuldigten Ministern zu benutzen und zu mißbrauchen offen stand! —

Auch §. 16 (wonach der Beschluß der Anklage binnen drei Tagen nach dem Beschluß der Verhandlungen gefaßt werden muß) hat seine praktischen Bedenken.

§. 20 ist nicht schützend genug; wenn das Präservativ gegen Vertagung der Kammer erst nach der Vollendung und Ueberreichung der Anklageschrift eintritt, so kann die Vertagung jedesmal früher erfolgen; — das ausnahmsweise Präservativ von §. 20 sollte auch auf §. 21 (Ablauf der Legislatur-Periode) seine Anwendung finden; dem neuen Landtage könnte dann immer noch die Wahl verbleiben, wie weit er die Erbschaft seines Vorgängers antreten will.

Völlig unbegreiflich ist aber, daß die Antragsteller in §. 21 auch der Auflösung des Landtags die perimirende Eigenschaft zuschreiben! Damit ist jegliche Garantie aufgehoben. Ein Minister, der sich im Kampf mit der Verfassung befindet, entgeht durch die Kammerauflösung der Anklage, und hat dann die Wahl, ob er überhaupt den Landtag wieder berufen, oder unter dem ärgsten Druck viel-

leicht erzwungene Wahlen anordnen will. Ihm bleibt die Entscheidung, ob er nicht etwa, von dem verfassungstreuen Landtage gedrängt, die Gefahren des Staatsstreiches und der Revolution denen eines Kriminalprozesses vorziehen will!

Im 2. Alin. des §. 21 wird dem Ersten Präsidenten des Obertribunals die Wiederanknüpfung des Ministerprozesses bei dem neuen Landtage anheimgestellt; wie nun aber, wenn diese Pflicht aus irgend einem Grunde versäumt würde?

Wie hoch auch ein Individuum gestellt sei, so darf doch niemals auf der Handlung eines einzigen Individuums die Würde des Gesetzes und die Wahrung des ganzen Rechtsstaates beruhen, — mindestens müßte hier dem Landtage eine korrektive Befugniß ausdrücklich eingeräumt sein. Im Gegentheil aber tritt hier die Verjährungsfrist des §. 6 entgegen.

Im dritten Abschnitte wird das Verfahren beim Obertribunale behandelt. §. 25 enthält einige wohlbegründete Cautelen. Doch sehe ich nicht ein, warum die Mitglieder des Obertribunals, welche zur Zeit der Erhebung der Anklage „Mitglieder des Hauses" (soll wohl heißen: „eines der Häuser" oder „des klageführenden Hauses" — da ja b e i d e Häuser die Klage erheben können) waren, an der Verhandlung und Entscheidung keinen Theil nehmen dürfen. Das Haus in corpore ist zwar Kläger, und kann darum nicht zugleich Richter sein; dies trifft aber nicht auf jedes einzelne Mitglied zu. Ein Obertribunalsrath, der zugleich Abgeordneter oder Mitglid des Herrenhauses ist, mag f ü r oder g e g e n den angeschuldigten Minister gestimmt haben; jedenfalls ist seine Stimme um so mehr von Gewicht, als er den vorliegenden Sachverhalt schon vom politischen Gesichtspunkte aus geprüft hat, ehe der juristische Standpunkt officiell angeschlagen wurde. Der politische und der juristische Gesichtspunkt schließen sich ja durchaus nicht aus; sie stehen sich auch nicht abstrakt gegenüber, sondern sie ergänzen sich

zum allseitigen Verständniß, und bei dem Juristen werden doch immer die juristischen Motive überwiegend vorwalten. Ein Mitglied des Obertribunals darf nicht als parteiisch gelten, weil es etwa nebenbei das Vertrauen einer Wahlkörperschaft genießt. Nur wenn es als Anklagecommissär gewählt wäre, müßte es natürlich so lange seinem Sitz auf der Richterbank entsagen. — Die letzten §§. des Entwurfes enthalten viel Anerkennenswerthes, doch vermissen wir darunter die Ausschließung des königlichen Begnadigungsrechts, die fast in allen derartigen Gesetzen aufgenommen ist. Im Ganzen muß der Entwurf, obgleich er manches schätzbare Material enthält, für so mangelhaft und unvollständig gelten, daß er besser bei Seite gelegt wird. Unseres Erachtens ist die civilrechtliche Verantwortlichkeit der Minister, d. h. ihre Verpflichtung zu Schadensersatz die wichtigste Seite der ganzen Frage, und diese ist hier gar nicht behandelt.

Ein anderer Punkt von unermeßlicher Wichtigkeit, der auch nicht berührt wurde, ist das angebliche Recht der Minister, in Dringlichkeitsfällen durch Ordonanzen ein Gesetz zu übertreten oder momentan aufzuheben. Bekanntlich üben selbst Englische Minister gelegentlich, aber selten, eine solche Befugniß aus; nur daß die Verfassung sie nicht ausdrücklich dazu autorisirt. Für den Englischen Minister ist dies also eine patriotische Lebensfrage; er sagt: ich rette das Land und setze meinen Kopf dafür ein. Kann er die nachträgliche Bill of indemnity, d. h. die Ratification des Parlaments, nicht erlangen, so ist er in der übelsten Lage. Wie steht dies bei uns? Wenn der Landtag die rechtfertigende Dringlichkeit nicht anerkennt, sind alsdann die Minister wegen Verletzung der Verfassung zu belangen? Ich würde, nach den allgemeinen Grundsätzen des konstitutionellen Staatsrechts, diese Frage unbedenklich mit Ja beantworten; wahrscheinlich

aber wird die Interpretation der meisten, hier einschlagenden, positiven Bestimmungen sonderbare Antinomien ergeben.

Vor allen Dingen aber wäre (freilich im Widerspruch mit §. 61 der preußischen Verfassungsurkunde, der ausdrücklich auf das Obertribunal hinweist,) die Errichtung eines wahrhaft unabhängigen Staatsgerichtshofes — bei dessen Ernennung demnach der Volkskammer eine entscheidende Mitwirkung eingeräumt sein müßte, — erstes und dringendstes Erforderniß, erste und dringendste Voraussetzung zur Begründung wirklicher Rechtssicherheit bis in die entferntesten Kreise des gesammten Staatslebens. Ohne diese höchste Garantie ist, wir haben es Alle erlebt, auch das Eigenthum und die Gewerbssphäre des letzten Bürgers nicht vor willkürlichen Eingriffen gesichert.

# V.

# Deutschlands Noth und Aerzte.

(1859.)

## 1. Irrung und Verwirrung.

„Und sprachen: Wohlauf, laßt uns eine Stadt und Thurm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen, denn wir werden vielleicht zerstreut in alle Länder."

„Da fuhr der Herr hernieder, daß er sähe die Stadt und den Thurm, die die Menschenkinder baueten."

„Und der Herr sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen Allen, und haben Das angefangen zu thun; sie werden nicht ablassen von Allem, das sie vorgenommen haben zu thun."

„Wohlauf, lasset uns herniederfahren, und ihre Sprache daselbst verwirren, daß Keiner des Anderen Sprache vernehme."

„Also zerstreuete sie der Herr von dannen über alle Länder, daß sie mußten aufhören, die Stadt zu bauen."

„Daher heißt ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirrt hat aller Länder Sprachen, und sie zerstreut von dannen in alle Länder." — —

Der Herr, der das gethan hat, der verstand das Regieren, und viele kleinere Herren haben ihm seitdem nachgeahmt,

und die Sprachen und Begriffe verwirrt, um, wenn nicht besser und wohlfeiler, doch bequemer zu regieren.

So geschah es auch im Jahre 1849, bei der neuesten großen Sprachverwirrung, seit welcher alle politischen Begriffe auf den Kopf gestellt sind, und selbst die Genossen derselben Partei einander mißverstehen und verdächtigen. Wer aber an jenem Thurme, der Deutschen Reichsverfassung, mitgebaut hat, der hat einen Löwenantheil an der allgemeinen Confusion.

Eine gescheiterte Revolution, das Zerstieben politischer Parteien, welche auf oberflächlich zusammengelesenen Stichwörtern momentan vereint waren, läßt eine Verwirrung und Ermattung zurück, die alle gesellschaftlichen Kreise durchdringt, und die Gesinnungen, wenn nicht die Charaktere, an der Wurzel angreift.

Die Wirkungen, welche ausschließlich dem Exil zugeschrieben werden, — die Erstarrung in den Dogmen und die, aus allen Niederlagen neu auferstehende, Illusion über die Zustände in der Heimath, — lassen sich mitunter auch an den Daheimgebliebenen erkennen. Andere dagegen entwickeln sich in der Fremde gleich Denen, welche zu Hause unter einem Drucke gelebt haben, der schwache Naturen erst zur scheinbaren, dann zur wirklichen Verläugnung ihrer inneren Ueberzeugungen treibt. Der Eigensinn des Flüchtlings, wie ihn Macaulay so meisterhaft an der Emigration der Stuarts beschreibt, ist immerhin löblicher und selbst nützlicher, als die prinziplose Elastizität des Schriftgelehrten, — wenn doch einmal zwischen zwei Extremen gewählt werden muß.

Wer fähig war, zu lernen und seine Ansichten zu entwickeln, hat es im Auslande, wie zu Hause, gethan. Ja, wie hoch man auch die deutsche Vielwisserei anschlagen möge, die unmittelbare Anschauung fremder Gemeinwesen mangelte namentlich unserer politischen Bildung sehr.

Die große Mehrzahl freilich bleibt sich immer und überall gleich; — sie haben Nichts gelernt und Nichts vergessen, sie sind stehen geblieben, wie eine Uhr, welche in jener verhängnißvollen Stunde der Staatsstreiche zum letzten Male aufgezogen worden ist! Unter Denen, die nicht gerade stehen geblieben sind, haben sich Viele einseitig entwickelt, oder sie sind in allerlei Marotten und theoretischen Schnurrpfeifereien untergegangen. Die plötzliche Vereinsamung nach gewaltigen Aufregungen, der exceptionelle Zustand erzeugt bei schwachen Gemüthern Monomanien.

Die beste Kur dagegen, die Gewohnheit wissenschaftlicher Anschauungsweise und die bescheidene Unterordnung unter die Resultate des objektiven Denkens, ist nicht Jedermanns Sache. Viele Menschen verharren ewig auf dem Standpunkt des Autodidakten, der, mit großer Anstrengung und mächtigem Selbstbewußtsein, längst Gefundenes und längst Ueberwundenes noch einmal findet und als neueste Weisheit an sein Herz drückt. Anglomanie und Amerikanismus, Ur-Germanenthum, Gallophobie und Russenfurcht, Alles ward abwechselnd zum Schiboleth dieser inhaltsbedürftigen, und ach! so inhaltsarmen Gemüther. Da sind Einzelne, welche, für ihr Privatbedürfniß, den aus der Theologie vertriebenen Teufel in die Politik verlegen und das böse Prinzip in irgend einer Figur, heiße sie nun Metternich, Palmerston, Kaiser Nikolaus oder Louis Napoleon, personifiziren, ohne zu bedenken, daß die Politik mit Kräften, und nicht mit Personen, zu rechnen hat, daß jede Kraft nach den Gesetzen ihrer Natur wirkt, und daß wir nur unsere Kräfte vollauf zu entwickeln haben, um allen Teufeln ein Schnippchen zu schlagen.

Ein Anderer verdaut seine neue Weisheit gar zu rasch, bei ihm wird Alles gleich mit Hegel'schen Formeln unter den Brennpunkt des Absoluten gebracht und in der bekannten Retorte zu allgemeinen Weltgeistsbeziehungen destillirt. Bald

wird die ganze Welt amerikanisirt, bald Amerika selbst bis zur Vernichtung überwunden. Solch' ein Tausendkünstler besteigt in Honduras seinen Luftballon, um kurz darauf zu Dünkelsbühl in der Krähwinkelgasse auf den Kopf zu fallen. Da wird jede neue Seifenblase als ewige Schöpfung in die geschichtsphilosophische Construction verarbeitet, und zum Schaden, obgleich nicht zur Belehrung des Mannes, wiederholt sich hundertmal die Erscheinung, daß das Heute dem Gestern eine unerwartete Wendung gibt, noch ehe der Druckbogen die Presse verlassen hat. Für diese Leute hat Göthe nicht geschrieben:

„Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, faß' es an!"

Wir würden es beispielsweise dem fingerfertigen Scribenten, der uns „die innerliche und äußerliche Nothwendigkeit des (zweiten) französischen Kaiserthums" construirt, der uns dasselbe als „den ersten festen Punkt zur Reorganisation des europäischen Abendlandes" vordemonstrirt *) und seine Jahrhunderte lange Dauer verbürgt, gerne zu Gute halten, daß er diese Entdeckung so spät gemacht, daß er noch vor Kurzem keine Ahnung davon gehabt hat, wenn er uns versprechen wollte, seine heutige Theorie auch noch nach einer Veränderung der betreffenden Zustände zu vertreten!

Es ist Sitte geworden, alle Diejenigen, welche in solcher oder anderer Weise den geordneten, polizeilich patentirten Staats-Anschauungen entgegentreten, der Demokratie in Rechnung zu bringen. — Ganz natürlich! Wir haben es selbst oft gesagt, aber noch nicht oft genug, daß die Demokratie keine fest gegliederte Partei ist, sondern eine große,

*) S. Julius Fröbel's „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart", Berlin, 1859, S. 145 ff.

geistige Strömung, kein Programm, vielmehr eine wissenschaftliche Anschauungsweise der Politik, und freilich die einzige prinzipielle Methode zur Lösung der politischen und socialen Fragen. —

Wie viele Tausende wurden bis in das achtzehnte Jahrhundert dem lutherischen Dogma des Abendmahls oder dem calvinistischen von der Gnadenwahl geopfert, und doch starben diese Tausende, Lutheraner, Reformirte, Millenarier u. s. w. nicht für dieses oder jenes Dogma, das heutzutage jeder Professor der Theologie gleichgültig bei Seite schiebt, sondern für die weltbefreiende Strömung des Protestantismus. Weder in der Augsburger Confession, noch in den neununddreißig Artikeln der englischen Hochkirche, weder in Luther's Schriften, noch in den Thesen Zwingli's, Calvin's oder Servet's liegt das Wesen des Protestantismus, sondern in der Erweckung der Menschheit zu höherer Selbstbestimmung. Der Protestantismus hat noch im neunzehnten Jahrhundert keinen recht positiven, allgemein angenommenen, fest dogmatischen Inhalt. Und gerade darin lag seine historische Bedeutung und seine politisch-sociale Kraft!

Und so liegt auch das wahre Wesen der Demokratie weder in der republikanischen Form, noch in den revolutionären Mitteln, weder im Socialismus, noch in irgend einem anderen politischen oder ökonomischen Programm, sondern in der höheren, humaneren Auffassung der gesellschaftlichen Probleme und in der bewußten Uebereinstimmung mit den wirklichen Forderungen der nächsten und nothwendigen geschichtlichen Entwickelung. Das treibende Element in jedem politischen Fortschritt ist der demokratische Gedanke, ja, das einzige treibende, die Seele jeder politischen Entwickelung. Selbst alle Maßregeln zur Förderung der materiellen Interessen sind nur gebrechliches Flickwerk ohne inneren Bestand, wenn sie nicht die erhöhte Selbst-

bestimmung des Volkes zum Ausgangspunkte oder zum Zwecke haben. Von diesem Standpunkte aus ist ein Fürst, der mit redlichem Eifer an der Emancipation seiner Bauern arbeitet, selbstredend ein besserer Demokrat, als etwa ein deutscher Flüchtling, der sich auf den hohlen Rechtspunkt einer, in sich widersinnigen, Reichsverfassung steift. Demgemäß sind wir aber auch überzeugt, daß, zum Beispiele, die gegenseitigen Unterstützungs-Gesellschaften und andere ähnliche Schöpfungen in Frankreich tiefer wurzeln und heilsamer wirken würden, wenn sie auf einer, zur zweiten Natur gewordenen, Selbstregierung beruhten, als jetzt, wo sie den, oben erwähnten, Sophisten zum Beweisthum für die historische Berechtigung des zweiten Kaiserthums dienen.

## 2. Die Situation.

Die Conflicte und Discussionen, welche der italienische Krieg in Deutschland angeregt hat, fallen noch nicht dem objectiven Gesichtsstudium anheim; sie haben heute noch dieselbe unmittelbare Wichtigkeit, wie vor dem kaiserlichen Zwiegespräch zu Villafranca. Nicht blos, weil der sogenannte Frieden des 11. Juli ein fauler Frieden ist, der die italienische Frage nur halb gelöst hat, sondern mehr noch, weil Deutschlands Verhältniß zu Oesterreich, wie zum Auslande, unverändert geblieben ist, und namentlich, weil dieselben Probleme jeden Augenblick von Neuem, drängender, bedenklicher und bedrohlicher, an uns herantreten können.

Das betrübendste Symptom des Krankheitszustandes, dessen Druck Jedermann schmerzlich empfand, war die oben berührte Sprachverwirrung, die Unklarheit des Denkens und die Herrschaft der hohlen Phrase.

Was sich nur von Hohlköpfen Confusionarien, Phrasen-

helden, Halbwissern, eitlen und zweideutigen Charakteren in der politischen Literatur breit machen konnte, eilte im Sturmschritt zu Oesterreichs Entsatz herbei, erfüllte die Luft mit seinen Anathemen, und ließ ruhige Vernunft nur spät und spärlich zu Worte kommen. Die zehnjährige Stockung der politischen Discussion drohte ebenso gefährlich zu wirken, wie die Unreife im Jahr 1848, wo das ganze Volk, von der neuen Aufgabe überrascht, sich bei jedem Quacksalber und Wunder-Doctor Raths erholen ging. Die Pfaffen, Junker, Aktienbesitzer, die besoldeten Anhänger der Kleinstaaterei und Zersplitterung glaubten schon gewonnenes Spiel zu haben, da hat ein kurzer, aber entscheidender Feldzug des gesunden Menschenverstandes die ganze Blase gesprengt, dem lärmenden Hexensabbat ein Ende gemacht und Deutschland von der heillosen Verwirrung errettet, welche seine angeblichen Freunde ihm zudacht hatten. —

Preußen ging um so stärker und respektabler aus der Krisis hervor, je selbständiger es gehandelt, ja, jemehr es sich der Isolirung ausgesetzt hat. Die, nun veröffentlichten, diplomatischen Aktenstücke beweisen zur Genüge, daß die preußische Regierung keinen Augenblick ernsthaft an eine active Intervention für Oesterreichs Herrschaft in Italien gedacht hat; und wenn das in gewisser Leute Augen ein Makel ist, so sehen wir darin ein großes Verdienst. — Ob wirklich die indirekte Einwirkung des Berliner Kabinets dem Vertheidigungs-System der deutschen Bundesstaaten die, theoretisch wie praktisch bestrittene, Mincio-Linie erhalten hat, lasse ich dahingestellt sein. Es war vielleicht im beiderseitigen Interesse der kriegführenden Parteien, der in Aussicht gestellten „Mediation“ einen größeren Einfluß beizulegen, als dieselbe in der That beanspruchen sollte. —

Im Wesentlichen ist für Deutschlands Weltstellung und innere Verfassung seit Villafranca Nichts verändert, nur daß das Bewußtsein unserer Schwäche und unserer Schwächen,

das demüthigende Gefühl, nicht uns selbst anzugehören, kein politisches Ich zu sein, das Gefühl unserer ewigen Peter-Schlemiehligkeit noch allgemeiner geworden ist, und den Grund und Inhalt unserer öffentlichen Berathungen und geheimen Sorgen ausmacht.

Diese Aufklärung und Selbsterkenntniß wäre fast allein eine Provinz werth, wenigstens eine, die niemals von uns besessen worden ist!

### 3. Oesterreichs literarische Parteigänger.

Wenn sich einmal, durch Zufall oder göttliche Fügung, ein zurechnungsfähiger, an den Denkprozeß gewöhnter Mensch in die Reihen unserer theoretischen Gegner verliert, so muß man dieses gute Glück benutzen, und seine Argumente, selbst wenn sie für den großen Haufen nichts Verführerisches haben, bei Lichte besehen. Darum leistet uns Julius Fröbel mit seiner kleinen Broschüre: „Deutschland und der Friede zu Villafranca" einen wahren Dienst, wie lebhaft wir auch bedauern mögen, einen Mann, den wir einst hochgeschätzt, nicht länger zu den Unsrigen zu zählen. — Wir haben, um uns Fröbel's Standpunkt ganz klar zu machen, den ersten Anfängen seiner allerneuesten „Weltanschauung" nachgespürt, und namentlich viele erläuternde Parallelstellen in seiner vorletzten, gleichfalls in diesem Jahr erschienenen Schrift: „Amerika, Europa und die politischen Geschichtspunkte der Gegenwart" gefunden.

Zu unserer unangenehmen Ueberraschung mußten wir auch hier wieder die Erfahrung machen, daß falsche Prinzipien zu inhumanen Wünschen führen, und daß man klar denken muß, um human zu fühlen. Auch durften wir uns billig darüber wundern, daß der Verfasser der „Neuen Politik" den Umweg über Central-Amerika genommen hat, um

reif für die Augsburger Allgemeine Zeitung heimzukehren. Wahrlich, es fehlte nur noch, daß Fröbel eine sogenannte „practische" Schutzzoll-Broschüre für irgend einen laborirenden Industriezweig verfertigte, um sich den Ehrensitz zwischen Kieselbach und Orges zu erwerben.

Wir wollen nicht mit J. Fröbel rechten, ob sein Absagebrief an die Demokratie wirklich schon aus dem Jahre 1848 herstammt, oder viel jüngeren Datums ist. Für die Sache hat das wenig zu bedeuten. Nur hätten wir gewünscht, daß der urbane Fröbel, der jeder historischen Erscheinung so gerne Gerechtigkeit widerfahren läßt, dessen feiner höflicher Ton auf seine vornehmeren Gegner stets einen so angenehmen Eindruck zu machen pflegt, auch der demokratischen Partei gegenüber diesen Ton nicht verläugnet hätte. Selbst der Schein, als messe er seine Höflichkeit nach dem gesellschaftlichen Einflusse seiner Gegner, dürfte ihn nicht verunzieren. Ich will lieber voraussetzen, daß die Schwäche seiner Argumentation und das dunkle Bewußtsein, eine schlechte Sache zu vertreten, ihn zu den kleinen, verschämten Verdächtigungen und zu den zahlreichen Grobheiten verführt hat. Nur wo ihm kein Beweis zu Gebote steht, versäumt er es niemals, jeden Andersdenkenden als einen ungebildeten, unwissenden und unverständigen Menschen zu bezeichnen.

Von den, ängstlich eingeflochtenen, persönlichen Verdächtigungen *) schweige ich, um nicht in Gefahr zu gerathen,

---

*) Dieselben sind wohl größtentheils einer gewissen phantastischen Leichtgläubigkeit zuzuschreiben, welche auch dem bekannten Urquhart-schen Märchen, daß die Mehrzahl der englischen Staatsmänner und Minister von Rußland bestochen sei, bereitwillig Eingang gestattet. Auf S. 10 seines „Deutschland und Villafranca" prophezeit

mit gleicher Münze heimzuzahlen. Aber ich sehe nicht ein, warum Fröbel's Freunde im J. 1848 sagen durften: „Die Radetzky's müssen aus Italien herausgeschlagen werden", und im J. 1859 für die Treue, welche sie dieser Ueberzeugung bewahrt haben, in den Ruf verrätherischer Bestechlichkeit gerathen sollten.

Die Sage geht, daß Fröbel im November 1848 zu Wien von den österreichischen Gesellschaftsrettern wegen eines Passus in seinem „Wien, Deutschland und Europa" verschont worden sei. Wir können ihm also immerhin zugeben, daß er schon vor zehn Jahren den Sieg der Radetzky's herbeigewünscht habe. Nur war das oder erschien das damals wenigstens als eine capriziöse Inconsequenz, heuer aber steht diese Ansicht in schönster Harmonie mit den übrigen Ansichten, welche uns in seinen neuesten Schriften vorliegen. Aber da jene die ältere ist, mag sie zur Ausbildung der übrigen nicht unwesentlich beigetragen haben, gerade wie seine tolerante Meinung über die amerikanische Sclaverei zu seiner Theorie über die Incompatibilität verschiedener Racen in demselben Staate, — einer Theorie, die im Munde eines Verächters des Nationalitäts-Princips und eines Anhängers der österreichischen Staatseinheit seltsam genug klingt, — mitgewirkt haben mag. Ueberall spricht sich in Fröbel ein gewisser realistischer Tic aus, der ihn zwar nicht von der, aus der Schule mitgebrachten, Construirwuth und Conjecturenmacherei erlöst, wohl aber ihm einen Respekt vor Massen, Ausdehnung und Gewalt einflößt, wie er schon bei den Alt-Hegelianern in Verbindung mit der servilsten Vexir-Dialektik vorkam.

---

uns Fröbel ganz ernsthaft Englands Untergang, weil die englischen Journale vom Auslande (Frankreich und Rußland) erkauft seien.

Es ist bei dem praktischen Zwecke unserer Schrift unmöglich, aber auch unnöthig, so weit auszuholen, als Fröbel thut. Wenn aber Fröbel theoretisch weit ausholt, um zu sagen, daß Preußen für die Habsburgische Herrschaft in der Lombardei hätte verbluten müssen, so nimmt er dafür auf die praktischen Gegengründe, welche von K. Vogt, mir und Anderen angeführt worden sind, um so weniger Rücksicht. Diejenigen seiner Argumente, welche eine praktische Discussion zulassen, sind: 1) seine Reflexionen über Deutschlands Macht und Größe, wozu angeblich der Besitz der Lombardei unentbehrlich sei; — und 2) daß Oesterreich als Schutzmauer gegen Rußland gestärkt werden müsse. —

Fröbel meint, Preußen hätte um jeden Preis dem bedrängten Oesterreich beispringen müssen, wenn nicht als deutsche, doch als europäische Macht; — damit wäre, nach Fröbel, jede bundesrechtliche Schwierigkeit beseitigt gewesen.

Daß Preußen keinen Krieg mit Frankreich anfangen kann, ohne das deutsche Bundesgebiet bloszustellen und sich also auch allen den nachtheiligen Folgen auszusetzen, welche unsere schlechte Bundesverfassung und der ungedeckte, schutzlose, verwahrloste Zustand unserer nassen und trockenen Gränzgebiete mit sich bringt, will Fröbel durchaus ignoriren. Ein Staat, wie Preußen, der nach Innen und Außen die schwierigsten Pflichten zu erfüllen und, so lange eben Deutschland nicht in unserem Sinne besser constituirt ist, bei jedem europäischen Conflicte alle seine Kräfte, ja seine ganze Existenz einzusetzen hat, der bei jeder schützenden Maßregel, heiße sie nun Telegraphie oder Küstenbefestigung, Zollverein oder Schleswig-Holstein, von seinen theuren Bundesgenossen freundnachbarlichst, unter lauter sehr bundesrechtlichen Vorwänden, gehemmt oder verrathen wird, ein solcher Staat kann sich wahrlich nicht den Zeitpunkt einer vitalen Krisis

von dem perfidesten seiner Alliirten, der fast ein gefährlicher Feind zu nennen wäre, diktiren lassen. Es ist thatsächlich erwiesen, daß Oesterreich den Tessin nur überschritten hat, um Preußen zum Kriege zu zwingen, darin lag seine ganze Siegeshoffnung. Man braucht noch lange kein Friedrich der Große zu sein, um sich in einem solchen Falle nicht nöthigen zu lassen, um nicht, wie der Affe, die Kastanien aus dem Feuer zu holen, um nicht Oesterreich die Kriegslast ab- und den eigenen Schultern aufzuladen. Ein Friedrich Wilhelm II. hätte vielleicht den Rhein überschritten, ein Friedrich II. wahrscheinlich die Elbe. Es ist jetzt ungefähr hundert Jahre her, daß Friedrich der Große den Piemontesen ein anti-österreichisches Bündniß angeboten hat*).

Aber Fröbel meint, überall, wo ein deutscher Staat in seinem Besitze angegriffen werde, müsse ganz Deutschland zu Hülfe eilen. — Wenn sich Das so ohne Weiteres von selbst verstünde, aus dem Gefühl und dem Interesse heraus, so brauchte es nicht erst von Fröbel bewiesen zu werden. Es wird auch in der That nicht von ihm bewiesen, sondern nur behauptet. So wie er es hinstellt, klingt's leidlich, ist aber doch nicht wahr.

„Wo ein deutscher Staat über außerdeutsches Gebiet herrscht, da herrscht die deutsche Nation über eine andere Nationalität, und diese Herrschaft ist National-Angelegenheit" (Seite 9). — „Ein deutscher Staat!" Ist Oesterreich ein deutscher Staat? — „Ein deutscher Fürst" — würde richtiger lauten. Aber deutsche Fürsten sitzen auf allen Thronen bis Griechenland und Portugal. Wenigstens müßten wir uns dann auch für die Erzherzöge in Modena und Toscana schlagen, und mit demselben, ja stärkerem Interesse Oesterreichs Verträge mit Neapel und dem Papst und

*) S. Friedrichs II. Werke, IV. Band, 11. Kap. (Letzter Theil des siebenjährigen Krieges.)

selbst eine etwaige Occupation der Donaufürstenthümer durch Waffengewalt beschützen, weil alle diese Verhältnisse zu „Deutschlands Macht und Größe" in eben so naher Beziehung stehen, wie Oesterreichs, nun glücklich beseitigte, Tyrannei in Mailand. Was für „Größe und Macht" der deutschen Nation seit sechsundvierzig Jahren aus dem österreichischen Italien zugeflossen sind, das konnte bis jetzt kein unbewaffnetes Auge entdecken. Selbst in der orientalischen Frage hatten Preußen und Deutschland mehr mitzureden, als in der italienischen! —

Oesterreich hätte es allzubequem, uns zu knechten, wenn es als europäische Macht sämmtliche Vortheile des deutschen Bundesstaates genösse, wie es als deutscher Bundesstaat alle eximirenden Privilegien der deutschen Großmacht für sich in Anspruch nimmt. Wenn Preußen wirklich auf ewige Zeiten Oesterreichs unberathener und rechtloser Vasall sein soll, so spreche man wenigstens nicht von Preußen als einer Großmacht. In diesem Falle könnte Preußen überhaupt keine selbständige Allianz abschließen, es müßte ein für alle Mal sich zur unwürdigsten Passivität verdammen!

„Ἔχομαι, ὀυκ ἔχω!" kann Deutschland von Oesterreichs Eroberungen sagen. Wir waren mehr die Leidensgefährten, als die Bedrücker Ober-Italiens, und das Ausland fügt dem Schaden den Spott zu, wenn es diejenigen der Verfolgungswuth zeiht, welche die ersten Opfer der Verfolgung sind. — Damit Ober-Italien uns, damit Oesterreich zu uns gehöre, müßten wir erst, wenn es anders möglich ist, uns selber angehören; wir müßten im eigenen Hause constituirt und unbestrittener Grenzen mächtig sein, ehe wir mit dem Lärmen unserer Größe und der Ungerechtigkeit unserer Suprematie die Fremde erfüllen. Aber dieses Oesterreich, das einen Schutzwall gegen das vordringende Slaventhum bilden und „Kultur nach Osten" tragen

soll, das Deutschlands Interessen im Orient vertreten und zugleich in Italien, wie in Deutschland, herrschen will, verfügt kaum über ein paar armselige Kriegsschiffe, um seine Häfen im adriatischen Meere zu decken. Venedig ist unter ihm verfallen, Ungarn verwildert, seine Finanzen beispiellos zerrüttet, seine Heere halten keinen vierzehntägigen Choc aus, und das Alles, weil es lieber in der Fremde herrschen, als sich selber angehören will, weil es ein purer Militärstaat ist, der alle Forderungen des Menschenrechts mit Füßen tritt und alle legalen Errungenschaften der Neuzeit höhnend von sich weist. Ein bloßer Militärstaat also ist sogar ein schlechter Militärstaat. »Discite justitiam, moniti!«

Gleich allen gedemüthigten Regierungen, spricht auch die Wiener Staatskanzlei jetzt von liberalen Reformen, gerade wie sie vor zehn Jahren gethan, — als ob es nicht hundertmal gescheidter wäre, vor den Niederlagen zu reformiren, um dadurch die Niederlagen zu vermeiden, als nachher. Die Staatsmänner also, welche in der Zeit der Selbsttäuschung und des Uebermuths den Absolutismus als ausschließliche Bedingung der staatlichen Macht und Größe preisen, gehen, in der Stunde der Demüthigung, beschämt in sich, und gestehen der Welt, daß nur die Freiheit im Stande ist, die nationalen Kräfte zu wecken. Nur verbürgt die Reue noch lange keine Besserung, und selbst die Reue ist von kurzer Dauer. Das Gefühl der Allweisheit und der Omnipotenz schleicht sich herbei, sobald nur die Regierungsräder wieder schnurren. So namentlich in Oesterreich! Und schließlich wird wohl Alles beim Alten bleiben, wie es der Natur der Sache nach bleiben muß. Die österreichischen Reform-Velleitäten reduciren sich gewöhnlich auf ein höchst müßiges Schaukelsystem zwischen einer militärisch-bureaukratischen Centralisation und einer Decentralisation ohne innere Selbständigkeit. Hat das Schwarzenberg'sche

System zuletzt Prügel bekommen, so wird das Metternich'sche System hevorgeholt, oder umgekehrt, und so mit Grazie in infinitum! Das ist Alles! —

Fröbel sagt (S. 21), Oesterreichs Aufgabe sei es, die Wechselwirkung zwischen den romanischen, germanischen, slawischen und tartarischen Racen herzustellen. Viel auf einen Schlag! Der chemische Prozeß der Wechselwirkung soll in Wien vor sich gehen. — Ist so etwas denkbar ohne Freiheit und ohne Toleranz, unter einer Dynastie, welche mit dem Concordat ihre Staaten dem Papstthum verpfändet hat? Und was für Anstalten sind in diesem Jahrhunderte zur Lösung einer so großen Aufgabe getroffen worden?

Auch sagt Fröbel (S. 25): „Nur eine Nation, die ein Reich gegründet, nur eine Nation also, die erobert und Eroberungen behauptet hat, ist eine vollzählige Nation." — „Eroberungen behauptet?" Hätte Fröbel wenigstens „assimilirt" gesagt! Das Assimiliren verschiedener Stämme ist allerdings ein Prüfstein für die historisch-politische Berechtigung eines Reiches. Allein Oesterreich hat bis heute noch keinen Zollbreit Landes assimilirt. Zur Assimilirung gehört jedenfalls ein Kern, dem assimilirt wird. Aber in Oesterreich haben die Czechen und Kroaten mehr nationale Freiheit, als die deutschen Provinzen; ja, der ganze Staat steht auf der Bildungsstufe der zu assimilirenden Czechen und Slowacken. — Eroberung ohne Assimilirung aber ist weiter Nichts, als der beschleunigte Prozeß innerer Fäulniß!

Freilich, wenn Oesterreich seine inneren Ressourcen in denjenigen Landestheilen, zwischen denen eine Versöhnung noch denkbar ist, — und dazu rechne ich Ungarn, sofern Ungarn die Bedingungen seiner Selbsterhaltung begreift, — wirklich entwickeln kann, so mag es dereinst theilweise die „kulturgeographische" und „kulturstrategische" Bedeutung gewinnen, welcher Fröbel, (dem wir diese Aus-

drücke entlehnen), die Interessen der Freiheit und der Kultur selbst hintansetzt. Aber selbst die, seit fünfzig Jahren in jeder Krisis versprochenen, materiellen Reformen sind, bei Oesterreichs gegenwärtigem Besitzstande unmöglich. Der illusionäre Glauben an Oesterreichs innere Reformbefähigung mochte bei dem Fröbel, der im October 1848 an Robert Blum's Seite nach Wien zog, für verzeihlich gelten, — im Jahre 1859 nimmermehr!

## 4. Kultur-Geographie und Nationalität.

Fröbel's Vexir-Dialektik besteht unter Anderem auch darin, daß er bald als bornirter deutscher Patriot die ungemessensten Ansprüche erhebt, bald wiederum von den Höhen der „Kultur-Geographie" und „Kultur-Strategie" herab alle National-Unterschiede verwischt und das Nationalitäts-Princip selber unbarmherzig verhöhnt. Zwischen diesen Extremen bewegt sich Fröbel, indem er auf den Gipfeln der entgegengesetzten und widerstrebendsten Standpunkte fortwährend in sinnverwirrender, schwindelerregender Weise herumspringt.

Der bornirte Patriotismus mag sich an der Tyrannenrolle eines deutschen Volksstammes laben, weil dieselbe seinen mittelalterlichen Raubritter-Gelüsten schmeichelt. Der wahre, moderne Patriot aber braucht nicht erst nach Nord-Amerika zu reisen, um zu lernen, daß solche Tyrannenrollen mehr kostspielig als einträglich sind, daß England, zum Beispiel, klüger gethan hätte, Nord-Amerika ohne Kampf aufzugeben, statt daß es durch den langwierigen Krieg dem französischen Einfluß in Amerika Autorität und Terrain verschafft hätte. Der gebildete Politiker weiß auch, daß seitdem Nord-Amerikas Selbständigkeit mehr zu Englands Größe und Blüthe beigetragen hat, als alle Kolonien, die unter dem britischen

Scepter verblieben sind. Nach Fröbel's Theorie aber hätte England sogar seine ganze Macht — sie wäre dazu nicht einmal nöthig gewesen, — auf den Besitz Hannovers verwenden müssen, welches von der englischen Dynastie viel rechtmäßiger und unbedingter beherrscht wurde, als die Lombardei von dem Hause Habsburg, und das jedenfalls dem brittischen Reiche viel nützlicher war, als die Lombardei den Oesterreichern oder gar den Deutschen!

Ein klein wenig national-ökonomische Bildung könnte den deutschen Parteigängern Oesterreichs nicht schaden, — nicht allzuviel, nur so viel, als die deutschen Reichstage besaßen, welche gegen die Römerzüge und die Einverleibung Ober-Italiens in den Reichsverband zu protestiren pflegten.

Dem Erfinder der Kulturgeographie und der realistischen Weltanschauung darf es nicht als Ketzerei gelten, wenn wir bei so heiligen Fragen auch die ökonomischen Interessen zu Rathe ziehen. Er weiß, daß selbst die Sklavenbefreiung mit der Baumwolle zusammenhängt, und er sollte wissen, daß ohne ökonomisches Gedeihen keine mächtige Staatenbildung mehr denkbar ist. Weniger Militairstand in Oesterreich und dafür mehr Industrie, — und der Verlust der Lombardei schlüge in reinen Gewinn um! — Nun fördert aber eine Stunde Freiheit die Thätigkeit und den Gewerbefleiß eines Volkes wirksamer und nachhaltiger, als ein Jahrhundert der Macht. Das protestantische Selbstdenken, welches in der friesischen Gemeindefreiheit Wurzeln schlug, hat den Niederländern mehr Reichthum und mehr Kraft verliehen, als ganz Amerika oder halb Italien, nebst der österreichischen Verwandtschaft, den Spaniern.

Aber Fröbel protestirt wahrscheinlich gegen den Patriotismus, den ich ihm zutraue; er interessirt sich für Oesterreich nur aus kulturgeographischen Ursachen.

Da diese neueste Fröbel'sche Weltanschauung große

Chancen hat, sich in vielen deutschen Hohlköpfen, Halbdenkern und Confusionarien anzusiedeln und zu bedenklichen Schlußfolgerungen verwendet zu werden, so soll sie hier in Kürze einer näheren Betrachtung unterzogen sein.

Fröbel hat gefunden, daß es sich in der Weltgeschichte nicht um Nationen, sondern um Staaten handelt. — Er könnte ebenso gut finden, es handele sich nicht um Freiheit, sondern um Unterdrückung, oder nicht um den Inhalt, sondern um die Form. Er glaubt ferner entdeckt zu haben, daß gewisse Staaten einen gewissen Raum auf dem Erdball einnehmen müssen, damit das Gleichgewicht der Kräfte, welches meistentheils auf zwei großen gegensätzlichen Mächten und einer vermittelnden Macht beruhe, aufrecht erhalten bleibe.

In dieser Form wird uns das altbackene Gericht des europäischen Gleichgewichts-Systems, welches schon vor Metternich jeder kleine Gesandtschafts-Attaché an den Fingern herzusagen wußte, neu aufgewärmt wieder aufgetischt. Nur, daß Fröbel Nord-Amerika mitverarbeitet. Ihm zufolge bilden nämlich Rußland und Nord-Amerika die beiden großen Gegensätze und West-Europa die vermittelnde Macht. Durch Nord-Amerikas Hinzutreten zu dem großen Staatensysteme sei der Mittelpunkt des Systems, der sich ehemals in Deutschland befunden, nach Frankreich verlegt worden. (Man sieht, es kommt hier auf einen ganz geometrischen Mittelpunkt an!) Die west-europäischen Staaten haben sich gegen das Uebergewicht der extremen Großstaaten, (als solche stehen sich Rußland und Nord-Amerika völlig gleich), in einen Staatenbund zu vereinigen. Deutschland, das in diesem System etwas bei Seite geschoben ist, hat demnach, da der ganze Schwerpunkt des west-europäischen Bundesstaates in dem kaiserlichen Frankreich ruht, eine sehr fragliche Zukunft und Existenz-Basis. Auch läßt uns Fröbel höchst hartherzigerweise darüber

im Zweifel, ob wir, selbst wenn der west-europäische Staatenbund nicht von Rußland verschlungen werden sollte, neben dem nivellirenden französischen Kaiserthume noch einen bescheidenen, kleinen Platz und eine gesicherte Zukunft finden dürften. Günstigsten Falles aber müßten wir uns dafür beim Hause Oesterreich bedanken.

Und mit dieser zweifelhaften Existenz sollen wir gegen die Alles verschlingende Centralisation unserer Nachbarn rechts und links zu Felde ziehen, und selbst Rußlands Vordringen im Norden und Süden einen Damm setzen. — Wohlbemerkt! In Fröbel's symmetrischer Geographie verhält sich Rußland zu seinen slawischen und tartarischen Stammesgenossen in der Türkei genau so, wie die nordamerikanischen Vereinsstaaten zu Central- und einem Theile von Süd-Amerika.

Abgesehen von dem manchmal etwas spukenhaften Detail, reducirt sich die ganze Ausführung Fröbel's auf einen gewissen geographischen Fatalismus und auf den knechtischen Kultus der Staatsgewalt. — Nicht, weil eine Nation Dante oder Göthe, Michel-Angelo oder Luther, Machiavelli, kurz, Dichter, Denker und Patrioten hervorbringt, nicht, weil sie die Vesta-Flamme der Kultur Jahrhunderte lang vor den Barbaren beschützt oder von Neuem entzündet hat, nicht, weil die Reformation von ihr ausging, nicht, weil ihre Schiffe auf allen Meeren Handel treiben, weil sie einen Charakter, eine Volks-Individualität, ein Gesammtgefühl, eine Literatur hat, nicht, weil sie ein gemeinschaftliches, politisches und freiheitliches Ziel erstrebt, nicht darum hat sie ein Existenzrecht. Aber eine Dynastie, die per fas et nefas widerstrebende Provinzen zusammenkoppelt, die sich „Staatsprinzip" nennt, weil sie zwischen Osten und Westen so und so viel Quadratmeilen mit ihren Polizeischergen und Spionen verpestet, sie ist ein Staat, berechtigt, alle natürlichen Regungen der Völker zu ersticken.

Das Staatsprinzip liegt nicht im Volke, sondern in der Regierung. Verlangst Du nach Selbständigkeit und eigener Entwickelung für Dein Volk, so bist Du ein alberner Phrasendrechsler, ein — salva venia! — demokratischer Prinzipienreiter; vertheidigst Du aber die Willkür der Mächtigen, so bist Du ein Kulturgeograph!*)

Die Kultur-Geographie hat ganz consequent die „Kultur-Strategie" in ihrem Gefolge. (S. Fröbel's „Amerika, Europa rc." S. 77.)

Eine wunderliche Zusammenstellung widerstrebender Worte! Die Strategie beruht, soviel ich weiß, auf einer Berechnung materieller Kräfte; aber die nationalen Kräfte überwinden die militärischen, und die Kultur ist selber die höchste Concentration aller menschlichen Kraft. (Liebig sagt vom naturwissenschaftlichen Standpunkte: „Kultur ist die Oekonomie der Kraft.") Fröbel wird das für hohle Abstraction erklären, aber die Weltgeschichte ist da, um die Realität dieser Abstractionen zu bestätigen!

Nicht, weil Polens Existenz gegen die Gesetze der Kulturgeographie verstieß, sondern weil es in politische Barbarei versunken war, darum konnte es untergehen. Ob aber sein Untergang Denen genützt hat, welche die Erbschaft gewaltsam antraten, das ist eine zweite Frage. Fröbel freilich findet es entsetzlich lächerlich, daß die Theilung Polens „ein politisches Verbrechen" genannt worden**), aber gerade

*) Vgl. Fröbel's Deutschland und der Friede von Villafranca S. 20: „Ist, um dieses Band am rechten Orte um eine Gruppe von Nationalitäten zu schlingen, Gewalt nöthig, so ist die Gewalt gerechtfertigt. Auf das „am rechten Orte" kommt hier Alles an. Das Recht ist in dieser Sache von der Geographie abhängig (!!), welche erklärt, daß an der Stelle, wo Oesterreich besteht, eine Großmacht ersten Ranges bestehen muß, die im Interesse Europa's, und der Welt überhaupt, eher vergrößert, als verkleinert werden soll."

**) Fröbel's Amerika, Europa rc. S. 72: „Es gibt nichts In-

ebenso lächerlich findet er es, von der Zukunft des italienischen Volkes zu reden. Nur das Herrschende hat bei ihm ein Recht, nur die Statistik ist ihm heilig, und wenn seine Theorie der materiellen Gewalt die richtige wäre, so wäre über das Alles weiter kein Wort zu verlieren, und wir thäten besser, uns schlafen zu legen!

Die Angst vor der „Idee des Neuen", welche „in Europa als negative und zerstörende, in Amerika als positive und schaffende Kraft wirkt",*) vor einer Gesellschaft, welche — horribile dictu! — ihre Fundamente nicht mehr auf ein religiöses System**) erbaut, treibt den unglücklichen Kulturgeographen zu den seltsamsten Widersprüchen. Seine respektvoll schützende Anerkennung des Bestehenden erstreckt sich, wie wir bald sehen werden, auch auf den kleinsten deutschen Bundesstaat, während er kurz vorher große räumliche Ausdehnung als unerläßliche Bedingung der modernen Staats-Existenzen demonstrirt hat. Einerseits konstatirt er, daß sich das politische Gleichgewicht zu jeder Zeit von selbst verwirklicht***) und andrerseits warnt er erschreckt vor der um sich greifenden russischen Weltherrschaft. Und das Alles wird uns mit Hochmuth als praktische Weisheit verkauft!

---

humaneres, als, die Unfähigkeit sich selbst zu überlassen." — Was hat hier plötzlich die Humanität zu thun? Und wie dokumentirte sich der humane Beruf Rußlands und Oesterreichs, Polen gegenüber? Hätte nicht Napoleon I., sogar mit besserem Rechte, einen solchen humanen Beruf für seine Zerstückelung Deutschlands und Italiens anführen können?! — Fröbel hätte ihm, wenn er vor fünfzig Jahren gelebt hätte, denselben sicherlich auch eingeräumt, bis — zur Schlacht bei Leipzig!

*) Fröbel, „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart", 1859, S. 89.

**) Ebendaselbst S. 87.

***) Fröbel, „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart", 1859, S. 86.

Wir Deutschen kommen bei Fröbel's Kultus der Macht natürlich schlecht weg, und kämen noch schlechter weg, bestände nicht zum Glücke schon die bayrische Großmacht, und, als Gebrauchsanweisung, die von der Pfordten'sche Theorie dazu! — Allein die Geschichte beweist zu unserm Troste, daß Völker sich manchmal wieder aufraffen, daß Kulturvölker nicht so rasch verkommen, und daß selbst auf engem Raume zusammengedrängte Massen, wie die Griechen, die Römer, wie die Friesen, die Holländer, die Schweizer, durch geistigen Gehalt ersetzen können, was ihnen an äußerer Ausdehnung abgeht, — während Rußland, der Koloß auf thönernen Füßen, an seiner äußeren Ausdehnung leidet; während das kaiserliche Rom, wie fast alle erobernden Reiche, an seinen Eroberungen zu Grunde ging!

Für Fröbel und seines Gleichen existirt kein inneres Volksrecht, alle Fragen der inneren Politik verschwinden bei ihm, eingestandenermaßen, vor seiner äußerlichen Tablatur der Massen. Hier muß ein Staat stehen, der so und soviel Quadratmeilen einnimmt, er braucht das für seine kulturstrategische Mission; — folglich müssen die Italiener unterdrückt, und folglich auch, denn das Eine bedingt das Andere, die Deutschen unfrei sein, folglich muß Oesterreich groß sein, und darum auch — denn das Eine bedingt das Andere — Deutschland erbärmlich und zerrissen bleiben!

Indessen haben sich überall und zu allen Zeiten die Völker und Staaten von Innen heraus, und nicht von Außen hinein, entwickelt. Und ein Oesterreich ohne einheitliches National-Leben kann auf die Dauer kaum mehr Kraft entwickeln, als die ebenso ausgedehnte Türkei, deren Naturnothwendigkeit mit denselben Fröbel'schen Deductionen zu beweisen wäre. — Wenn aber überall die Individualität der Völker „zu höheren Staatszwecken" vernichtet werden soll, was ist denn eigentlich der höhere Staatszweck? Könnte man nicht ebenso folgerichtig das Fröbel'sche Gleich-

gewichtssystem auch auf die innere Politik anwenden, und das Individuum zum Besten des „Staatsorganismus“ und der ständischen Gliederung konfisciren?!

Wenn die Anhänger des Nationalitäts-Princips Phantasten sind, so ist ihre Phantasterei wenigstens anmuthig und menschlich, im Vergleich zu der Fröbel'schen, die nicht auf einem Naturgesetze beruht, sondern auf einer oberflächlich mechanischen Symmetrie der Territorien. Fröbel macht sich die Polemik gegen das Nationalitätsprinzip sehr leicht, indem er es bald durch Verallgemeinerung in die große kaukasische Race, bald durch genealogische Specifizirung in die einzelnen Geschlechter ad absurdum zu führen sucht. (S. Fröbel's Amerika, Europa 2c. Kap. V: „Die Prätentionen der Nationalität“.) Mit derselben Spitzfindigkeit, die sich, an der Realität gemessen, schon von selbst widerlegt, könnte man im innern Staatsleben das Familienrecht negiren, oder die Selbstverwaltung der Gemeinden bestreiten. — Wir haben von Kultur-Völkern gesprochen, von solchen, die sich mit einer bestimmten, historisch ausgebildeten Sprache auf festen Sitzen behaupten, von Völkern, die das Bewußtsein und den Willen ihrer staatlichen Existenz haben. Wo die Tolerirung einer kleinen, insularisch vereinzelten Stammes-Parzelle, wie der Czechen, die Continuität einer großen Nation unterbricht, oder gar mit deren unabhängigem Bestande unvereinbar ist, da muß sie natürlich weichen, und wird, bei solchem Verluste, selber vielleicht am Meisten gewinnen. Wo eine Provinz, wie das Elsaß, auf ihre alte Stammesverbindung verzichtet, sei sie nun durch innere Entwicklung, oder durch äußere Umstände dahin geleitet worden, da kann sie nicht mit Gewalt zurückgeführt werden. Einem Elsaß, das deutsch sein wollte, wären wir die Aufbietung der gesammten deutschen Streitkraft schuldig; ein Elsaß, das nicht deutsch sein will, würde unsere ganze Kraft nicht zurückführen. Aber das Elsaß würde sein

Deutschthum nimmermehr vergessen haben, wenn wir, statt fremder Provinzen, eine nationale Existenz gehabt hätten!

Die rein natürliche, blos genealogische Seite der Nationalität ist allerdings in den historischen Evolutionen der Jahrhunderte untergegangen. Dennoch ist gegenwärtig keine Strömung stärker, kein Streben mächtiger, als das überall erwachende Nationalgefühl. Wer die Politik auf die Erkenntniß der Thatsachen begründen will, darf vor allen Dingen diese Thatsache nicht übersehen. Selbst der staatliche Patriotismus weicht vor dem populäreren Nationalitäts-Prinzip, welches sich ebenso negativ gegen die hohlen Abstractionen der Revolution oder der Reaction verhält, als gegen die willkürliche, diplomatische Staatenbildung des Gleichgewichts-Systems. — Fröbel dagegen verwechselt Diplomatie und Geschichts-Philosophie. Er übersieht, daß die ganze weltgeschichtliche Entwickelung, durch alle labyrinthischen Irrgänge der kirchlichen und weltlichen Universal-Einheits-Versuche hindurch, zur wechselseitigen Anerkennung und Gewährleistung der freien Völker-Individuen führt. Dieses Prinzip ist so mächtig, daß es auch seine Widersacher zum Dienste zwingt. Wie Bileam's, wird ihr Fluch zum Segen. Mußte nicht die österreichische Regierung selbst in allen Proklamationen ihrer Verzweiflung das deutsche Nationalgefühl zu exaltiren suchen, dessen Bekenner sie früher mit der vollen Artillerie römischer und mittelalterlicher Codices niederkartätscht hat! — In Fröbel's Schriften sogar wird an vielen Orten wenigstens die reactionaire Anwendbarkeit des Nationalitäts-Prinzips versucht. — Uebrigens heißt es ganz richtig in Fröbel's „Neuer Politik“ (I. Theil S. 240): „Nationalität ist Volkscharakter und Volksbewußtsein, — unterscheidende Eigenthümlichkeit eines Volkes und Bewußtsein derselben.“ Charakter und Bewußtsein also. Wir fügen hinzu: Individualität und Selbstbestimmung.

Wenn Fröbel heute behauptet*), daß er wenigstens den Irrthum der Nationalität niemals getheilt habe, desto schlimmer für ihn! Wer das Subjekt der Freiheit aufhebt, der hebt auch das Objekt derselben auf, wie Fröbel's Beispiel schlagend beweist. Mit der „Thorheit" des Nationalgefühls hat er zugleich den Wahn der Prinzipien-Treue gestrichen, und er sieht nicht ein, daß in dem scheinbaren Konflikte zwischen den Ideen und den Interessen das wahre, höhere, allgemeine Interesse, das Interesse der Zukunft auf der Seite der Idee steht, und daß die Interessen, welche ihr entgegenstehen, nicht der Mühe werth sind, vertheidigt zu werden.

Allein bei Fröbel gilt „ein vorherrschender Werth, welcher auf Prinzipien gelegt wird", für ein gefährliches Krankheits-Symptom im Leben der Völker, und ein Volk, welches mit theoretischer Begeisterung sein „fiat justitia et pereat mundus!" ausspräche, wäre gar zum unvermeidlichen Untergange verurtheilt. **) — Welche Angst vor den Prinzipien und der Gerechtigkeit! Es ist doch, allen ermuthigenden Sprüchwörtern zum Trotze, so selten versucht worden, auf Gerechtigkeit zu bauen, daß die Welt, wenn sie untergeht, sicherlich nicht die Theoretiker des Rechts dafür anklagen darf!

Aber das Wesen des Prinzips überhaupt wird von Fröbel grundfalsch aufgefaßt, wenn er, zum Beispiele, ***) schreibt: „Die Betheiligung des Volkes an den Staatsgeschäften ist keine Frage des Prinzips, für die sie ausgegeben worden ist, sondern eine Frage der Zweckmäßigkeit für bestimmte Kulturzustände unter bestimmten historischen Bedingungen."

*) „Amerika, Europa rc.", S. 73.

**) S. Fröbel's „Amerika, Europa rc.", S. 56, 73 ff.; — sein „Deutschland und der Friede rc.", S. 11.

***) „Amerika, Europa", S. 116.

Wer soll hier über den Grad der Zweckmäßigkeit entscheiden? — Doch wohl nicht der Kaiser oder der Sultan? — Doch wohl nur die geschichtliche Entwickelung und der ernste, bewußte Willen des Volkes selbst! — Und was ist die Geschichte anders, als eine allmälige Realisirung bestimmter, unverbrüchlicher Prinzipien, bei welcher die „Zweckmäßigkeit" nur ein dienendes Moment ist. Die Freiheit ist zweckmäßig, sobald sie möglich ist. Wenn die Freiheit kein Prinzip ist, so giebt es überhaupt keines. Auch stehen sich Prinzip und Zweckmäßigkeit nicht so ohne Weiteres getrennt gegenüber. Hier wiederholt sich also derselbe Trugschluß, ja dieselbe Rohheit des Denkens, wie oben bei der Kulturgeographie.

## 5. Panslawismus und Russophobie.

In Fröbel's kulturgeographischem Systeme nimmt die Türkei einen breiten Platz ein, Italien und Polen aber gar keinen. Nun glauben wir allerdings nicht an Polens Zukunft, noch weniger aber an die der Türkei und ihrer Herrschaft in Europa. Fröbel dagegen, der es sehr übel vermerkt, wenn man Polens Vernichtung ein politisches Verbrechen nennt, fällt es nicht im Traume ein, daß dieselbe wenigstens eine Dummheit gewesen sein könnte. Und Fröbel ist Russophobe! Aus Amerika brachte er den Respekt vor der territorialen Ausdehnung mit, und in London hat er erfahren, daß der Panslawismus mit der Verschlingung Deutschlands umgeht. Aber wenn die Russophobie begründet ist, so war es eine unglaubliche Dummheit der deutschen Kabinette, mit eigener Hand den slawischen Dualismus wegzuräumen und der russischen Großmacht „das Thor nach Europa" zu eröffnen.

Dies sind argumenta ad hominem — gegen die Russophoben, zu denen wir nicht gehören.

Auch bei dieser Gelegenheit wird häufig Umfang mit Inhalt, Ausdehnung mit Masse, und Masse mit Macht verwechselt. Das russische Staatsprinzip kann den Deutschen gefährlich sein, so lange es in Wien, Dresden oder Berlin seine Vertreter hat, aber nimmermehr einer freien Nation gegenüber.

Die Feinheit der russischen Diplomatie imponirt den Fröbel's; es ist eben dieselbe schlaue und perfide Diplomatie halbbarbarischer Staaten, wie auch Oesterreich und die Türkei sie treiben. — Der russische Wander- und Ausdehnungstrieb! — Freilich, es ist ihnen nicht wohl in ihrer Haut! Eine tiefergehende Mission, den Westen zu knechten und zu unterwerfen, haben sie aber nicht, und ihre „manifest destiny" weist allerdings eher nach Constantinopel als nach Leipzig.

Wenn die russische Diplomatie in den Donaufürstenthümern und in Griechenland sogar populairen Einfluß hat, so ist das zum größten Theile die Schuld der österreichischen Regierung, deren Werkzeuge sich in der Moldau und Wallachei, wie in Italien, verhaßt gemacht, und die in Griechenland die Constituirung eines auf eigener Kraft ruhenden Staates hintertrieben hat, — während sie weder hier noch dort die ihr fatalen Nationalitäten ganz unterdrücken konnte. — So kann man dreist behaupten, daß Oesterreich überall dem russischen Einfluß den Weg gebahnt hat!

Russische Völkerwanderung, Panslawismus, was für übernächtige Schreckgestalten! — Der Panslawismus erscheint deu guten Deutschen heuer fast ebenso fürchterlich, wie der Pan-Germanismus des Jahres 1848 dem Auslande, als das deutsche Parlament zwar Schleswig behaupten und zur Noth auch das Elsaß erobern, aber Italien nicht freigeben wollte.

Ein Staat, der in seinen extremen Gliedern völlig er-

starrt ist, in den entfernteren Provinzen weder Polizei noch Justiz zu üben und kaum Steuern zu erheben vermag, ein Reich von dem ungeheuren Umfange eines Welttheils, das, im Krimmkriege innerhalb seiner Gränzen angegriffen, kaum eine Armee auf den Beinen erhalten konnte und seine Festungen wie seine Flotten in die Luft sprengen mußte, kann uns nicht ernstlich bedrohen. Soll der Panslawismus zur Wahrheit werden, so hat der russische Staat, der ihn in der That selber am meisten zu fürchten hat, noch furchtbare innere Kämpfe zu verwinden. Allerdings wurde der Panslawismus zuweilen von den geheimen Agenten der moskowitischen Diplomatie als Schreckschuß benutzt, allein die ängstlichen Protestationen des Petersburger Kabinets während des italienischen Krieges beweisen uns, mit welchen Gefahren ein Appell an die unterdrückten Nationalitäten dasselbe bedroht. Der Panslawismus ist also in Rußland keineswegs gouvernemental. Und was das Einheitsstreben in den slawischen Racen betrifft, so ist dasselbe für den Kenner der polnischen Geschichte, der russischen Sekten und der südslawischen Zersplitterung im höchsten Grade zweifelhaft.

Beharrt Rußland, was immerhin noch möglich und denkbar ist, in seiner bisherigen Barbarei, so wird es (ohne Industrie und folglich auch ohne Bürgerstand, ohne ehrliche Verwaltung und folglich auch ohne Geld) zu schwach sein, einen europäischen Krieg zu führen. Entwickelt es sich aber zur europäischen Kultur, so hat es noch lange mit sich zu thun, und — civilisirte Völker fressen einander nicht auf.

Vor Kurzem noch pflegten die deutschen Kabinette den Kaiser Nikolaus als den großen Wauwau hinzustellen, der die deutsche Freiheit verschlingen werde, wenn sie sich nicht hurtig verstecke. Jetzt kommen die Fröbel's heran und wollen uns einreden, aus Angst vor Rußland müßten wir uns Oesterreich unterwerfen, an Oesterreichs Größe bauen

helfen und mit äußerster Selbstverläugnung Alles für Oesterreich thun, welches — Nichts für, aber seit jeher alles Mögliche gegen Deutschland gethan hat!

Es bedarf keiner höheren Weisheit, um einzusehen, daß eine in sich gefestete Nationalität der russischen Invasion mehr Hindernisse in den Weg legen könnte, als ein in sich zerfallender, von slawischen und anderen Feinden bewohnter Staat, der bis jetzt Nichts, gar Nichts zur Versöhnung seiner inneren Konflikte vermocht hat. Constituiren wir einen deutschen Staat, und wir haben Rußland nicht zu fürchten. Sind wir aber das nicht im Stande, so wird uns Oesterreich eher die Russen und Franzosen auf den Hals ziehen, als sie von uns abwehren. Und dann freilich: Finis Germaniae.

Wenn die Russophobie, wenn die Furcht vor französischen Eroberungsgelüsten dazu beitragen kann, dem deutschen Streben nach Einheit Flügel anzusetzen, so mögen diese Schreckbilder gesegnet sein! — Und sie haben ihre ernste Bedeutung. Denn so lange Deutschland schwach und in sich verrathen ist, so lange bedrohen es Franzosen und Russen, gleichviel, ob sie erobern wollen oder nicht. Daß sie es können, ist demüthigend und vernichtend für Deutschland, und die Möglichkeit würde jedenfalls einmal zur Wirklichkeit werden.

Die ganze Frage also heißt: Kann Deutschland einheitlich organisirt werden, und wie?

## 6. Dualismus, Trias und Kleinstaaterei.

Wenn es nicht schon längst zur allgemeinen Ueberzeugung geworden wäre, daß die deutsche Bundesverfassung, welche uns im Frieden sehr genirt, im Kriege höchstens dazu beitragen kann, Natürlich-Verbundenes zu trennen und alle gesunden Streitkräfte zu lähmen, so hätte das Jahr

1859 bis zur äußersten Evidenz bewiesen, daß besagte Bundesverfassung weiter Nichts ist, als die Garantie und Assekuranz unserer Impotenz, dem Auslande gegenüber, welches denn auch dieselbe diesem Verdienste entsprechend zu schätzen und zu schützen weiß. Oesterreich, Frankreich und Rußland haben ein Interesse daran, die deutsche Bundesverfassung, so wie sie ist, aufrecht zu erhalten; und sollte dieselbe ernstlich erschüttert werden, so würde Oesterreich wahrscheinlich nicht ohne Erfolg Frankreichs und Rußlands Schutz für sie anrufen, wie es unter ähnlichen Umständen gegen Friedrich II. den Schutz der Fremdmächte angerufen hat.

An der unteren Donau mag Oesterreich die Absicht haben, dem russischen Vordringen einen Damm zu setzen; für rein deutsche Fragen aber wird es stets mit Rußland im besten Einvernehmen stehen; — wie ja auch Rußland, trotz aller orientalischen und süd-slavischen Differenzpunkte, keinen Augenblick gezögert hat, Ungarn für Oesterreich zu erobern, um nämlich diesen Länderstrich der Unfreiheit zu sichern und damit von all den Beziehungen abzuschneiden, welche für Deutschland fruchtbringend sein könnten. Dazu kommt noch, daß gerade der deutsche Dualismus das Moment ist, welches Preußen zur russischen Allianz zwingt, ihm die Lebensluft benimmt und die politische Realität der deutschen Cultur in Frage stellt. — Wir wären nicht so verrückt, im gegebenen Falle Oesterreichs Hülfe zu verschmähen, aber bringen wir vorher Deutschland in eine Form, in welcher es Oesterreichs Partikular-Interessen nicht geopfert werden kann!

Die Natur der Sachen hat sich seit dem Bestehen der deutschen Förderativ-Verfassung deutlich genug offenbart: Nicht blos Oesterreich, auch die kleinen Dynasten sind für den bestehenden Dualismus, der in der That die Unterdrückung Preußens ist. Das ganze deutsche Volk aber, so-

weit es seinen wahren Vortheil versteht, ist ebenso lebhaft bei der Auflösung dieses Mißverhältnisses betheiligt, als der preußische Staat selbst.

Niemand kann heutzutage die Unbrauchbarkeit der Bundes-Verträge von 1815 bestreiten, weder Die, welche Preußen in den letzten Krieg verwickeln wollten, noch die Anhänger der preußischen Neutralität. Denn beide stützten sich, mit gleichem Recht oder vielmehr mit gleichem Unrechte, auf die Grundgesetze des Bundes, welche einerseits die Neutralität des bundesrechtlichen Deutschlands nicht blos ermöglicht, sondern eigentlich auferlegt haben, andrerseits aber es den kleinen Souverainen leicht gemacht hätten, Preußen wider seinen Willen in den Krieg zu verwickeln, wenn — Preußen sich nicht thatsächlich über die Bundes-Verfassung hinausgesetzt hätte. Darauf rechneten aber auch die kleinen Höfe; denn im Ernste wünschten sie nicht den Krieg, sie wollten nur der preußischen Regierung die Falle stellen, daß sie entweder sich vor der Bundes-Majorität demüthigen, oder mit Dem, was Jene für den deutschen Volksgeist hielten, zerfallen müßte. — Die Angst der Anhänger des Kleinstaatenthums, ein constitutionelles Preußen frei, stark und an der Spitze Deutschlands zu sehen, beweist, wie wünschenswerth diese Position für die deutsche Nation wäre.

Die braven Leute in Stuttgart und Wiesbaden, die so eifrig für den Krieg gegen Frankreich perorirten, zogen in der That nur gegen die gefürchteten Rheinbundsgelüste der Dutzend-Souverainetäten zu Felde, und dokumentirten insofern auch durch ihre Haltung, wie wurmstichig und überfaul die ganze deutsche Bundesverfassung ist. Das einzig Vernünftige, was geschah, — und es war keine That, nur ein Unterlassen — mußte die Umgehung der Bundesgesetze zur Voraussetzung nehmen.

Eine Reform Deutschlands auf dem geebneten Wege freiwilliger Vereinbarung ist, wie Fröbel ganz richtig be-

merkt, völlig undenkbar. Weder Oesterreich, noch Preußen werden so ohne Weiteres austreten. Aber hier ist ein Unterschied zu machen, den Fröbel übersieht: Wenn Preußen austritt, so tritt Deutschland aus; wenn Oesterreich austritt, so tritt Deutschland ein. —

Der neue Reformvorschlag Fröbel's ist im Grunde nicht der Rede werth; er enthält keine Reform, sondern nur eine Multiplizirung der bisherigen Gebrechen mit sich selbst. Nur als naive Enthüllung gewisser Walhalla-Träume kann das Ding einigermaßen Beachtung finden. Fröbel will nicht centralisiren, weil das dem deutschen Genie zuwiderläuft,*) — er will nicht „an der Bundesverfassung rütteln" **), Gott bewahre! Das wäre ein Frevel! Ja, er will „den Bestand und die Unabhängigkeit" der kleinen Souveränetäten noch besser sichern.***)

Wenn bei all' diesen Verklausulirungen dennoch „Etwas" geschehen kann, so wird in der That der Pelz gewaschen, ohne naß zu werden. Allein Fröbel, nachdem er sich in der angeführten Manier, die Hand auf dem Herzen, feierlichst gegen alle Utopien verwahrt hat, gelangt zu dem Utopien aller Utopien, nämlich zu der Möglichkeit der Umgestaltung der Central-Gewalt auf dem Wege einer friedlichen Verständigung der großen und kleinen Fürsten, das heißt: zu einer Lösung, die er selbst kurz vorher auf die Liste der Unmöglichkeiten geschrieben hat. Die von ihm vorgeschlagene Central-Gewalt wäre freilich auch darnach angethan! — Der jugendliche Schwärmer verzichtet diesmal hochherzig auf sein, Kultur nach Osten tragendes, Siebzig-Millionen-Reich, um sich mit einer bayrischen Suprematie zu begnügen, und

*) „Deutschland und der Friede zu Villafranca", S. 24.
**) Ebendaselbst S. 26, Z. 17 von oben.
***) Daselbst S. 27.

zwar in der gutmüthigen Voraussetzung, daß Preußen und Oesterreich eine laxere Bundesverbindung für sich acceptiren würden. Wir hätten alsdann einen engeren und weiteren Bund, mit alljährlich wechselnder Präsidial-Behörde, und zwei Großmächte, welche auf einen Theil ihrer Souveränetätsrechte verzichten würden, um einem kleinen Titular-Königreiche die ausschließliche Repräsentation des übrigen Deutschlands und allen, daraus sich ergebenden Einfluß zu überlassen, — kurz, die schwerfälligste, complicirteste Maschinerie, die jeden Augenblick, und namentlich in dem Augenblick der Noth, stille stehen würde, basirt auf die unsinnigste aller Hypothesen!

Die Fröbel'sche „Trias" würde auch nicht einen Nachtheil des bisherigen Dualismus ermäßigen. Nur daß auf engerem Raume von Neuem Bundestag gespielt würde, und in kleineren, gleichsam Miniatur-Dimensionen derselbe Unfug immer wieder losginge! Bald hätten wir einen bayerisch-sächsischen Dualismus mit hannöverisch-württembergischen Intriguen, bis auch auf den die Fröbel'sche Kur angewendet würde, und sich zuletzt die ganze deutsche Geschichte in einen landgräflich-hessen-homburgischen und fürstlich-lichtenstein-vaduzischen Dualismus verfinge.

Was soll dabei aus den norddeutschen Kleinstaaten werden, die in Preußen enklavirt sind? — In der früheren Schrift Fröbels *) werden noch zwei Gruppen von Kleinstaaten angenommen, eine südwestliche und eine sächsisch-thüringische; in der neuesten Schrift aber werden die norddeutschen Kleinstaaten schweigend dem Bedürfniß der Trias und der bayrischen Größe geopfert.

In der That können solche Projecte den österreichischen Staatsmännen, deren Bedürfniß vorläufig durch die Einbalsamirung der deutschen Zersplitterung befriedigt wird, nicht

*) „Amerika, Europa" 2c., S. 159—160.

mißfallen. — Aber Fröbel berichtet sehr pathetisch,*) daß das deutsche Volk nach „Macht, Macht, Macht“ schreie, und Dem, der ihm Macht gebe, Ehre geben werde, „mehr Ehre, als er sich ausdenken kann!“ Erwartet er Macht und Ehre von seiner Trias? — Wenn er das im Stande ist, wenn er an die, auf friedlichem oder gewaltsamem Wege zu bewerkstelligende, Ausführbarkeit seines, stets auf der Wanderschaft begriffenen Präsidiums mit diplomatischer und militairischer Oberleitung im Ernste glauben kann, — nun, dann haben wir ihm ein großes Unrecht abzubitten!

Wenn jeder kleinsten Landesherrlichkeit in Deutschland ihre Unsterblichkeit garantirt sein muß, so mögen wir das Reformiren überhaupt aufgeben, denn die Krankheit liegt gerade darin. Was aber haben die deutschen Kleinstaaten für ein inneres Existenzrecht, für eine zukünftige „kulturhistorische Rolle“? In seiner früheren Schrift (S. 158) sagt Fröbel, daß sie eine solche gehabt haben, aber nicht mehr haben, und fürchtet er einen möglichen Anschluß derselben an Frankreich (ibid. S. 159). In seiner neuesten Schrift (S. 35) aber werden sie als die eigentlichen Pflanzstätten des deutschen Geistes gepriesen. Julius Fröbel, der den Nationalitäts-Begriff negirt und die provinzialen Eigenthümlichkeiten verachtet, beugt sich, mit W. H. Riehl'schem Enthusiasmus, vor dem Bestehen einiger Staaten, welche den Namen „Staat“ nur durch Mißbrauch tragen, da er bei ihnen weder politische Macht, noch nationales Recht, noch selbsteigene Existenz bedeutet. Brauchen wir noch aus der neuesten Geschichte zu wiederholen, welchen erbärmlichen Zufälligkeiten dieser oder jener Duodezstaat unter Napoleon I. oder auf dem Wiener Kongresse seine Fortdauer und Vergrößerung zu verdanken hatte, daß dabei nicht einmal auf provinzielle oder natürliche Abgrän-

*) „Deutschland und der Friede“ ꝛc., S. 14.

zung die allergeringste Rücksicht genommen ward, und daß gegenwärtig selbst die alltäglichsten materiellen Interessen sich gegen diese verzwickte Abgränzung empören, welche von Fröbel, dem Bewunderer amerikanischer Größe, plötzlich in ein hohes kulturhistorisches Interesse umgewandelt wird! — Zwischen zwei Broschüren, das heißt: in der kurzen Frist einiger Wochen oder Monate, ward entdeckt, daß der deutsche Geist, der sich stets gerühmt hat, ohne Fürstengunst aufgewachsen zu sein, dreißig kleiner Höfe bedarf, um sich vor centralistischer Erstarrung zu retten.

## 7. Der Weg zur Einheit.

„. . . Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thun, reißen es an sich." —
Evang. Matthäi 11, 12.

Wenn den ohnmächtigen und theilweise sinnlosen Kombinationen, die wir so eben erörtert haben, etwas Wahres zu Grunde liegt, so ist es das Bewußtsein der ungeheuren Schwierigkeit, auf geradem Wege eine Reform zu erzielen. Wir sind weit entfernt, eine Revolution zu wünschen, oder von einer Revolution etwas Bestimmtes zu hoffen. Man rechnet nicht mit Erdbeben und dirigirt sie nicht. Aber die bequeme und kindische Manier, wie dem deutschen Volke durch eine Sturmfluth unterthänigster Petitionen, rhetorischer Demonstrationen und begeisterter Guts- und Bluts-Adressen oder durch einen junggermanischen Tugendbund die Einheit beigebracht werden soll, beweist gerade, wie himmelweit entlegen das Ziel noch von uns ist. Es fehlte nur noch, daß man die Majorität der Bundes-Versammlung chloroformirte, um sie in diesem schmerzlosen Zustande eine stärkere Central-Gewalt votiren zu lassen. — Ja, bettelt nur um ein deutsches Parlament! Die Fürsten, welche es Euch verweigern, sind darum keine Tyrannen; sie verstehen ganz einfach die

Sache besser, als Ihr. Sie wissen, daß der Bundestag eine Versammlung der speciell instruirten Repräsentanten souveräner Mächte ist, neben der eine zweite Kammer, ein sogenanntes Volkshaus, nicht bestehen kann, oder doch keinen Sinn, keine Bedeutung, keinen Zweck und keine Thätigkeit hätte. Und was gewönnen wir bei einer Central-Behörde, deren Lahmheit, Schwerfälligkeit und Unfähigkeit durch ein verwickeltes Zweikammersystem zum Nec-plus-ultra dieser Eigenschaften erhöht würde?! Danket Gott und Euren Landesherren, daß sie Eure thörichten Wünsche nicht erfüllen! Ein Parlament neben dem Bundestage wäre die erbärmlichste Ausgeburt des hohlsten Schein-Constitutionalismus.

Die Männer des „allmäligen Fortschritts" werden mir mit Entrüstung erwidern, daß solche Abortiv-Geburten die geschichtliche Entwicklung fördern helfen. Allerdings tragen oft Inconsequenzen zur rascheren Auflösung bei, allein Klugheit und Selbstachtung verlangen, daß eine Partei unlogische Formeln und halbe oder unbefriedigende Maßregeln, die nicht in Frieden zu erreichen und doch keinen Kampf werth sind, nicht zu ihrer Parole erhebe und als Kampfespreis auf ihre Fahnen schreibe!

Nichts in der Geschichte gestaltet sich ohne Anstrengung, keine Geburt ist schmerzlos. Mögen die Forderungen noch so sehr mit fanatischer Mäßigung herabgestimmt werden, jeder Schritt vorwärts wird saure Kämpfe kosten. Es bedarf langjähriger, vereinter Anstrengung, strenger Geistesarbeit und des opferfreudigen Patriotismus. Wie aber, wenn die Gefahr nahe wäre? — Desto schlimmer! Denn die Gefahr kann zwar den stumpfen Willen schärfen und über das Bedürfniß aufklären, aber zur rettenden That wäre es wahrscheinlich zu spät in der Stunde der Gefahr. Sich auf die Eingebungen der Verzweiflung zu verlassen, wäre unverzeihlich. Erkennen wir wenigstens vorher,

wo unsere schlimmsten und gefährlichsten inneren Feinde sind, ehe wir dem äußeren Feinde im Felde begegnen!

So viel steht fest: die deutsche Einheit muß von Innen heraus, aus dem Volke emporwachsen. Wenn Preußens Regierung ihre Aufgabe versteht, so kann sie viel für Deutschland thun, — nicht durch bundesgesetzliche Transactionen, nicht durch Reform-Vorschläge, die schon im Keime zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt sind, sondern durch ein selbstständiges Vorgehen auf der Bahn der nationalen Freiheit. Jedenfalls würde der deutsche Staat eher sich bilden und erstarken durch die Konsolidirung der in sich gleichartigen und zusammenhängenden Landestheile, als durch die blos formale Ausdehnung in fremdartige Gebiete hinein, die immer nur auf dem Papiere bestehen wird. Im Kleinen wie im Großen wiederholt sich immer derselbe Gegensatz, um den sich Alles dreht und an dem namentlich unser Verhältniß zu Oesterreich zu messen ist: Concentrirung der nationalen Kraft, vorläufig auf beschränktem Gebiete, oder: Formale Einigung ohne wahren Inhalt, ohne innere Gewähr und ohne Kraft! —

Preußen wachse zu Deutschland heran, ohne Rücksicht auf den Bund, der nicht ausdrücklich aufgelöst zu werden braucht, um nicht zu existiren. Es suche das aufrichtige Bündniß der deutschen Volksstämme, statt dem unaufrichtigen der deutschen Dynastien. Dann wird sich zeigen, ob das Bedürfniß der Einheit tief empfunden ist und zur That befähigt. Es sei ein wahrhaft deutscher und protestantischer Staat, der sich die Errungenschaften des deutschen Geistes aneignet, die freie Forschung und das Self-Government in allen Kreisen, Gemeinden und Associationen gewähren läßt, und die preußische Regierung wird auf das deutsche Volk bauen können! — Sie versuche einmal, durch den liberalen Fortschritt zu vereinigen, was die Bureaukratie und der Militärgeist vergeblich zu vereinigen versucht haben.

Sie bemächtige sich der nationalen Interessen an den Seeküsten, am Rhein wie an der Weichsel, aber auch im Inneren, — und die Annexionen werden zur gelegenen Stunde nicht ausbleiben!

---

## Nachtrag.

(1865.)

Wir haben uns nicht gescheut, durch den Wiederabdruck der vorstehenden Abhandlung aus der Zeit des italienischen Krieges Aergerniß zu erregen bei den empfindlichen Leuten, welche ihr System immer nach den allerneuesten Ereignissen zurecht machen, dasselbe jedesmal für unfehlbar halten und mit um so stärkerem Fanatismus vertreten, je kühner sie dem Mangel an kühlem Nachdenken und verständigem Raisonnement durch ein übermüthiges Pochen auf ihre Stimmungen nachhelfen.

Wenn wir den vorstehenden Aufsatz damals unter Illusionen geschrieben hätten, die seitdem zerstört worden sind, so hätten wir ihn weglassen müssen. Allein wir haben — und unsere politischen Monatsberichte in den „Deutschen Jahrbüchern" von 1861 und 1862 beweisen das hinreichend — niemals an die Dauer, niemals an die Lebensfähigkeit der sogenannten Neuen Aera in Preußen geglaubt, und ihren Sturz, ungefähr so wie er kam und kommen mußte, lang und laut genug vorhergesagt. Dagegen waren wir schon lange vor 1848 der Ueberzeugung, welche dann in dem unglückseligen Kompromiß zur Reichsverfassung ihren sehr unvollkommenen Ausdruck fand, — daß schließlich, trotz alledem und alledem, Preußen der einzige deutsche Staat ist, welcher diesen Namen verdient, und daß alle wirklich poli-

tischen Bestrebungen in Deutschland, namentlich alle Einheits-bestrebungen, an die Entwickelung in Preußen anknüpfen müssen, sollen sie nicht von vornherein zur ödesten Unfrucht-barkeit verurtheilt sein. —

Da wir also von der „neuen Aera" in Preußen nie-mals sehr entzückt waren, so konnte das Ende derselben uns keine gar so bittere Enttäuschung bereiten. Ganz Deutsch-land laborirt, mit geringen Ausnahmen, an derselben Krank-heit: daß es nämlich mit dem constitutionellen Leben nur so lange ernsthaft genommen wird, als dasselbe die Exekutive in keiner Weise genirt. Nirgends in Deutschland ruht bis jetzt ein Staatsgebäude auf festen, der persönlichen Willkür und Caprice entrückten Grundlagen. Ob nun die große Krankheit mehr in chronischer oder mehr in akuter Form auftrete — vielleicht sogar ist der Zustand vorzuziehen, in welchem die Krisis so heftig und so weit vorgeschritten ist, daß sie alle Theile des Organismus ergreift und daß die Lösung zur Lebensfrage wird.

In Preußen stand eine wirkliche Verfassung noch niemals in wirklicher Ausübung. Selbst in den liberalen Flitter-wochen der Regentschaft und der ersten Regierungsjahre König Wilhelm's geschah fast kein Schritt dessen staatsrecht-liche Legalität nicht anzufechten war. Die Regentschaft selbst war unregelmäßig eingesetzt. Das Herrenhaus, das jetzt in Preußen die Situation insoferne zu beherrschen scheint, als es im Innern den symbolischen Ausdruck derselben bildet, ist an und für sich eine juristische Monstrosität, gegen den Buchstaben wie gegen den Geist des Gesetzes, auf dem es zu ruhen vorgibt.

Allein auch abgesehen davon, diese ganze Verfassung von 1850, die zwitterhafte Ausgeburt einer reaktionären Mißregierung und einer korrumpirten Landesvertretung, welche ihre eigentlichen Zwecke einzugestehen sich scheuten, ist, so wie sie jetzt auf dem Papiere steht, weitaus nicht die

Anstrengungen werth, welche scheinbar für ihre Aufrechthaltung aufgewendet werden, während der eigentliche Kern der constitutionellen Gegensätze allerdings viel tiefer liegt. — Die einzelnen Paragraphen dieser Verfassung klingen ganz erträglich; sowie man aber je einen darunter fest anpackt, sobald man je einen als Werkzeug ansetzen will, zerbricht er in der Hand wie Glas. Kein einziger Artikel besteht die Probe. Da ist keine normirte Ministerverantwortlichkeit, kein gerichtlicher Schutz gegen Ordonnanzen, kein sicheres Budgetrecht mit kontingentirten Steuern und mit Steuerverweigerung. Selbst die wirklich eingeräumten Befugnisse sind nicht festzuhalten, weil ihnen die wesentlichsten Schutzmittel fehlen. Die ganze Verfassung war in ihrer besten Zeit Nichts als eine spanische Wand für den krassen Absolutismus. — In der Zeit ihres Entstehens wurden auch die organischen Gesetze vollends korrumpirt, so daß von den Errungenschaften der großen, aber kurzen Reform-Periode Preußens kaum mehr Etwas übrig bleibt. Die Würde und Unabhängigkeit der Gerichte ging verloren, wie die Gemeindefreiheit.

Alle diese kostbaren Güter bestehen höchstens noch zum Schein oder dem Wortlaute nach; aber wenigstens ist es werthvoll, daß die Nation sich nicht mehr darüber täuscht, daß sie mit ernstem und unabläßigem Streben Das zu erlangen trachtet, was ihr von einer perfiden Coterie betrügerischer Weise vorenthalten wird. Man hat allgemein das Gefühl, daß man noch einer gewissen Frist von milder Praxis oder eines Momentes drängender Noth bedürfe, um nur erst die Waffen zu schmieden, mit welchen der Kampf um das ewige Recht zu führen ist; daß die wenigen realen Punkte der „Verfassung“ bei günstiger Gelegenheit zur Revision und zum Ausbau der anderen wesentlichen Bestandtheile derselben zu benützen sind, daß der Rechtsboden erst gezimmert werden muß, auf welchem sich die feindlichen

Standes-Interessen mit gleichem Licht und Wind begegnen können.

Es steht in manchem andern Bundesstaate nicht besser, aber nirgends ist die Erkenntniß der Uebel so weit gediehen und so allgemein verbreitet.

Freilich ist Preußen der einzige größere Staat, welcher noch ein so zähes und giftiges Junkerthum zu ertragen hat. Diese an sich sehr unfruchtbare, weder mit Geistesschätzen, noch mit irdischen Gütern besonders gesegnete Oligarchie herrscht zwar nicht direkt; sie getraut sich fast niemals, selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen; allein sie kontrollirt und terrorisirt die Ministerialgewalt, sie umgarnt den König und schöpft alle materiellen Vortheile aus den Ergebnissen der Staatsverwaltung. Durch ihre Intriguen wurde der „Konflikt", an welchem das Königthum gar kein unmittelbares Interesse hat, künstlich erzeugt und gesteigert, denn sie bedarf zu ihrer Erhaltung des Konflikts zwischen Krone und Land.

Ihr gegenüber steht ein Bürgerstand mit einer Bildung und Entwickelung sonder Gleichen. Bei einer so glänzend aufblühenden Industrie und einer so raschen Mehrung aller wirthschaftlichen Kräfte können freilich die Zustände nicht revolutionär sein; auch läßt vielleicht das allgemeine Rechtsbewußtsein, was dessen Anwendung auf einzelne Fälle betrifft, noch Vieles zu wünschen übrig. Dieser letztere Punkt gehört zur traurigen Signatur unserer ganzen Zeit-Epoche, und ist darum nicht minder traurig, weil er sich mit Leichtigkeit aus den geschichtlichen Vorgängen erklären läßt.

Nichtsdestoweniger ist die Opposition in Preußen, welche sich die deutsche Fortschrittspartei nennt, d. h. neun Zehntel des ganzen Landes, die einzige kompakte Partei in Deutschland und die einzige adäquate Vertretung des deutschen

Bürgerthums mit allen seinen Strebungen, Bedürfnissen und Interessen.

Was wir von ihr erwarten? Weiter Nichts, als daß die treibenden Kräfte in ihr sich naturgemäß entfalten und auf die Geschicke der Nation bestimmend einwirken werden. — Wir erwarten keine großen Könige in Preußen mehr, keine neue Auflage von Friedrich dem Einzigen. Im Gegentheil, wir sind weit entfernt, desgleichen auch nur zu wünschen. Wenn auch in Preußen, so lange das Land noch kein in sich abgerundeter Nationalstaat ist, das Gefühl von der bedingten Nothwendigkeit des Monarchismus mit dem Selbsterhaltungstriebe lebendig verknüpft ist, noch viel lebendiger und stärker ist der Drang nach Selbstregierung und die Einsicht, daß die Rettung, wie vor fünfzig Jahren, so auch jetzt und fürderhin aus dem Volke kommen müsse und werde. Das Junkerthum, welches die Geschichte leugnet und gegen ihren Strom schwimmt, wird sich nicht lange in seiner künstlichen Stellung behaupten, nicht lange seinen finanziellen Ruin durch Ausbeutung des Staates hinhalten, seinen moralischen Untergang nicht lange mehr durch Pfaffen-Verschwörungen masquiren können. Die Geschichte hat kein Beispiel, daß sich, allen sozialen und ökonomischen Gesetzen zum Trotz, eine solche überlebte Formation lange erhalten hätte. Daß es untergehen muß, wissen wir; wie es untergehen wird, sehen wir noch nicht deutlich vor Augen. Bis dahin freilich bedingt seine Existenz eine Lebensgefahr für den preußischen Staat und damit auch fortwährend eine schwere Gefahr für Deutschlands äußere Unabhängigkeit.

Eben weil kein Theil des deutschen Volkes sich den Gefahren entziehen kann, welche den preußischen Staat bedrohen, eben darum muß es der Nationalpartei erstes und dringendstes Gebot sein, alle Kräfte für Preußens Erlösung aufzuwenden und, im Interesse des Sieges, die Elemente völlig zu identifiziren, welche getrennt doch nicht fortleben

können. Es handelt sich hier also keineswegs um besondere Sympathien für Preußen. Allerdings gehört die Zertrümmerung Preußens, welche von einigen Heißspornen des süddeutschen Partikularismus geträumt wird, unseres Erachtens, nicht zu den annehmbaren historischen Möglichkeiten, und wenn es wäre, so würden wir auch wieder ausländische Heere diesseits des Rheines und der Oder kantonnirt sehen.

Das so gestellte Programm der Nationalpartei — welch' ein unglücklicher Name, der allein schon andeutet, daß wir noch keine Nation sind! — kann freilich heuer kein populäres sein; aber wie kurzlebig sind, zumal in Deutschland, die politischen Genossenschaften, welche nur auf die Tagesformel und die landläufige Phrase spekuliren! —

Daß Preußen Deutschlands Schlachten stets schlagen muß, daß es in jeder ernsten Gefahr von selbst an die Spitze gedrängt wird, das ist eben so unbestreitbar, als das Programm der neuen Aera von den moralischen Eroberungen, welche Preußen machen müsse, unbestreitbar richtig war. Die moralischen Eroberungen, das war der einzige konkrete Gedanke jenes liberalisirenden Ministeriums, welches leider das verwünschte Talent hatte, auch seine besten Ideen zu hohlen Abstraktionen verschrumpfen zu lassen. So viel aber steht fest: Preußen wird niemals eine materielle Eroberung machen, ehe es nicht zuvor, durch die Suprematie auf der Bahn der Freiheit und des Fortschritts, moralische Eroberungen gemacht hat. Preußens Diplomatie mag sich noch so sehr anstrengen, sie wird den Staat um keinen Schritt weiter bringen. Seine Heeresmacht mag verdoppelt und verdreifacht werden, das Alles wird ihn nur schwächen. In demselben Maße dagegen, als sein konstitutionelles Leben wächst, wird Preußen sein Militärbudget reduziren, seine Ausgaben und Anforderungen beschränken können. Mit der volksthümlichen Politik, in

welcher allein sein wohlverstandener Beruf zu erfüllen wäre, würden ihm alle Aufgaben leicht werden. — —

Von den drei Parteien, die in der vorstehenden Schrift auftreten, ist die großdeutsche (österreichische) heute schon vom Schauplatze verschwunden. Die Trias-Partei nennt sich jetzt Volkspartei, ohne darum wesentlich radikaler oder klarer zu sein, als sie früher war. Die Nationalpartei, welche wir meinen, ist immerhin, trotz aller momentanen Verdunkelungen, die einzige, welcher die Geschichte eine Zukunft verheißt.

## VI.

# Die Deutschen im Auslande und das Ausland in den Deutschen.

Im Jahre 1848, als das deutsche Volk begann, — wiederum freilich nach ausländischem Vorgang und fremdem Muster, aber doch mit ureigenem Geiste und eigenen Kräften — an seiner Erhebung zur wirklichen nationalen Staatseinheit zu arbeiten, da hätte man wohl, unter all' den Festtagen verzeihlicher Selbsttäuschung, einen traurigen Gedenktag feiern können, den des Westphälischen Friedens, von welchem vor gerade zwei Jahrhunderten das Unglück und der Verfall der deutschen Nation datirte. Auf den langwierigen Kongressen zu Münster und Osnabrück haben deutsche Fürsten und Staatsmänner fremden Monarchen das Recht der direkten Einmischung in die inneren Reichs- und Landesangelegenheiten Deutschlands eingeräumt; und auf denselben Kongressen drang zum ersten Mal die Herrschaft französischer Moden und französischer Sprache in die deutschen Höfe ein. Was das sogenannte Wälschthum, später Französelei genannt, Alles an deutscher Sitte und Eigenart verbrochen, das haben die erleuchteten Geister jener Zeit alsbald und die vereinzelten Patrioten aller folgenden Zeiten mit Nach-

druck hervorgehoben. Was den äußeren Reiz des Lebens, den Luxus, die feine Sitte und Galanterie, was selbst die Literatur betrifft, so waren zu jener Zeit die Deutschen allerdings hinter ihren Nachbarn weit zurückgeblieben. Ueber den furchtbaren Religionskriegen, in deren Gefolge sich Entvölkerung und Verarmung einstellten, war das deutsche Volk in weltlicher Kultur, wie in Staatenbildung zurückgeblieben. Was nach einem Jahrhundert der Barbarei von höherem Streben und edlen Regungen noch wach geblieben war, das vertiefte sich in die brennenden Gewissensfragen der neu geborenen Glaubensregeln. Das Ausland imponirte durch seine fertigen und glatten Lebensformen. Weil sich die neue Kulturströmung aber nur an die höchsten Gesellschaftskreise, an Fürsten und Adel wenden konnte, — das Volk lag zu sehr darnieder — darum blieb sie äußerlich und formell, darum wirkte sie sogar entsittlichend.

Landsleute des Shakespare zogen damals mit englischen Theaterstücken in den deutschen Residenzen umher; jeder Junker von Distinktion mußte seine „große Tour" durch die europäischen Hauptstädte des Genusses gemacht haben; italienische Abenteurer wurden als diplomatische Intriguanten oder unter dem Versprechen der Goldmacherei die Meister deutscher Höfe; französische Köche verdarben deutsche Mägen und französische Bartscheerer kratzten an deutschen Köpfen herum. Jeder Franzose galt damals für hoffähig, wie heut zu Tage an den meisten kleinen Höfen jeder Engländer. Am widerlichsten war es, wenn sich die alte Rohheit mit dem neuen Raffinement verband, wenn die geleckte und verfeinerte Mode von Saint-Germain und Versailles sich mit dem brutalen Landsknechtston unserer Krautjunker verschmelzen sollte. —

In jeder Art von Ausländerei liegt irgendwie eine unsittliche Richtung; noch bedeutsamer ist aber der dadurch bekundete politische Verfall. „Ohne edles Nationalgefühl gibt es keine achtungswerthen Staatszustände; jeder Verfall

der Völker offenbart sich in unwürdigen Verhältnissen zu dem Ausland und jeder Uebergang zum Besseren kündigt sich durch das Wiedererwachen des Sinnes für Nationalität an. Die Größe Friedrichs in seinem siebenjährigen Heldenkampfe gegen Europa wirkte mit wunderbarer Macht auf die Deutschen; während die deutschen Höfe, als Feinde des Hohenzollern, entweder von Neid oder von Furcht befangen waren, wurde das Volk von Bewunderung hingerissen und pries mit Begeisterung die Thaten des Helden. Es war dies keineswegs ein blos preußischer Patriotismus, sondern das deutsche Selbstgefühl regte sich in allen Theilen des Reiches, und man sagte sich mit Stolz, daß Friedrich der Große ein Deutscher sei.“ (J. G. A. Wirth, deutsche Geschichte.)

Daß der alte Fritz die Franzosen, und zwar die Franzosen der Pompadour und ihrer Günstlinge, bei Roßbach schlug und demüthigte, wog reichlich seine Begünstigung und Bevorzugung französischer Schriftsteller und Philosophen auf. Freilich hatte auch diese Seite seines Wesens ihre Berechtigung. Denn ein Anderes ist es, die Unsitten des scheinbar oder wirklich überlegenen Nachbarlandes sklavisch nachahmen, weil man sich des eigenen Wesens und der ererbten Sitte schämt; ein Anderes wiederum, das Gute auch aus der Fremde sich selbstständig aneignen. Kein Kulturvolk kann der fremden Einflüsse entbehren, aber auch nur wirkliche Kulturvölker können solche in sich aufnehmen, ohne ihre Eigenart und Selbstständigkeit darüber zu verlieren. Gerade die Völker, welche die freieste Entwickelung durchgemacht haben, Engländer und Nordamerikaner, haben am häufigsten und unbefangensten aus der Fremde Rechtsformen, sprachliche Beimischungen und ganze Einwanderungen in sich aufgenommen. Zu Friedrich des Großen Zeiten mußten wir vom Auslande entlehnen. Das dürfen wir, da wir seitdem mit so reichen Zinsen das Entliehene zurückbezahlt, jetzt um so offener gestehen, als unsere classische Literatur ja die jüngste und

neueste der civilisirten Welt ist. Daraus mögen wir auch den Trost schöpfen, daß unser Beruf unter den Nationen noch nicht erfüllt ist, daß uns noch eine große Zukunft bevorsteht, eine um so größere, je weiter der Weg ist, den wir in verhältnißmäßig kurzer Frist zurückgelegt haben. Waren nicht die tapfern Soldaten des alten Fritz Söldlinge ohne alles Nationalgefühl, brachen nicht alle seine Schöpfungen 1806 zusammen, und das Volk mußte sie wieder aufbauen! Die Franzosen der Revolution hätten die Armeen so kriegerischer Volksstämme nicht so leicht und gänzlich überwältigt, wenn nicht der Geist der Freiheit auf ihrer, der Geist des Bedienententhums auf der andern Seite gestanden hätte, wenn die Deutschen sich nicht schon vorher im Geiste vor den französischen Ideen gebeugt hätten! —

Aus dem Volke kam die Erhebung von dieser tiefsten Erniedrigung, und mit der politischen Wiederauferstehung hat das gewaltig gehobene National-Bewußtsein eine energische, meist übertriebene, oft sogar lächerlich einseitige Abwehr alles Fremdländischen hervorgerufen. Vom Jahre 1813 datirt die sogenannte Deutschthümelei, eine minder traurige Erscheinung, als die Französelei, aber auch eine traurige Erscheinung. Denn nur unterdrückte oder zerrissene Völker, nur Völker, die ihrer selbst nicht gewiß sind und die sich für den mangelnden Ruhm der Gegenwart mit blauen Zukunftsträumen vertrösten müssen, nur solche Völker suchen sich ihre politische Existenz durch die Aeußerungen eines künstlich gesteigerten Selbstgefühls zu beweisen. Den Polen ist das Polenthum eine Religion, den Italienern war der Begriff Italien ein Schiboleth der Parteien; die Engländer aber wissen ganz einfach, daß sie Engländer sind, das heißt: Leute, denen ein großer Theil der Welt gehört und die sich nach selbstgegebenen Gesetzen regieren; und in diesem Bewußtsein leben sie, ohne viel Tendenzfragen, ruhig darauf los. Kei-

nem unter ihnen wird es einfallen, die Sitten der alten celtischen Britten neu beleben und daraus eine bestimmtere Nationalität wieder aufbauen zu wollen, wie es etwa unsere ursprünglichen Deutschthümler gelüstete, ihre studentische Ungelecktheit auf die rohen Ursitten der Chaucen und Cherusker zurückzuführen, um damit das Vaterland zu reformiren.

Indessen, jeder Druck erzeugt einen Gegendruck, das eine Extrem ruft das andere hervor. So entsprang aus der Lächerlichkeit dieser Urteutonen, zumal seit der Juli-Revolution, eine neue Franzosenschwärmerei. In der That mußte das Beispiel dieser glänzenden und doch so gemäßigten Volkserhebung auf Deutschland eine verführerische Wirkung ausüben. Die Verheißungen von 1813—15 waren ja nicht erfüllt worden, aus der schmählichsten Kleinstaaterei und rücksichtslos dümmsten Polizeiwirthschaft sahen wir neidisch auf die großartigen Reformbewegungen jenseits des Rheins und des Kanals. Dort war mit verhältnißmäßig geringer Anstrengung den Grundsätzen der Gleichheit und der Gerechtigkeit eine höhere und mehr entsprechende Verwirklichung in den Staatsformen zugesichert worden. Das gebildetste Volk der Welt dagegen bewies sich politisch unfähig, das heißt: unfähig, sein Schicksal selbst zu schmieden, gedemüthigt und verlacht in der auswärtigen Politik, gehudelt im Innern, gehemmt in der Entfaltung seines Geistes, wie seiner Gewerbsthätigkeit, seine besten Grenzstämme unter fremder Herrschaft, seine besten Schiffer unter fremder Flagge segelnd und auf fremden Schutz angewiesen! —

Bei der weltbürgerlichen Richtung der gleichsam ohne Staat lebenden Deutschen und deren wissenschaftlichem Berufe, die Früchte aller Kulturen zusammenzutragen und zu einer höheren Einheit zu verschmelzen, war es natürlich, daß einzelne, selbst bedeutende Schriftsteller das Lob des Auslandes sangen, und, wie einst Tacitus den Römern gegenüber mit seinem Lobe Deutschlands, so ihre Mitbürger durch

bittern Spott und vergleichende Herabsetzung der heimischen Zustände aufzustacheln strebten. Aus Ludwig Boerne sprach ein verbitterter, aber doch ächter Patriotismus; allein unwillkürlich leistete er einer widerwärtigen Richtung Vorschub. Seine guten Witze waren leichter nachzuplappern, als der Ernst nachzufühlen, aus welchem sie hervorgingen. Es kostete dem Halbgebildeten auch weniger Anstrengung, seine geistige Nahrung aus der Lektüre französischer Romane zu beziehen, als sich mit der klassischen Literatur der Heimat vertraut zu machen. Außerdem wurden die großen Zeitfragen allerdings von den französischen Tagesschriftstellern viel formgelenker und verständlicher behandelt, als von den schwerfälligen deutschen Gelehrten. Eine Menge von Halbdenkern glaubte sich nun durch schwärmerische Bewunderung für Alles, was aus Paris kam, mit allen idealen Forderungen abzufinden. Alle Verirrungen und Frivolitäten der französischen Tagesliteratur, wie sie die Ueberreizung einer schwelgerischen Welthauptstadt erzeugt, wurden von diesen Menschen als das höchste Ergebniß der menschheitlichen Entwickelung angestaunt.

Gegen solche Narrheit und Entartung gibt es nur ein Heilmittel: die richtige Erkenntniß der sittlichen Aufgabe, sich an dem Gemeinwesen, dem man angehört, thätig zu betheiligen. Nur der Privatmensch, der nicht die Pflichten eines freien Staatsbürgers zu erfüllen hat, kann auf solche Abwege gerathen. Darum hat das Jahr 1848, wie ein gesundes Gewitter, dieses Ungeziefer weggefegt und ganze davon angefressene Bezirke, am linken Rheinufer zumal, dem deutschen Geiste zurückerobert!

Aber viele einzelne Exemplare der bezeichneten Gattung haben die große Sündfluth überlebt. Der Handlungsreisende, der sein fehlerhaftes Deutsch mit fehlerhaften französischen Floskeln verbrämt und in seiner Brusttasche die zweideutigen Lieder von Béranger oder Anderen verbirgt; die elegante Frau, welche sich auf die letzte Pariser Mode verpflichtet

glaubt, sind unsterblich. Wir haben auch den Anglomanen mit steifem Halskragen, der so außerordentlich correkt ist und selbst, seinen Vorbildern zu Liebe, Sonntags die Kirche besucht, der die Freiheit liebt, aber nur die respektable und ererbte. Ferner den jungen Gelehrten, der für die Schweiz schwärmt und uns bei jeder Gelegenheit einen Sonderbundskrieg oder sonst eine Schweizerische Begebenheit als nachahmungswürdiges Beispiel demüthigend vorhält. — Auch wir finden an der Schweiz, wie an England, Vieles und Großes zu bewundern und noch mehr daran zu lernen. Wenn diese Schwärmer uns aber zuzurufen pflegen: „Nehmt Euch ein Exempel dran!“ so beweist das eben nur, daß sie in den Geist der wirklichen Freistaaten noch gar nicht eingedrungen sind. Denn jedes Volk hat seine eigenen Lebensbedingungen.

Merkwürdigerweise machen diese Narrheiten gar verschiedene Wandlungen durch, je nachdem die Musterländer sich ändern oder anders verstanden werden. Wie die meisten Leute immer gleich die allerneueste Mode auch am schönsten finden, ob der Hut nun heute breitkrämpig sei, der gestern schmalkrämpig war und morgen gar keine Krämpe haben wird, — so änderten sich auch z. B. die Anschauungen der Anglomanen, je nachdem ihnen etwa Dahlmann oder Gneist die Einrichtungen Alt-Englands mundgerecht vorschnitt. Sie nehmen die Irrthümer oder Mißverständnisse der Gelehrten mit in den Kauf und stehen in Gefahr, an einem Druckfehler zu Grunde zu gehen. Was nun gar Frankreich betrifft, wie sehr es sich auch fortwährend häutete und umgestaltete, es hat immer neue, und oft wieder dieselben Bewunderer gefunden.

Das Schlimmste an der ganzen Ausländerei ist, daß sie sich gemeiniglich mit dem Hochmuth der Blasirtheit und der Vornehmthuerei einer Alles verneinenden Kritik paart, deren Parole lautet: „Es wird ja doch Nichts draus!“ — Freilich würde Nichts aus unseren politischen Bestrebungen, wenn alle die bescheidenen Arbeiter und rüstigen Patrioten

den Vorwurf der Unthätigkeit und Schlaffheit, den jene Ausland-Schwärmer dem deutschen Volke zu machen pflegen, in demselben Maße verdienten, als jene selber! —

Am ärgsten grassirt die Ausländerei unter den Deutschen im Auslande, welche daselbst industrielle oder wissenschaftliche Stellungen erworben haben. Natürlich ist es bequemer, die im Auslande vorgefundene Freiheit zu genießen, als die Freiheit des eigenen Vaterlandes unter Mühseligkeiten und Gefahren erwerben zu helfen. Aber ein Grund, sich dessen zu rühmen, liegt nicht vor, und der Hochmuth, den die Betreffenden dabei zur Schau tragen, soll wohl nur ihr böses Gewissen beschwichtigen.

Nur die Flüchtlinge von 1848 machten durchweg eine rühmliche Ausnahme. Diese trugen wirklich ihr Vaterland an den Sohlen mit sich und haben demselben auch zum Theil aus der Ferne weiter genützt. In Freud und Leid nahmen sie lebhaften Antheil an Allem, was zu Hause geschah, und die Tüchtigsten unter ihnen haben mit Opfern auf Stellungen verzichtet, welche ihnen die Rückkehr im gegebenen Momente erschwert hätten. Solche Emigrationen haben ihren hohen Beruf, sie erfüllen eine geschichtliche Aufgabe durch die Erforschung fremder Einrichtungen und durch die Zerstörung alter, die Völker trennender Vorurtheile. Diese Männer, verbannt, verfolgt, beraubt und verleumdet von den heimischen Behörden, sie mißachteten darum das Vaterland, für das sie so hohen Einsatz bezahlt, nicht, wie mancher gesinnungslose Kaufmann, der sich in englischer Toilette gefällt und das Land am höchsten schätzt, in welchem er am meisten Geld verdient. Jene vielmehr errangen dem Lande, das sie verstieß, in weiter Ferne Anerkennung und gerechte Beurtheilung. Deutsche Flüchtlinge haben zu dem welthistorischen Kampfe gegen die Sklaverei in Nord-Amerika nicht blos einen Theil der anregenden Ideen, sondern auch ein sehr starkes Kontingent

an brauchbaren Offizieren geliefert, und ein deutscher General rückte zuerst in die besiegte Rebellen-Hauptstadt ein.

Es ist, als ob die Vorsehung in dieser Weise für die auswärtige Vertretung Deutschlands sorgen wollte, dessen offizielle Behörden so schlecht dafür sorgen. Wenn heute ein Deutscher nach New-York kommt, ehe er sich an einen deutschen Consul wendet, viel lieber verschafft er sich eine Empfehlung an unsern Freund F. Kapp, der die Wechselbeziehungen und die gegenseitige Würdigung zwischen seinen beiden Heimathen auf praktischen und literarischen Gebieten weit ernsthafter und erfolgreicher betreibt, als die ganze groß- und kleindeutsche Diplomatie. Der Abgeordnete Ziegler erzählte kürzlich (19. Mai) im preußischen Abgeordnetenhause, daß er sich in einem kritischen Zeitpunkte zu Neapel durch einen Brief des Flüchtlings Rüstow an Garibaldi Deckung verschafft, und daß er mit dieser Verbindung weit eher dem preußischen Consulate hätte Schutz verleihen können, als er Schutz von ihm zu erwarten gehabt hätte. Bekannt ist es, daß Humboldt einem jungen Gelehrten einen offenen Brief mitgab „An meine Freunde in Amerika,“ und daß kein deutscher Fürst oder Minister einen so allgemein gültigen Schutz- und Empfehlungsbrief ausstellen konnte, wie dieser Fürst der deutschen Wissenschaft.

Deutscher Charakter und deutsche Wissenschaft ersetzen durch die ganze Welt, was an Staatsthätigkeit für Deutschland zu leisten versäumt wird.

Eine große Nation kann nicht auf ihren eigenen Boden beschränkt bleiben, ihre Beziehungen zum Auslande machen einen Theil ihres Besitzes und ihres Bewußtseins aus. Der Stolz, mit dem ein alter Römer oder ein moderner Britte sich überall auf sein Bürgerrecht beruft, gehört zum Kapitalvermögen jedes einzelnen Bürgers solcher Völker, und ist nebenbei auch ein sehr positiver Vortheil, der sich nach Thalern berechnen läßt. Ueberall findet der Engländer Schutz,

überall tritt er auf, wie zu Hause, und dafür bezahlt er gern die Steuern, welche die große Flotte und die verhältnißmäßig kleine Armee seines Staates kosten.

Der größte Theil unserer Ausländerei kommt daher, daß der Deutsche im Auslande diesen Schutz nicht findet, daß er sehr oft für sein Vaterland und dessen Vertreter in der Fremde zu erröthen hat. — „Wie heißt Ihr Land?" wird er gefragt. Lautet die Antwort „Deutschland," so gibt sich kein Mensch mit einem so allgemeinen Begriff aus der Geographie zufrieden. Heißt es dann weiter etwa „Schwarzburg-Sondershausen," so kann auch der Höflichste ein Lächeln nicht unterdrücken. Was ist Schwarzburg-Sondershausen, und wer vertritt es in London oder Madrid? — Wenn einem Schwarzburg-Sondershausen'schen Handwerksburschen jenseits des Oceans eine Mißhandlung widerfährt, eilt er dann zum Consul von Deutschland oder von Schwarzburg? — Er kann sich, sagt Ihr, an den österreichischen oder preußischen Gesandten oder Consul wenden, aber der erstere hat gar keine, und der letztere, obgleich Schwarzburg zum Zollvereine gehört, nur eine höchst unbestimmte und unbestimmbare, durchaus von seiner persönlichen Auffassung abhängige Verpflichtung, ihm beizustehen. Zwischen Oesterreich und Preußen besteht sogar in dieser Hinsicht eine wechselseitige Verbindlichkeit; aber die Mittel- und Kleinstaaten sind fast ganz auf sich selbst angewiesen; zu einer amtlichen Vertretung ihrer Angehörigen sind die Agenten der deutschen Großmächte geradezu nicht berechtigt.

Zwar eine diplomatische Vertretung bei den fremden Großmächten haben unsere Mittelstaaten bis auf Kurhessen herab. Da aber hinter dieser Repräsentation in blankgeputzten und mit unbekannten Ordenssternen besäeten Civil- und Militär-Uniformen keine wirkliche Macht steht, so trägt dieselbe blos dazu bei, Deutschland herabzusetzen und lächerlich zu machen. Der deutsche Bund, der Zollverein

haben natürlich gar keine Vertretung und können keine haben, weil sich die Einzelstaaten darin nicht unterordnen. Und Deutschlands Ansehn im Ausland zu heben, diese Aufgabe steht weder in den Instruktionen eines kurhessischen oder hannöverischen, noch in denen eines preußischen oder österreichischen Gesandten. — Selbst wenn der oben erwähnte Sondershausener zufällig nicht aus Sondershausen, sondern in Magdeburg oder Erfurt geboren wäre, stünde es auch in den meisten Fällen nicht viel besser mit ihm.

Denn das „Individuum“ wird natürlich von den Behörden seines Landes im Auslande nicht wesentlich anders behandelt, als von denen im Inlande. Die deutschen Diplomaten betrachten sich nach allen ihren herkömmlichen Vorstellungen nicht als Beamte der Nation, sondern als die Sendlinge und Bevollmächtigten einer Büreaukratie, deren leitender Grundsatz es ist, daß das Volk um der Beamten willen da sei, zum Steuerzahlen und Gehorchen, und bei Leibe nicht umgekehrt: die Beamten um des Volkes willen. Diese Anschauungsweise wird noch dadurch verschärft, daß fast die ganze deutsche Diplomatie aus dem Adel besetzt wird, also aus einem Stande, welcher, von den persönlichen Lasten des Staatswesens entwöhnt, aus der Geschichte das Recht für sich ableitet, ohne eigene Arbeit die Früchte der arbeitenden Klassen in den Staatseinnahmen zu genießen.

Naht so ein armer deutscher Schiffer oder Handwerker schutzsuchend der Gesandtschaft seines Staates, so tritt er schon leise und klopfenden Herzens in die Vorhalle, — ungefähr wie zu Hause, wenn er auf die Polizei geladen wird, ohne vorher zu erfahren, ob er irgend eine Auszeichnung oder irgend eine Strafe zu gewärtigen habe. Schon Boerne machte einmal die Bemerkung, daß in (dem damaligen) Frankreich eine Polizeistrafe mit mehr Höflichkeit zuerkannt würde, als von deutschen Obrigkeiten ein Orden oder sonst eine Belohnung. — Ist nun unser Matrose oder Hand-

werksbursche lange genug in den Vorzimmern seiner Gesandtschaft von Lakaien herumgestoßen worden, ist er von Kanzlei- und Subalternbeamten lange genug angeschnauzt worden, so erfährt er endlich, daß „der Herr“ heute nicht zu sprechen sei; aber unbenommen sei es ihm, morgen wieder zu kommen. Darüber vergeht die Zeit und vielleicht die Gelegenheit, dem beschwerenden Umstande abzuhelfen.

Ich habe absichtlich von Handwerkern oder Seeleuten gesprochen. Die letzteren sind verhältnißmäßig noch am besten daran, weil in allen größeren Hafenplätzen Consuln mit genauen Verhaltungsmaßregeln angestellt sind, welche, ihrer ganzen Stellung und Lebensweise nach, weniger von der großen Politik beeinflußt, als durch eigene Praxis, Erfahrung und Anschauung von der Wichtigkeit der Schifffahrt und des Seehandels durchdrungen sind. Unsere großen Kaufleute und Fabrikanten aber wenden sich schon seltener an die deutsche Diplomatie. Vielfach suchen sie den Schutz brittischer Behörden, selbst amerikanischer oder französischer. Viele deutsche Erfindungen werden unter fremden Patenten ausgebeutet. Auf allen Weltausstellungen in London und Paris haben wir es erlebt, daß die bedeutendsten unserer Landsleute, welche auch in fremden Ländern Handelshäuser besitzen, ihre Erzeugnisse in den Abtheilungen dieser anderen Länder ausstellten, um sich von deren Kommissarien vertreten zu lassen. Was hat nicht Alles von deutschem Fleiß und deutschem Erfindungsgeist zum Ruhme der brittischen Industrie beigetragen!

Wirft man den deutschen Industriellen, welche so verfahren, ihren Mangel an Patriotismus vor, so berufen sich dieselben auf eine traurige Nothwendigkeit. Die englische Beamtenwelt, sagen sie, begreift den Werth der Industrie und weiß sie zu behandeln; sie weiß namentlich, daß dieselbe nur in freier Bewegung gedeiht. — „Freie Bewegung,“ sagt die deutsche Büreaukratie, „das ist Unordnung und

Anarchie, die kann bei uns nicht geduldet werden. Bei uns muß Alles reglementsmäßig vor sich gehen, und daher von Oben herab abgemessen und begrenzt werden." — Darüber geht aber die Industrie zu Grunde, und es gehört die ganze Energie und Begabtheit des deutschen Volkes dazu, um es unter solchen Umständen — bei dieser Büreaukratie und der sie vervielfältigenden Zersplitterung — doch so weit gebracht zu haben. Jedes andere Volk wäre auf der ersten Strecke des Weges in diesem Moraste stecken geblieben.

Die Deutschen haben vor anderen Völkern einen starken Wandertrieb in sich und würden den Samen ihrer Kultur über die Grenzen tragen, auch wenn nicht vielen Einzelnen, und zwar gerade den Betriebsamsten, durch manche unerträgliche Einrichtung die Heimath verleidet würde. Ohne Flotte, ohne politischen Schutz, ohne Kolonien zu besitzen, haben die Deutschen sich überall eingebürgert und an der geistigen Entwickelung aller Welttheile thätigen Antheil genommen. Während die Engländer überall, wo sie hinkommen, ihre heimischen Gebräuche und ihren eigenen Rechtsschutz wiederfinden, während die Franzosen eigentlich nur heerdenweise und in Uniform über ihre Grenzen ziehen, haben die Deutschen sich überall durch rein persönliche Leistungen Geltung und Achtung verschafft.

Wer mag es dem Einzelnen verdenken, daß er sich in Frankreich oder England bei unbedingter Gewerbefreiheit und Freizügigkeit mehr zu Hause fühlt, als in seinem engeren — ach, nur zu engen — Vaterlande, wo er vielleicht im nächsten Dorfe keine Stiefel verkaufen und seinem Nachbar keinen Rock ausbessern darf. Der Beruf ist auch eine Heimath, und wo du deinen Beruf nicht ausüben kannst, da fühlst du dich unmöglich zu Hause. Vielfach gelten die Deutschen für unpraktisch, aber mit gebundenen Füßen ist nicht gut tanzen. Im Auslande concurriren doch unsere Handwerker, Künstler, Kaufleute siegreich mit denen aller

anderen Völker; die ersten Bank- und Fabrikgeschäfte in London, Manchester, Liverpool, Paris u. s. w. werden von Deutschen geleitet; die ersten Zeichner der französischen Luxusgewerbe sind unsere Landsleute, die größten chemischen und Bergwerks-Unternehmungen diesseits und jenseits des Oceans stehen unter deutscher Leitung, und selbst unterseeische Telegraphen werden von deutschen Technikern (Siemens) konstruirt. Sonderbarer Weise hat sogar ein Deutscher (Gützlaff), allerdings als brittischer Missionair und Consul, zur Blüthe der neuesten chinesischen Literatur beigetragen! —

Als Individuum ist der Deutsche überall geachtet; nur in seiner Beziehung zum Staate, als Bürger wird er selbst in unfreien, aber centralisirten Ländern (wie Rußland) geringgeschätzt. In England war im vorigen Jahre, bei Gelegenheit des Franz Müller'schen Kriminalprozesses, viel die Rede von einem deutschen Rechtsschutz-Verein. Die würdigen Männer, welche diesen Verein gegründet hatten, haben ihn mit mehr Eifer und Talent, als Erfolg, für einen völlig schutzlosen, kaum der Sprache, keinenfalls der Rechtsmittel kundigen, armen Burschen aus einem Thüringischen Dorfe in Bewegung gesetzt; und bewiesen dadurch, daß sie die Einrichtungen Englands, und namentlich das Wesen der Selbsthülfe durch Vereinigung, nicht vergebens kennen gelernt haben. Sie sind alles Lobes werth. Aber unter den Ausländern konnte man sagen hören: „Was sind das für Zustände, wenn ein Deutscher nicht darauf rechnen darf, von dem Geschäftsträger seiner Regierung in Schutz genommen zu werden!" — Freilich bedürfen wir der Rechtsschutzvereine im Auslande, ganz einfach aus dem Grunde, weil wir noch eines großen, großen Rechtsschutzvereines im Inlande bedürfen. Erst wenn zwischen Rhein und Memel Jedermann sein verbrieftes Recht vor

unabhängigen Richtern anrufen und für jede Verletzung desselben jeden Beamten vom Minister bis zum Nachtwächter herab verantwortlich machen kann, erst dann werden wir auch jenseits der Grenzen geachtet und gesichert dastehen, und dann wird alle Ausländerei der Deutschen ein Ende haben.

# VII.

## Die Lassalle'sche Bewegung im Frühjahre 1863.

(Aus einem politischen Monatsberichte.)

Als das vorige Heft der Deutschen Jahrbücher eben erschienen war, begegnete mir ein guter Bekannter, der mir manchmal die Ehre anthut, sein Urtheil über meine Monatsberichte mir mitzutheilen. So auch verhehlte er diesmal seine Unzufriedenheit nicht. Er kam gerade von einem Champagner-Schmaus, wo er mit einigen begüterten Kommunisten zwischen Trüffeln und Eis leidenschaftlich auf das Wohl des Proletariats getrunken hatte, und sah nach dieser That auf uns „blaue Bourgeoisie-Demokraten" mit unserem „bornirten Rechtsstandpunkt" sehr stolz herab. — Ich fragte: wie viel wohl beim Dessert die Kollekte für die Opfer der Baumwollen-Noth ergeben habe? Aber er lachte mich aus, — solche Bettelwirthschaft mit Kollekten und Unterstützungen sei nur ein erbärmliches Palliativ, gerade wie alle freien Assoziationen nach Schulze-Delitzsch's Systeme u. s. w. Wenn man nicht das ganze Prinzip der Gesellschaft radikal reformire, so könne die Noth ja doch nicht gründlich ausgerottet werden, und da lohne es schon gar nicht der Mühe, auch nur erst anzufangen. — Mein guter Bekannter gehört nämlich zu der

zahlreichen Klasse der Halbdenker, welche nicht ruhen können, bis sie nicht „alle Standpunkte überwunden“ und auf dem letzten, allerneuesten stehen. Er ist „über Alles hinaus“ und namentlich über die politischen Partei-Programme, für die sich schon heute gleich kämpfen nnd wirken läßt. Er zieht daraus einen doppelten Vortheil: einmal den befriedigenden Selbstgenuß des Bewußtseins, der weitaus Klügste zu sein und das verachten zu dürfen, was Andere begeistert, und dann die glänzendste Entschuldigung für seine Unthätigkeit. Während Viele, auf die er als Halbe oder Gemäßigte geringschätzig herabzublicken pflegte, ihr Vermögen, ihre Freiheit, ihr Lebensglück opferten, blieb er ruhig daheim, zur Ehre seines Verstandes und — des Prinzips. Wenn dereinst seine Zeit gekommen sein wird, dann wird er Heldenthaten verrichten; aber wann wird, wann kann seine Zeit kommen, da er der Zeit stets mit Siebenmeilenstiefeln voraneilt? — Stellt man ihm vor, daß eine solche Abstinenz den Gegnern nütze und der guten Sache seine enormen Fähigkeiten entziehe, so erklärt er, daß alle gegenwärtigen Parteien, von Bismarck bis zu Waldeck, von Gerlach bis zu Rupp und von V. A. Huber bis zu Schultze-Delitzsch, für ihn gleich überwundene Standpunkte seien.

Zu diesem feigen Nihilismus, der sich in Deutschland in ein philosophisches Gewand kleidet, — er wird zum Glück täglich seltener, — gibt es in Frankreich eine analoge Erscheinung in verschiedenen sozialistischen Sekten, welche die Indifferenz für alle Staatsformen predigen und deren Führer (besonders Saint-Simonisten) die Ersten waren, sich nach dem Staatsstreiche von 1851 zur schwindelhaftesten finanziellen Ausbeutung der Situation mit den neuen Machthabern zu verbinden. Für eine wie beschaffene Beglückungstheorie aber auch die verschiedenen sozialistischen Propheten ein Erfindungspatent in Anspruch nahmen, fast jede der Theorien begann mit der Diktatur des Erfinders.

Was mein absoluter Kritiker meinem vorigen Monatsberichte hauptsächlich vorwarf, war, daß ich eine Frage von brennender Aktualität darin ausgelassen hätte, vor der alle anderen zurücktreten müßten, nämlich die Arbeiterfrage.

Ich erwiederte: Die Frage des Arbeitslohnes, des Verhältnisses der Kapitalrente zum Preise der Arbeit ist keine Zeitfrage, die in jedem Monatshefte behandelt werden muß, sondern ein Problem der Wissenschaft, das durch Untersuchungen, nicht durch Beschlüsse, seiner Lösung näher gebracht wird. Es ist schon ein wissenschaftlicher Schnitzer, die sogenannte Arbeiterfrage als eine isolirte behandeln zu wollen, wie es ein politischer Verrath ist, eine abgesonderte Arbeiter-Partei bilden zu wollen. Was wesentlich und wichtig an der Arbeiterfrage ist, das kann nicht von Heute auf Morgen in diesem oder jenem Klubb entschieden werden; und nimmermehr sind lose zusammengewürfelte Arbeitervereine, die sehr zweckmäßig über ihre unmittelbaren praktischen Interessen berathen mögen und da wahrscheinlich das Richtige treffen, das kompetente Forum für die schwierigsten Aufgaben der Nationalökonomie. Bequemer mag es allerdings sein, vor solchen Versammlungen mit zweifelhafter Gelehrsamkeit und falschen Citaten zu prangen, um sich eine verblendete Anhängerschaft zusammenzuschmeicheln, als mit wissenschaftlichem Ernst, gründlichem Studium und nie ermattendem Fleiße an die großen Fragen heranzutreten, und „zu dem Bau der Ewigkeiten" auch nur ein bescheidenes Sandkorn beizutragen. Zum Glück sind, wie die letzten Wochen bewiesen haben, fast überall selbst die untersten Schichten der Bevölkerung in Deutschland viel zu reif und zu gewitzigt, um auf solchen groben Köder anzubeißen; — denn die Erfahrungen von der falschen und verrätherischen Demagogie, die — meistens im Solde des Feudalismus — mit ihren Kräften und ihren Interessen ein frevelhaftes Spiel trieb, sind ihnen seit 1848 nicht verloren. — Was ich die Arbeiterfrage nenne, hat eine

ganz andere Tragweite und einen tieferen Gehalt, als den: ob ein paar angebliche oder wirkliche Arbeiter in einem sogenannten Komité zu Leipzig, das Nichts vertritt und von Niemandem gewählt ist, sich für oder gegen die Fortschrittspartei, für oder gegen den Sozialismus, oder die Gewerbefreiheit erklären. Ich halte das für ungefähr ebenso bedeutend, als ob die Leute sich etwa mit zwei Stimmen Majorität für die Unsterblichkeit der Seele oder die Willensfreiheit erklärt hätten. Wir lassen uns von keiner Synode mehr unsere Glaubensartikel zurecht schneiden; die wissenschaftlichen Akademien müssen heute durch Argumente überzeugen, statt, wie ehedem, durch ihre Autorität zu entscheiden. Und wir sollten jeden beliebigen Arbeiterklubb über die Probleme der Staatswirthschaft mit entscheidender Stimme zu Gerichte sitzen lassen! — Je mehr das parlamentarische Leben in Deutschland zur Reife gelangt, desto mehr werden diese Vertretungen, die weder eine legale Wahl, noch ein bestimmtes reales Interesse hinter sich haben, und diese verkehrten Anwendungen des sonst so heilsamen Assoziationsprinzips in den Hintergrund verschwinden. Nicht als ob ich die Entscheidung der deutschen Arbeiter im Großen und Ganzen fürchtete! Ich vertraue, wie gesagt, ihrem richtigen Instinkte; ich protestire nur gegen die falsche Fragestellung. Ich weiß auch, daß das epigone Gespenst des abgeblaßten Louis=Blanc'schen Staatssozialismus schon in einigen Wochen zu seinen Vätern versammelt sein wird. Denn es gibt etwas, das stärker ist, als selbst das allgemeine Stimmrecht, nämlich die Natur der Sache, im vorliegenden Falle also: die Gesetze des freien, menschlichen Verkehrs. — — —

So ungefähr sprach ich, zur Erbitterung des Andern. Da trat ein vermittelnder Freund hinzu, der mit Nachdruck und wohl nicht mit Unrecht bemerkte, daß auch Irrungen und Mißverständnisse, daß selbst schiefe und einseitige Auffassungen, wenn sie sich in weiteren Kreisen geltend zu machen

vermögen, einen unbestreitbaren Platz in der Zeitgeschichte einnehmen, ja in ihrer Art eine bedingte Berechtigung gewinnen. Bedeutet, so sagte er, auch die einzelne Thatsache als solche wenig, so ist es doch beachtenswerth, daß sie möglich ist; ungefähr wie der gröbste Charlatanismus und der abgeschmackteste Köhlerglauben sowohl in der Sittengeschichte, als bei den reformatorischen Bestrebungen nicht übersehen werden dürfen. Schneider Weitling oder Lackirer Eichler mögen an sich Nullitäten sein, der momentane Einfluß aber, den sie gewinnen können, weist auf einen faulen Fleck, auf eine Lücke in der politischen Volksbildung und auf eine Gefahr, der vorgebeugt werden muß. Wir erfinden diese Gefahr nicht; was für uns Gefahr ist, hat die Reaktionspartei schon früher als ihres Vortheils Quelle erspäht, und in diesem Sinne, in dieser Richtung gearbeitet.

Gut, sagte ich, dann ist es jedenfalls Gewinn, daß das Feuerwerk verpufft, ehe noch viel feuergefährliche Stoffe in seiner Nähe angesammelt waren; d. h., daß ungeschickte Agitatoren mit ihrem, allerdings feige, aber schlecht masquirten Sozialismus in einer Zeit auftreten, wo die Demokratie noch nicht am Ruder ist und die Behauptungen und Verheißungen der angeblichen Volksbeglücker in ihrer ganzen Nichtigkeit darzustellen vermag, ohne der Gefährdung durch momentane Zersplitterung für ihre unmittelbar gegenwärtige Bethätigung ausgesetzt zu sein. Daneben ist die ganze Strömung der volkswirthschaftlichen Reformbewegung jetzt nach allen Seiten so stark, daß sie die kleinen, in den Weg geschleuderten Hindernisse spielend bei Seite wirft. Die wahre und die falsche Nationalökonomie unterscheiden sich auf den ersten Blick schon dadurch, daß jene die ökonomischen Kräfte nach ihrem eigentlichen Wesen behandelt, während diese sie als Vehikel für politische Zwecke zu verwenden strebt. Ein conspirirender Junker kann ebenso gut den Kommunisten spielen, wie ein

spekulirender Abenteurer, dessen Ehrgeiz es nicht erträgt, hinter den angesehenen Leitern der Fortschrittspartei zurückzutreten; die adeligen und unadeligen Catilina's, die Schnapphahnski's des Degens und der Feder finden sich hier leicht zusammen. Die Augsburger allgemeine Zeitung läßt sich gelegentlich von dem Auswurf der Londoner Kommunistenbande bedienen, die Schutzzöllner verstecken sich hinter der großdeutschen Agitation, die Großdeutschen verbrüdern sich mit den radikalen Sozialisten, um die Fortschrittspartei zu sprengen; und die ultramontane Partei in Preußen wühlt gegen die neuen Handelsverträge und unterwühlt den Zollverein, obgleich die Gewerbetreibenden der Provinz, in welcher ihr Hauptsitz ist, an den Erweiterungen der westlichen Handelsbeziehungen das stärkste Interesse haben. Um jedes gegebene politische Agitationsmittel sammeln sich eine Menge unsauberer Beziehungen und Ausbeutungsversuche. Dagegen herrscht zwischen dem consequenten politischen Liberalismus und der freiheitlichen Entwickelung der Volkswirthschaft eine wissenschaftliche Uebereinstimmung und eine praktische Solidarität, die nicht auf künstliche und berechnete Manöver zurückzuführen sind.

Allerdings ist es ein nicht zu übersehendes Symptom der politischen Stagnation des Moments, daß ein Versuch, den flachsten französischen Sozialismus der vierziger Jahre, theilweise fast mit den Worten Louis Blanc's, wieder aufzuwärmen, gewisse Kreise beschäftigen und erregen kann. Wir haben uns keinen Augenblick darüber getäuscht, daß der zähe und ausdauernde Widerstand, der allein die Sache des Rechts und der politischen Integrität in Deutschland retten kann, nicht Jedermanns Sache ist; daß die Phantasten, Schönredner, Abenteurer und politischen Komödianten mit ihren Stichwörtern dazwischen fahren und auch ein zu bethörendes Publikum finden werden, daß die fernen und unklaren Zukunftspläne für manches erregbare Gemüth mehr Reiz haben,

als der nüchterne Widerstreit der Gegenwart, in welchem sich eine große, geschichtliche Bewegung hinter den bestrittenen Auslegungen der schlecht conzipirten Paragraphen einer, von den unfähigsten und jedenfalls unberufensten Gesetzgebern verfaßten Constitutionsurkunde verbirgt. Das erhebende Bewußtsein, einem mächtigen Kulturstaate anzugehören, ein Bewußtsein, das zu den edelsten positiven Besitzthümern des modernen Menschen gehört, ist dem Deutschen der jetzigen Epoche nun einmal versagt; daraus allein ergibt sich schon die Verführung zu hohlen politischen Illusionen und einem abstrakten revolutionären Idealismus. Das Einzige, was uns die Bewegung seit 1859 gebracht hat, ist aber gerade die praktische Partei-Bildung, die endliche Verarbeitung der alten demokratischen Elemente, denen in der Zeit der absoluten Negation eine praktische Gestaltung nicht gelang (wie ihr zweifelhaftes Verhalten während dem italienischen Kriege bewies) in die vorgefundenen Staatsverhältnisse hinein, so daß der ganze Bürgerstand an der Bewegung Theil nehmen kann. Die Versuchung, beim ersten Anstoß, bei der ersten Schwierigkeit diese Errungenschaft wieder aufzugeben und den alten Nihilismus wieder herauf zu beschwören, muß ernstlich zurückgewiesen werden. Das geistreiche Spiel der absoluten Kritik gehört nimmermehr in die positive Politik, die es mit erreichbaren Zielen zu thun hat.

Daraus, daß die Fortschrittspartei gerade ihre ganze Thatkraft für den Buchstaben des geschriebenen Verfassungsrechtes einsetzen muß, die Verdächtigung zu destilliren, sie habe für die eigentlichen Volksinteressen kein Herz, ist einer Partei gegenüber, zu deren Begründern und Leitern Schulze-Delitzsch gehört, ein auf grobe Täuschung berechnetes Manöver. Die *wirklichen* Arbeiter werden sich schwerlich zur Komplizität an diesem Manöver dadurch verlocken lassen, daß Schulze-Delitzsch's ganze wirkungsreiche Thätigkeit im Handumdrehen nach irgend einer verwirrenden Formel *überboten*

werden soll. Wer wirklich als Arbeiter etwas leistet, kennt wohl die Gesetze der Arbeit und des Verkehrs zu genau, um nicht zu verstehen, oder doch herauszufühlen, daß mit der ökonomischen Gesellschaft nicht beliebig nach Rezepten experimentirt werden kann. Die ökonomische Gesellschaft ist gleichsam ein Organismus, der nach seinen immanenten Gesetzen lebt und sich nach bestimmten Regeln in auf- oder absteigender Linie entwickelt, der sich aber nur unter der Herrschaft der persönlichen Freiheit und aus den Gesetzen seiner Natur heraus in aufsteigender Richtung entwickeln kann. Willkürliche Umgestaltungen durch gouvernementale Dekrete und Staatsmittel, welche mehr thun wollen, als Hindernisse wegzuräumen, wirken immer schädlich, ja vernichtend. Schulze-Delitzsch's große Erfolge beruhen auf der Verbreitung dieser Erkenntniß und auf der ehrlichen Anwendung derselben. Das große Wort heißt in der Praxis: Selbsthülfe. Auch in anderen Ländern von ausgebildeter Industrie (in England, Frankreich u. s. w.) gibt es eine Reihe von, zum Theil schon älteren, Einrichtungen, die an die deutschen Genossenschaften erinnern; überall aber lassen sich die Erfolge ganz direkt nach dem Grade der ökonomischen Selbsthülfe bemessen. Die ökonomische Selbsthülfe ist die Vorschule und Grundbedingung des politischen Self-Government in Gemeinde und Staat, so wie auch der moralischen Selbstständigkeit. Was Reglementirerei selbst beim allgemeinen Stimmrecht aus dem Individuum machen kann, das lehrt die französische Geschichte.

Wer den Arbeitern von Staatshülfe, von Staatsgarantie, von Bekämpfung der Herrschaft des Kapitals durch die Staatsgewalt spricht, der muthet ihnen im besten Falle zu, auf die nahe liegende Verbesserung ihrer Lage zu verzichten, um sich für ein wissenschaftliches Problem oder eine unfruchtbare Agitation zu opfern. Anders kann nicht sprechen, wer der Revolution oder der Contre-Revolution dient. Die Demagogen des Jahres 1848 betrieben vielfach die Arbeiter-

bewegung für höhere Löhne, um sich ein stehendes Heer zu schaffen, und wir wissen aus persönlicher Beobachtung, daß fast hinter jedem solchen Strike oder Putsch irgend ein Agent der extremsten Reaktion stand. Ja, die Heißsporne der Junkerpartei betrieben dergleichen manchmal ganz offen; sie blieben sich treu, als sie später für Zunftwesen agitirten, und auch aus der neuesten Zeit sind derartige Proletarier-Aufhetzungen nachzuweisen. Von der engherzigen „Bourgeoisie" und deren angeblichen (nirgends formulirten) Privilegien spricht die Feudalpartei so gern und so gut, wie französische Sozialisten und deren deutsche Nachäffer. Die konfuse Agitation fürchtet sie natürlich weniger, als die entschiedene Parteinahme für bestimmte Rechtsforderungen. Da sie nichts Eigenes gestalten, ihre Pläne nicht offen darlegen kann, so geht ihre ganze Hoffnung auf eine Spaltung innerhalb des großen Bürgerstandes. Denn von der äußersten Rechten, wie von der äußersten Linken sollen die Arbeiter als „Futter für Pulver" verbraucht werden.

Allein zum Glück stemmen sich die ökonomischen Verhältnisse der Gegenwart so sehr dagegen, daß mit allem Geld und aller Korruption der Reaktionspartei keine wirkliche Spaltung erreicht wird. Es ist heutzutage in Deutschland ebenso wenig mehr möglich, die arbeitende Klasse als einen besondern Stand aus dem großen Bürgerstande, — dem Tiers-état, der noch immer berufen ist, Alles zu werden, — auszuscheiden, als es in England noch etwa möglich wäre, die nothleidenden Arbeiter zur Zerstörung der Maschinen anzutreiben. Die arbeitende Bevölkerung weiß zu gut aus Erfahrung, daß sie unter dem Zunftwesen dem Hungertode ausgesetzt wäre, um dasselbe unter dem Namen der Staatsgarantie wieder einzulassen. Was sie will und braucht, ist Freiheit der Bewegung. Die deutsche Zersplitterung hat wenigstens das Gute gehabt, daß sie das Gefühl der individuellen Freiheit unter allem Drucke

wachsen ließ, während die französische Centralisation früher das Schutzzollsystem, dann die gouvernementale Reglementirwuth, den allgemeinen Wunsch, von Oben beglückt zu werden, und damit den Sozialismus großzog.

Der Arbeiterstand existirt in Deutschland nicht als ein vom Bürgerstande ausgeschiedener, und auch die zeitweilige Spaltung in Frankreich war erst seit den dreißiger Jahren durch sehr bestimmte und allgemein bekannte politische Irrthümer veranlaßt. Nirgends aber sind die Grenzen innerhalb der gewerblichen Klassen scharf zu ziehen. Unternehmer und Arbeiter, Kapitalist und Unernehmer, große und kleine Industrie, Handwerk und Fabrik berühren, vermengen und vermischen sich, zumal in Deutschland, fortwährend an unendlich vielen Punkten bis zu theilweiser Verschmelzung. Sie bedürfen stets einander. Das Bedürfniß der politischen und ökonomischen Freiheit ist Allen gemeinsam, sowie das patriotische Bewußtsein. Die Trennung, welche im Mittelalter möglich war, ist durch die Fortschritte der Industrie, den Zuwachs der Bevölkerung und den gemeinsamen Widerstand gegen die herrschenden Stände längst verschwunden.

Die Statistik allein antwortet schon den Systemmachern, welche ebensowohl die politischen Verhältnisse, als die ökonomischen Gesetze verkennen, zur Genüge. Dieselben sprechen immer, als bestünde die Welt aus Kapitalisten und Fabrikarbeitern; denn auf das Handwerk, auf das ländliche Proletariat, auf den kleinen Bauer paßt ihr System, wie sie selbst zugeben müssen, auch entfernt nicht und sind da ihre Projekte gar nicht zu verwenden. Es beträgt aber, zum Beispiele, in Preußen die ganze Bevölkerung der eigentlichen Fabrikarbeiter mit Weib und Kind, gut gerechnet, kaum vier Prozent der Gesammtbevölkerung. Nun sollte, nach einem bekannten „Arbeiter-Programm,“ eine besondere Partei mit der Parole des allgemeinen Stimmrechts konstituirt werden. Der Arbeiter sollte sich von der Fortschrittspartei trennen,

weil diese das allgemeine Stimmrecht nicht als erste Forderung verficht. Von der Vortrefflichkeit des allgemeinen Stimmrechts, davon, daß es wünschenswerth sei, ist bei uns Jedermann überzeugt, — vielleicht höchstens Herrn v. Vincke ausgenommen. Im gegenwärtigen Augenblicke wäre für das allgemeine Stimmrecht eine sehr bequeme und sehr ungefährliche, rein theoretische Agitation zu unternehmen, während der Kampf, den die Fortschrittspartei führt, wenn er ihr den Sieg verleiht, erst die praktische Agitation für das allgemeine Stimmrecht ermöglichen wird. Die Fortschrittspartei hat den jetzigen Kampfplatz nicht gewählt, sie streitet für das Finanzrecht der Landesvertretung, weil es bedroht, weil es angegriffen ist, weil es vernichtet werden soll; das ist wahrlich kein unwichtiger Punkt, und bekanntlich waren die materiellen Interessen der Nation, Budget- und Finanzfragen, stets die sichersten Hebel der politischen Freiheit; sie streitet für ein positives, von allen Seiten anerkanntes und feierlichst beschworenes Verfassungsrecht, sie streitet dafür gegen eine gewaltige Macht. Wenn sie dieses Minimum von Rechten gerettet hat, das man Konstitution nennt, wird sie es für die Zukunft sicher zu stellen suchen; dann wird es Zeit seyn, an den Ausbau der Verfassung und an die Reform der Wahlgesetze zu denken. Wenn sie aber das Minimum nicht retten kann, was hülfe es ihr, Mehr zu fordern!

Ob sich eine radikale Reform der Besteuerungsgesetze, wie das erwähnte Arbeiter-Programm meint, direkt an das erweiterte Wahlrecht anschließen würde, ist sehr fraglich, wenigstens insofern der Verfasser des Arbeiter-Programms diese Folge zu begründen meint. Denn es läßt sich fast mit der Genauigkeit der Statistik nachweisen, daß das allgemeine Stimmrecht keine wesentlich veränderte Landesvertretung hervorbringen würde. Um das zu konstatiren, braucht man ja nur die Wahllisten der dritten Klasse einmal als die ent-

scheidenden anzunehmen: man streiche die beiden ersten Klassen, und im großen Ganzen käme ein Abgeordnetenhaus heraus, wie das jetzige. Die Wähler aber, welche an den Wahlurnen nicht erschienen, sind sicherlich ebenso wenig ohne Weiteres für Herrn Lassalle, als für Herrn v. Roon zu verrechnen.

Wir acceptiren selbstverständlich die Forderung des allgemeinen Stimmrechts, sowie auch die einer Steuer-Reform, nach welcher den direkten und den Luxus-Steuern weit mehr, als jetzt, zugetraut würde und die meisten indirekten Abgaben allmälig vermindert würden. Weder aber glauben wir, daß solche Forderungen zur Zersplitterung der Fortschrittspartei mißbraucht werden dürfen, noch geben wir zu, daß Das spezielle Forderungen der Arbeiter-Partei sind, weil es überhaupt in der Politik keine besondere Arbeiter-Partei geben kann. (Irregeleitete Proletarier, die etwa zu kommunistischen Emeuten, reaktionären Putschen oder bonapartistischen Diktaturen zu verwenden wären, würden noch keine politische Partei bilden, auch wenn es deren in Deutschland gäbe.) Kürzlich hat aber der Verfasser seinem „Arbeiter-Programm" eine erläuternde Schrift nachfolgen lassen, welche — in der Form eines „Schreibens an ein Central-Komité zur Berufung eines allgemeinen Deutschen Arbeiter-Kongresses 2c." — die erste Verirrung, für einzelne Gewerbsklassen besondere politische Programme zu formuliren, bis zu den alten Truismen des gewöhnlichsten landläufigen Sozialismus steigert, wie er im Mai 1848 von Louis Blanc im Luxembourg-Palaste gepredigt und im Juni desselben Jahres hinter den Barrikaden vertheidigt wurde, aus denen das zweite Kaiserthum erwuchs. Der verbrauchte Kniff der Sozialisten, ihr System dadurch mundgerecht zu machen, daß sie es darstellen, als ob es mit dem freien Verkehr und dem Privat-Eigenthum zu vereinbaren wäre, ist auch hier angewandt. Früher pflegte es zu geschehen, daß derartige Bemäntelungen von den consequenteren Anhängern solcher künst-

lich construirten Gesellschafts-Systeme selber, in heiligem Eifer, der Unaufrichtigkeit geziehen und die wirklichen Schlußfolgerungen enthüllt wurden. Das war bekanntlich Proudhon's größtes Verdienst, der über dieser Arbeit allmälig selbst zu Vernunft kam. Daß die Pfaffen der sozialistischen Beglückungstheorie, deren Parole die „Solidarität“ aller Interessen ist, damit anfangen, die Parteien zu zersplittern und die Klassen zu verhetzen, — ungefähr wie die Pfaffen der alleinseligmachenden Dogmen im Namen der Religion der Liebe die blutigsten Religionskriege anfachten, — das weiß man schon aus der Apologie des „Klassenkampfs“ in dem Manifeste der kommunistischen Partei von 1848.

Die gebildete Welt und die Wissenschaft begreifen die Solidarität der verschiedenen Gesellschaftsklassen als ein Resultat der gesteigerten Kultur. Der Staat kann, wie alle wirklichen Freistaaten beweisen, die persönliche Freiheit und das Privateigenthum respektiren, ja sogar das »Laissez faire et laissez passer« der Freihandelsschule zur Geltung bringen, ohne darum zum bloßen „Nachtwächter-Institut“ herabzusinken. Dagegen kann kein Staat, — und wenn er die Form der rothen Republik annimmt und Erdarbeiter in seine höchste Behörde setzt, — Sozialismus treiben, ohne einem gränzenlosen Büreaukratismus und allgemeiner Entmündigung zu verfallen. Wo sich in einer Geschichtsepoche bei einem Volke oder einer Sekte (bis zu den Rappisten und Mormonen herab) die Beschränkung des freien Eigenthumsrechts findet, da findet sich auch Priesterherrschaft oder weltliche Autokratie, oder beide zusammen. Naturgemäß ist die Logik der Institutionen stärker, als der gute Willen der Schwachköpfe, welche gegen die Natur anstreben.

Daraus, daß einige freie Produktiv-Assoziationen der Arbeiter gedeihen, schließt der Verfasser des erwähnten „Schreibens rc.“, daß alle aufkommen würden, wenn sie

nicht frei, nämlich vom Staate subventionirt wären. Die angeführten Assoziationen, besonders die der viel citirten Pioniere von Rochdale, beruhen alle auf dem Prinzip der unabhängigen Privat-Industrie und des Aktien-Antheils. Daraus konkludirt der neue Prophet auf ein System der Staats-Unterstützung, das er verschämterweise als Staats-Garantie verkleidet, und zieht die Zinsgarantien der Regierungen beim Bau von Privat-Eisenbahnen als motivirendes Beispiel herbei. Abgesehen davon, daß die Intervention der Regierungen beim Eisenbahnwesen noch schweren Bedenken unterliegt, so handelt es sich doch dabei auf alle Fälle um gemeinnützige Unternehmungen, die nicht regelmäßig durch die freie Konkurrenz regulirt werden, und mischt sich dabei der Staat nicht im Interesse der Produzenten, sondern in dem des consumirenden Gemeinwesens ein, wie bei der Post oder den Banken auch. — Welche Unternehmungen soll nun der Staat garantiren? Doch nicht alle, zu denen sich Hinz und Kunz melden? Etwa auch die hungernder Schriftsteller, deren Manuskripte keinen Verleger finden? Und warum etwa diese weniger, als die von assoziirten Schustern, Schneidern oder Maschinenbauern? Und wie der kleinen Landwirthschaft gegenüber? — Der Staat, d. h. die Büreaukratie, müßte auswählen, prüfen, kontroliren; er würde Staatsprüfungen veranstalten, Unfähige, Verdächtige, Oppositionelle ausschließen. Er würde sich überall einmischen, die persönliche Freiheit aus ihrem letzten Schlupfwinkel vertreiben, und das Prinzip des stehenden Heeres, nämlich den blinden Gehorsam, zum Leitfaden der Gewerbsthätigkeit machen, die allein in Freiheit erblühen kann. China wäre, auch ohne Taipings, ein Freistaat gegen solche Republik, und das allgemeine Stimmrecht des Herrn Lassalle würde verderblicher wirken als das Louis Napoleon's.

Wenn ein solches System eine Stunde lang denkbar wäre, so würde die Industrie diese Stunde nicht überleben.

Der Staat soll die Quelle des industriellen Kredits werden; dazu braucht er wohl alle Kapitalien, die sich im Lande flüssig befinden, und darüber; denn er soll ja eben diesen Kapitalien eine siegreiche Konkurrenz machen. Die Steuern können natürlich nicht ausreichen, denn die arbeitende Bevölkerung soll ja eben entlastet werden; — sonst liefe ja auch Alles auf den mehr als wahnwitzigen Gedanken einer ungeschlachten Gütergemeinschaft hinaus; — und die Reichen bilden, solchen Bedürfnissen gegenüber, eine verschwindende Minorität. Herr Lassalle denkt vielleicht, — wie Law vor anderthalb Jahrhunderten, und wie vor anderthalb Jahrzehnten gewisse Erfinder von Volksbanken, welche sich mit der Idee der Abschaffung der Zinsen trugen, — daß eine einzige, große Papierpresse genügen würde, um die betreffenden Werthzeichen zu kreiren. Aber das Ausland erkennt solche Werthzeichen schwerlich an; somit kämen die Herren Erfinder auf dem Wege terroristischen Schwindels mit Assignaten, Zwangskurs und Staatsbankerott zu einem „geschlossenen Handelsstaate", der sehr bald Nichts in den Handel zu bringen, gar wenig zu produziren und noch weniger zu konsumiren hätte.

In der That hat auch Law, der logischer dachte, als seine heutigen Nachbeter, zu der Frist, da es mit seinem „System" auf die Neige ging und die Hungersnoth zu grassiren anfing (im Frühjahr 1720), die ganze Industrie in seiner Hand zu monopolisiren gesucht: er fing an mit Tuchfabrikation, Schneiderei, Metzgerei und Uhrmacherei. Louis Blanc, der Staatssozialist, hat eine Apologie Law's geschrieben, und das „System" sehr gepriesen. — Ganz richtig bemerkte auch Faucher, daß unter den Voraussetzungen der Staats-Garantie jeder Arbeiter ein Beamter würde. Wir fragen nicht, ob sich Herr F. L. denkt, daß die Privat-Industrie neben der Staats-Industrie bestehen könne? Natürlich würde die eine die andere tödten müssen; daß die

Privat-Industrie die stärkere wäre, sieht jedes Kind. Vermuthlich würde dann der Staat des Herrn Lassalle zu Zwangsmaßregeln greifen; aber Zwangsmaßregeln helfen nichts auf diesem Gebiete. Der Zwang wäre Selbstmord. — Ueberlebte dagegen, nach Herrn L.'s Annahme, die Staats-Industrie, so ginge das Land schon an der Flucht der Kapitalien zu Grunde.

Der Verfasser basirt seine Agitation auf den Satz, daß der Arbeitslohn die Tendenz habe, stets auf das Allernothdürftigste herabzusinken. Diese grundfalsche Prämisse, für welche nur Ricardo's Autorität anzuführen ist, während alle anderen, von L. dafür citirten Nationalökonomen direkt oder indirekt das Gegentheil sagen, ist durch viele, viele unbestreitbare Thatsachen zu widerlegen. — Es ist zum Beispiel eine traurige Wahrheit, daß bei Theuerungen der Preis der Arbeit sinkt, während er, nach Ricardo und Lassalle, steigen müßte. Seit der Abschaffung der Getreidezölle in England, welche den Preis des ersten Lebensmittels durchschnittlich um die Hälfte reduzirt hat, ist der Arbeitslohn durchschnittlich auf das Doppelte gestiegen; in England fallen die Preise der Lebensmittel noch immer, werden die Bekleidungsstoffe immer wohlfeiler, und dennoch steigt im großen Ganzen der Preis der Arbeit. Das Kapital erholt sich dabei an der größeren Masse der Produktion. In den Freistaaten von Nordamerika ist, zu normalen Zeiten, das Brod sehr billig und die Menschenhand sehr theuer. Auch historisch läßt sich feststellen, daß in demselben Zeitraum, in welchem z. B. auf dem Europäischen Kontinente die Kornpreise sich verdoppelt haben, der Lohn der Arbeit sich vervierfacht hat.*) Da es außerdem unbestritten feststeht, daß

*) Vergl. das Resümé aller, diese Frage berührenden Punkte in Max Wirth's „Grundzüge der National-Oekonomie", 2. Auflage, Köln 1860, Th. I. S. 223 ff., S. 318 u. ff., Th. II. 49 ff. — Da-

der Zinsfuß in civilisirten Ländern bei steigender Industrie regelmäßig im Sinken begriffen ist, so muß die Arbeit allmälig in stärkerem Maße, als das Kapital, an den Errungenschaften der Produktion partizipiren. Dazu kommt, daß selbst der verhältnißmäßig geringere Arbeitslohn für die Arbeiter zwei theilweise Kompensationen enthält, indem einestheils die Industrie sich dadurch ausbreitet und selteneren Stillständen ausgesetzt ist; anderentheils, und hauptsächlich, der Arbeiter, als Konsument, von den geringeren Preisen Vortheil zieht. — Im großen Ganzen aber steigt der Arbeitslohn mit dem Zuwachs an Kapitalien, welche Verwendung suchen; gerade wie auch die Arbeitsgelegenheit sich auf die Länge durch die Einführung neuer Maschinen nicht vermindert, sondern vermehrt. — Wenn also bei erleichterter Produktion doch mehr Hände beschäftigt werden, ohne daß der Kapitalgewinn (Zinsfuß) stiege, so muß die arbeitende Masse wohl den Hauptgewinn daraus ziehen. — Deßhalb gibt es immer noch Elend genug und ist immer noch viel zu thun — unter Anderem auch durch bessere industrielle Erziehung, durch Beförderung der Arbeit auf Stücklohn, durch Begünstigung freier und vortheilhafter Contrakte, und na-

---

gegen behauptet Herr Robbertus in einem „Offenen Briefe an den Leipziger Arbeiterverein" (siehe die Beilage zur „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" von Braß, Nr. 99), Bastiat habe nirgends den Beweis für den Satz geliefert, daß die materielle Lage aller Klassen sich bei steigender Industrie fortwährend bessere; er hat wohl das 7. und das 14. Kapitel der „ökonomischen Harmonien" niemals gelesen. — Im Uebrigen widerräth Herr Robbertus den Arbeitern, sich um das allgemeine Stimmrecht zu bekümmern; und, obgleich er ihnen anempfiehlt, eine „sociale Partei" zu bilden, und die Schulze-Delitz'schen Bestrebungen, mit L., nur für eine Verlängerung der Agonie erklärt, warnt er dennoch vor den subventionirten Productiv-Associationen des Herrn Lassalle, weil „die Nationalproduktion an der Schwerfälligkeit solcher Maschinerie zu Grunde gehen müsse."

türlich vor allen Dingen durch das richtige, freie Genossenschaftswesen.

Herr Lassalle, dem bei seiner eigenen falschen Prämisse, mit welchem Pathos und wie großer Keckheit er sie auch vorgetragen hat, doch etwas bange wird, fügt alsbald hinzu: „Nicht darauf kommt es an, ob der Arbeiter überhaupt sich heute besser steht, als früher, sondern auf seine Lage, verglichen mit der seiner Mitbürger,“ (S. 18—19 des „Antwortschreibens“.) — Freilich wird es immer Reiche und Arme geben, und die Reicheren werden niemals freiwillig die schwerere Arbeit übernehmen.

Um dem Satz, daß der Arbeitslohn steigt, wie der Zinsfuß fällt, aus dem Wege zu gehen, geräth der improvisirte Nationalökonom auf den wunderlichen Einfall, einen besonderen Unternehmergewinn anzunehmen; aber der Unternehmergewinn besteht bekanntlich aus Kapitalrente und Arbeitslohn und höchstens einem höheren Zinsfuß für das übernommene Risiko. Will der Verfasser auch den höheren Lohn für die intellektuelle Arbeit streichen (Proudhon gerieth bekanntlich, als er noch Kommunist war, in seiner »Création de l'ordre dans l'humanité« auf streng logischem Wege zu der Absurdität, für jegliche Art von Arbeit, auch der höchsten geistigen Thätigkeit, nur den einfachen Tagelohn anzunehmen: „der Arbeitstag wird mit dem Arbeitstage bezahlt, nicht mehr und nicht weniger!“), so kann er doch das Risiko nicht aus der Welt schaffen, das sich freilich auch, seiner Staatsgarantie gegenüber, als drohende Sphinx erhebt.

Und solcher Blödsinn, dessen sich ein angehender Quartaner schämen müßte, muß noch im Jahre 1863, hundert Jahre nach Adam Smith, zehn Jahre nach Frédéric Bastiat's Tode, ernstlich widerlegt werden! — Die Berliner Arbeiter-Versammlungen haben bewiesen, daß im Mittelpunkte einer großen Industrie von solchen Trugschwätzereien keine Be-

thörung zu befürchten ist, und daß Herrn L.'s politisches Programm zwar einige malcontente Ehrgeizige, sein ökonomisches aber Niemanden verführen kann. Die Arbeiter wissen hier auch, daß die Fortschrittspartei sie als ihre Mitglieder und nicht als ein Anhängsel betrachtet.

Wir halten trotzdem das Projekt eines allgemeinen Arbeitertags nicht für zeitgemäß, weil einem solchen die bestimmte, nothwendig gegebene Tagesordnung fehlt. Die Interessen, welche die Arbeiterbevölkerung als gemeinsame begreift und welche sich zu einer öffentlichen Betreibung eignen, sind politischer Natur (wie z. B. Gewerbefreiheit und Steuer-Erleichterungen), und nur auf dem Wege der großen, rein politischen Partei-Thätigkeit des ganzen Bürgerthums zu verfolgen. Was die Institute der Selbsthülfe betrifft, so werden naturgemäß die Assoziationen nicht weiter reichen, als das, sie bestimmende, ökonomische Interesse; und der gesetzliche Schutz des Genossenschaftswesens fällt wieder ganz in das Gebiet der Politik. Die Arbeitertage der Schulze-Delitzsch'schen Vereine sind deshalb Alles, was zunächst auf diesem Boden und in dieser Form Früchte tragen kann und Beförderung verdient. Die Manie der Kongresse ohne bestimmten Zweck, der Parlamente ohne Macht, ist lächerlich, wenn sie nicht schädlich ist, und trägt jedenfalls viel zu der Begriffsverwirrung bei, von welcher die Lassalle'sche Coterie Vortheil zu ziehen hofft. — Wenn aber die Arbeiter sich entscheiden sollen, zwischen der unmittelbaren Hülfe, die ihnen Schulze-Delitzsch aus ihren eigenen Mitteln und Kräften, nach ihrer eigenen Ehre und ihrem Selbstgefühl anweist, und der Rettung, auf die sie L. verweist, die jenseits einer Revolution und eines Staatsbankerotts liegt, so kann die Entscheidung nicht zweifelhaft sein.

Es wird nicht gelingen, aus dem allgemeinen Stimmrecht, das fast alle liberalen Organe in Deutschland in ihr Programm aufgenommen haben, eine Kriegsmaschine zur

Zersprengung der großen liberalen Partei, ein Schreckgespenst für die besitzenden Klassen zu machen, — wodurch die Verwirklichung desselben in weite Ferne gerückt würde. Nein! Das allgemeine Stimmrecht ist keine „Magenfrage" für das Proletariat; unsere Arbeiter stehen zu hoch, um auf diesen schmählichen Köder anzubeißen; es ist eine Forderung des Rechts und der Ehre für Alle! — Wenn es eine besondere Arbeiterpartei gäbe mit besonderen Postulaten, so könnte ebenso gut eine besondere Gutsbesitzer-Partei angenommen werden; wir kämen in dieser oder jener Form auf die ständische Vertretung, welche die Kreuzzeitung ersehnt; und das ist der Punkt, wo sich Lassalle mit dem Justizrath Wagner von Dummerwitz begegnet.

## VIII.

# Ueber politische und staatsbürgerliche Pflichterfüllung.

## (1864.)

Halbdenker und Stimmungsmenschen pflegen aus wenigen einzelnen Erscheinungen gewagte allgemeine Schlüsse zu ziehen und die einzelne Thatsache voreilig zur Stütze einer allgemeinen Betrachtung zu erheben. Von einem einzelnen, willkürlich oder zufällig begrenzten Zeitabschnitt ausgehend, glauben sie einen politischen Forschritt oder Rückschritt von welthistorischer Bedeutung bestimmen zu können. Ist gerade ein liberales Ministerium an's Ruder gekommen, so sind ihrer Ansicht nach alle Schmerzen auf immer gestillt, die Stunde der ewigen Gerechtigkeit hat geschlagen, die Weltgeschichte bewährt sich wieder einmal als Weltgericht; alle Unbilden, jeder Mißstand kann dann auf rasche Beseitigung hoffen, unzählige Weltverbesserungsprojekte werden vertrauensvoll an's Tageslicht gebracht; kurz, das tausendjährige Reich bricht an! — Kommt aber irgend ein Rückschlag, der noch so leicht vorherzusehen war, — der kommen mußte, eben weil die vertrauensvoll gläubigen Seelen dagegen irgend eine Vorsichtsmaßregel zu ergreifen verschmähten, — so

werden rasch die vielfarbigen Hoffnungen zu Grabe getragen, und nach einem züchtigen Trauerstündlein wenden gar Viele ihr Angesicht der aufgehenden Sonne zu. In der Regel wird für solch eine Schwenkung irgend eine prinzipielle Formel gesucht und, bei dem Ueberfluß und der Wohlfeilheit politischer Formulare, natürlich auch bereit gefunden. Die Menschen, die wir meinen, halten sich selber zum größten Theil wirklich für ehrliche Leute; sie sind nur immer von der letzten politischen Wendung überrascht und haben stets neue Gesichtspunkte. Je nach dem Winde sind sie Optimisten oder Pessimisten, ja oft beides zugleich, was gar nicht so selten oder so schwierig ist, als es sich anhört. Sie dienen dem Absolutismus, ohne Absolutisten zu sein, aber weil der Liberalismus nicht alle ihre Wünsche befriedigt, ihren hohen Idealen nicht ganz entspricht. Am unzuverlässigsten sind darum die Exaltirten, denn sie verlieren zuerst die Geduld, und darum hat die rothe Reaktion stets ihre Truppen aus den Enfants perdus der rothen Republik rekrutirt.

In solchen Ueberläufereien feiert allerdings oft die politische Korruption und Demoralisation ihre schnöden Triumphe; eine Fahnenflucht, welche materielle Vortheile bringt, trägt immer den Verdacht der Unaufrichtigkeit an sich. Viele aber fallen aus einer Art von Verzweiflung ab; sie geben eine Sache auf, die ihrer Meinung nach unrettbar verloren ist, deren Untergang sie in der momentanen Verdunkelung zu erkennen glauben. Das ist die Halbdenkerei, welche nach einigen zufälligen Erlebnissen, einigen kleinen Peripetien in irgend einem Winkel der großen Welt, den ganzen Lauf der Weltgeschichte vorausbestimmen will. In ähnlicher Weise wird nach augenblicklichen Erfolgen oder Niederlagen die Größe oder Unbedeutendheit der Staatsmänner bestimmt; solchen Leuten ist Louis Napoleon oder Palmerston, je nach dem Austrag dieser oder jener, oft von Anderen übernommenen Verwickelung, ein Genie oder ein

Hanswurst, und zwar abwechselnd bald das Eine, bald das Andere in unglaublich kurzer Zeit. Am raschesten urtheilen Die, welche aus Rücksicht auf ihr persönliches Interesse nicht warten können oder nicht warten wollen; ihnen stumpft die Beziehung auf die unmittelbare Gegenwart den Sinn für die allgemeinen Ideen ab. Die Wenigen dagegen, deren Leben und Streben sich mit der Entwickelung einer großen Idee identifizirt, sind, eben weil sie in der Idee leben, nicht jenen Anfällen kleinmüthiger Verzweiflung ausgesetzt, welche von gewissen ehrgeizigen Lumpen und verdorbenen Genies förmlich zur Schau getragen werden. Wenn die wirklichen Idealisten, deren Zahl seit der mißlungenen Revolution von 1848 allerdings in Abnahme begriffen ist, gleichsam einen Baum pflanzen, an dessen allmäligem Gedeihen sie sich erfreuen, ohne für sich auf den Erlös der künftigen Früchte zu rechnen, so denken die Anderen nur an die reifen Früchte und halten es für Zeitverlust, jetzt erst neue Keime in die Erde zu senken.

Aus den Niederlagen der Freiheit in Frankreich, aus manchem zeitweiligen Sinken des parlamentarischen Regiments in England, oder weil etwa die kleine Armee des, für demokratisch geltenden, dänischen Inselstaates von zwei Großmächten geschlagen worden, oder weil gerade den Belgiern von ihren Pfaffen einige Verlegenheiten bereitet werden, — aus allen solchen Verhältnissen wird der Verfall des konstitutionellen Systems gefolgert. Aber hat das konstitutionelle System die Pfaffen erfunden, oder nicht vielmehr in ihrer strotzenden Macht vorgefunden, so daß Diese selbst sich der freiheitlichen Einrichtungen bedienen, welche gegen ihre Mißbräuche gegründet sind? — Oder würde Dänemark unter der Lex regia eine größere Armee auf die Beine gebracht haben? — Und wenn ein konstitutioneller Staat sinkt, so heißt doch das im schlimmsten Falle nur, daß er sich dem Niveau nähert, auf welchem der absolute

Staat sich mit Naturnothwendigkeit befindet und von welchem er sich nicht erheben kann, bevor er nicht konstitutionell wird. Nur diejenigen Einrichtungen, welche gar keine Hoffnung rege machen können, genießen den Vortheil, die Hoffnungen nicht zu täuschen. Unter dem Absolutismus wundert man sich, nach geschichtlicher Regel ohne Ausnahme, weder über Krieg und Hungersnoth, noch über Vergewaltigung und Verdummung. Es ist die größte Huldigung an die freiheitlichen Institutionen, daß man über ihr zufälliges Zusammentreffen mit nationalen Kalamitäten, wie über etwas begrifflich Unerhörtes, erstaunt. Der Mangel an durchgreifender Volkserziehung z. B., der dem Absolutismus sehr erwünscht ist, wird unter demokratischen Regierungsformen als ein allgemeines Unglück und namentlich als ein politisches Hemmniß empfunden. Weil der Demokratismus an den Einzelnen wie an die Gesammtheit höhere Aufgaben stellt, darum konnte der verbrauchte Kunstgriff, ihm alle begleitenden Uebel zuzuschreiben, aufkommen. Es ist als wollte man die Blatterimpfung für alle Kinderkrankheiten verantwortlich machen, oder die Arzneiwissenschaft verwerfen, weil sie nicht unsterblich macht! Als vor achtzehn Jahren die Schweiz unter dem ultramontanen Sonderbunde litt, ward das republikanische System verurtheilt, wie jetzt, da Nordamerika seine große Existenzfrage auf den Schlachtfeldern des Bürgerkrieges lösen muß. Je nach den Umständen und Ereignissen könnte man eine Art von Meinungs-Kourszettel anlegen, der wahrscheinlich mit dem täglichen Börsen-Kourszettel ganz analogen Fluktuationen unterworfen wäre. — Wie selten aber fließen die Uebel, an welchen die konstitutionellen oder demokratischen Staaten leiden, aus der Quelle des konstitutionellen oder demokratischen Systems! Sind es nicht meistens ererbte Krankheiten eines frühern unvollkommneren Zustandes, die zu den neueren Einrichtungen um so mehr in schreienden Widerspruch treten, je weniger sie ihnen angehören? Freilich

liegt in der Neuheit aller politischen Institutionen schon an sich, wie bekanntermaßen bei neuen Steuern, eine schwer zu überwindende Schwierigkeit, die nicht gerade in der Politik, sondern in der Psychologie wurzelt.

Den offiziösen Blättern, welche sich beispielsweise an den sehr ungefährlichen Verlegenheiten des belgischen Liberalismus weiden, sei gleich erwidert, daß sich allerdings die Formen bis jetzt nicht überall gleichmäßig bewährt haben, daß aber über den Inhalt und die Prinzipien die gebildete Welt einiger ist, als es den Anschein hat. Denn selbst allen Anklagen gegen die demokratischen Institutionen liegt regelmäßig eine nicht immer klar ausgesprochene Voraussetzung zu Grunde, welche, dialektisch analysirt, den Vorwurf darauf reduzirt, daß eben diese oder jene Form die an sie gestellte Forderung des Liberalismus nicht wirklich erfülle, eine Lüge sei. Der Scheinkonstitutionalismus ist allerdings immer verwerflich, auf welche Seite auch der Schein oder der Schatten falle. Wenn die Kreuzritter der Reaktion uns von dieser oder jener modernen Einrichtung zu beweisen suchen, daß hinter der liberalen Formel irgend ein Zwang oder Druck, eine Herrschaft, sei es auch die der Majorität, lauere, so beweisen sie damit doch vor allen Dingen, daß Zwang, Druck und Herrschaft Uebel sind, und daß jedenfalls die Tendenzen des Liberalismus Anerkennung verdienen.

Ja noch mehr: über den Werth und die Unentbehrlichkeit gewisser sogenannter Grundrechte, wie der Denk-, Rede- und Glaubensfreiheit, des freien Vereinsrechtes, der Freiheit der Person und des Eigenthums, sind in der Theorie alle civilisirten Menschen einig; — und wo dieselben bedingt oder beschränkt werden, geschieht es immer nur unter heuchlerischen Vorwänden, die das Prinzip selbst unangetastet lassen. Nun, alle diese Rechte sind unter einer unbeschränkten Regierung nicht möglich, weil der Ab-

solutismus neben ihnen unmöglich ist. Die Aufgabe der Gegenwart ist aber, diejenigen mit den geschichtlich gegebenen Verhältnissen vereinbaren Staatsformen zu finden, unter welchen und durch welche die dem civilisirten Menschen unentbehrlichen Grundrechte zu gewährleisten sind. So lange diese Grundrechte unangetastet bleiben, kann von Verfall oder Untergang nicht die Rede sein. Was wollen dagegen die kleinen Ungefügigkeiten und Unbequemlichkeiten der konstitutionellen oder demokratischen Staatsformen besagen?! Die Mißachtung der persönlichen Freiheit aber ist noch immer und überall der Anfang des Endes gewesen. Jeder Staatsstreich, jede Minoritätsregierung, jede usurpatorische Herrschaft muß, dem Triebe der Selbsterhaltung gemäß, in erster oder zweiter Linie die Grundrechte der persönlichen Existenz antasten, und wird sie schließlich alle gefährden. Denn das Recht ist nicht ohne des Rechtes Sicherheit; und wenn die Wurzeln ersterben, werden bald auch die Blätter abfallen und die Früchte verfaulen.

Es gibt freilich Leute genug, in der deutschen Tagespresse sogar, welche den Werth dieser Grundrechte sehr gering anschlagen und die Fluktuationen der großen Politik mit weit lebhafterem Interesse betrachten, als die Rechte des Individuums. Ein Rechtsstreit ist eine so langsame Sache und eine Kanonenkugel fliegt so rasch an's Ziel, — im Zeitalter der Dampfkraft wird die Phantasie unreifer Menschen stets der größeren Geschwindigkeit den Vorzug geben. Für sie tragen die langwierigen konstitutionellen Kämpfe das Gepräge des Verspäteten, des Ewig-Gestrigen an sich. Ohne es zu wissen, sind die Meisten von einer Krankheit des Jahrhunderts affizirt, welche man den Napoleonismus nennen könnte, deren Symptome leichter erkennbar sind, als der Sitz des Uebels.

Zu den Symptomen dieses Uebels gehört der Wahn, daß ein Gesammtwesen um so stärker herzustellen sei, je

schwächer die Einzelglieder seien, und daß der Staat um so mehr moralische Kraft nach Innen und Außen entwickeln könne, je mehr seine Bürger moralisch abgeschwächt seien. Vor allen Dingen aber ist die vorhin erwähnte Abnahme des Idealismus in unserer Zeit den Grundursachen dieser politischen Krankheit beizuzählen. Seit den großen Kriegen des ersten Napoleon ging die materielle Entwickelung so rasch vor sich, die Fortschritte der Mechanik und des Industrialismus waren so riesig, daß sie unendlich viel geistige Kräfte aufsogen und fast alle staatlichen Interessen näher bestimmten. Der Soldat schlägt sich überall so gut und besser, als in den ritterlichsten Zeiten; die Kriege werden aber weniger wegen der gesteigerten Zerstörungskräfte, als des sinkenden Kredits halber gefürchtet. Ja, die Nation, welche ihre Kriege zumeist mit Subsidien und Söldlingen führt, die englische fürchtet den Krieg am meisten. Jeder Besitzende hat an seinem Vermögen einen Barometer für Ruhe und Frieden. Da nun die Besitzenden vorzugsweise der freieren Bildung zugänglich sind, welche zur Wahrung der öffentlichen Interessen befähigt, so sind die Kreise, aus welchen sonst die idealen Erhebungen hervorgingen, mehr als jemals an die Erde gekettet. Die einzigen wirklichen Fortschritte der großen Kontinentalstaaten in neuester Zeit sind nur auf dem handelspolitischen und den damit verwandten Gebieten zu suchen. Die Intelligenz hat sich in weiteren Kreisen entfaltet, die liberalen Gesinnungen sind Gemeingut aller arbeitenden und erwerbenden Klassen geworden, aber die politische Energie hat nicht in demselben Maße zugenommen. Dann leiden wir an dem Epigonenthum aller geschichtlichen Perioden, die nach Revolutionen kommen. Die meisten Revolutionen haben einen Rückschlag zur Folge, auf die eine oder die andere Weise. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Generation, deren mächtigste Jugendeindrücke in die Epoche einer steigenden Bewegung fielen,

und derjenigen, welche unter dem Druck der Enttäuschungen und der allgemeinen Ermattung aufwuchs. Daher kommt es, daß gegenwärtig die politischen Idealisten meistens unter den älteren Männern zu finden sind, und daß die Jugend den Kourszettel studiert; daher, daß nicht ohne Grund über die Stumpfheit des Rechtsgefühls in weiten Kreisen geklagt wird; daß wir z. B. in Frankreich den Urhebern und Genossen des 2. Dezember ihre Greuelthaten verzeihen sahen, und daß überall, wo ein Attentat gegen bestehende Rechte unternommen wird, selbst der Richterstand die Helfershelfer liefert!

Die Revolution, als historische Kategorie genommen, kann nur solche Ideen verwirklichen, welche, völlig klar formulirt, im allgemeinen Volksbewußtsein leben. Selten freilich begnügt sie sich damit. Die Revolution von 1789 konnte das Prinzip der Gleichheit, welchem der Despotismus selbst vorgearbeitet hatte, zur Durchführung bringen, und ebenso die Idee des Salut public, welche zur übertriebenen Centralisation führte. Die eigentlichen Grundrechte aber, welche damals „allgemeine Menschenrechte" hießen, waren nicht durchzuführen neben den gebieterischen Heischnissen dieser beiden klaren Prinzipien, zumal jene ein viel tieferes Verständniß des Gemeinwesens erfordert hätten, als damals in den Massen lebte. Die Revolution von 1848 machte noch höhere Ansprüche und stieß deßhalb auf den Sozialismus, an welchem die ganze Bewegung scheiterte. — In Deutschland waren die Ursachen der Reaktion noch mannigfaltiger: die Freiheitsbewegungen gingen an dem Mangel der Einheit, dem Partikularismus, unter, und die Einheitsbestrebungen verliefen trostlos durch den Mangel an Freiheit; jenes hauptsächlich nach 1830, dieses nach 1848. Noch gegenwärtig sehen wir die meisten Parteibildungen daran laboriren, daß die zu Grunde gelegten realen Interessen nicht immer in gleichmäßigen Einklang mit den

beiden Hauptrichtungen, der freiheitlichen und der einheitlichen, zu bringen sind. Zwar sind die materiellen Interessen im großen Ganzen längst für das Einheitsprogramm gewonnen; aber der abstrakte Liberalismus, welcher sich mit Konzessionen ohne innere Gewähr begnügen mag, begünstigt vielfach Isolirungen, zumal in den Mittelstaaten.

Die thatsächlichen Enttäuschungen seit 1848 stehen vor Aller Augen; von mehr Gewicht noch ist der Verlust gewisser theoretischen Illusionen, welcher mit jenen zeitlich zusammenfällt.

Die goldene Zeit liegt weit hinter uns, da man noch glaubte, mit papiernen Mauern den Staat aufbauen und hinter Gesetzesparagraphen die Freiheit wirksam verschanzen zu können; die Zeit, als bei Sieyes oder Jean-Jacques von fremden Völkern oder Völkchen aufgeklärte Verfassungen bestellt wurden. Die Minos, Solon, Lykurg und andere Gesetzgebungskünstler gehören für uns der Mythologie an, so gut wie die großen Epiker und Religionsstifter. Alle großen nationalen oder kosmopolitischen Gestaltungen sind allmälig geworden, sind aus dem Volke selbst erwachsen. In dieser Beziehung hatte allerdings der Liberalismus von der historischen Schule viel zu lernen, wie umgekehrt diese sich erst mit dem Liberalismus auszusöhnen hatte, um den Inhalt der von ihr geahnten Entwickelungen begreifen zu lernen. Freilich ist die Frage nach dem „Berufe" einer Zeit zur Gesetzgebung eine völlig müßige; denn keine Zeit kann es sich versagen, ihre neu erstehenden Lebensformen in neuen Rechtsnormen zu objektiviren, oder vielmehr die alten Gesetze zeitgemäß umzuprägen. Letzteres ist überall der wesentlichste Theil der legislatorischen Thätigkeit, und fast alle Gesetzgebung ist, mit geringen Ausnahmen, als bloße Kodifikation zu betrachten. Wenig oder nichts wird auf diesem Gebiete erfunden. Die Zeit, welche schlechte Gesetze hervorbringt, hat eben keinen besseren Rechts-

inhalt; sie giebt in den Formen nur das aus, was sie an Inhalt aufnimmt. Nun aber ist die innere Rechtsentwicklung der meisten europäischen Völker durch Jahrhunderte langen Despotismus unterbrochen und selbst die Wurzel des Rechts im Volksbewußtsein angesägt worden. Die Verfassungsversuche der Neuzeit — und über bloße Versuche kamen die Länder, welche wir im Auge haben, kaum hinaus, — mußten daher an theoretische Vorbilder anknüpfen, statt an historische Erbschaften. Nicht einer falschen Theorie zu Liebe, sondern als Nothbehelf wurde nach ausländischen Mustern gegriffen. Die alte Zeit hatte eben keine brauchbaren Bausteine hinterlassen. Und das Ausländische litt in der Uebertragung oder wurde mißverstanden. Nicht England wurde kopirt, sondern Montesquieu wurde abgeschrieben. Aus Frankreich wurde Vieles geholt, was sich in seiner Heimath selbst schlecht bewährte, ja Dieses vorzugsweise. Wenn man, was die englische Verwaltung und das Self-Government betrifft, die älteren, utopischen, theils aus Unwissenheit, theils absichtlich stark gefärbten Darstellungen mit Gneist's Entdeckungen vergleicht, so begreift sich, daß die falschen Auffassungen viel mehr zur Nachahmung anregen konnten, als die richtigen. Denn das Falsche stimmte eben mit landläufigen Theorien überein, während das Wirkliche mit ganz besonderen nationalen, historischen und ökonomischen Eigenthümlichkeiten untrennbar verkettet ist.

Traurige Erfahrungen haben uns noch in allerneuester Zeit über den Werth papierner Verfassungen belehrt. Das Beste an einer Verfassung ist doch immer, daß sie gehalten wird, und darum ist das Alter ihr größter Vorzug. Eine Verfassung, die befolgt wird, kann tausend Unbequemlichkeiten und Unregelmäßigkeiten enthalten; man lebt und wohnt sich mit gutem Willen darin ein, wie in einem alten Wohnhause, dessen unsymmetrische Façade die eingeborenen Besitzer wenig stört. Bei einer Verfassung aber, die nicht

gehalten wird, heißt es gewöhnlich, daß sie der Revision bedürfe, obgleich der oft revidirten Form jedesmal ebenso wenig guter Wille entgegengetragen wird, als der früheren; und obgleich jede neue Revision die Waagschale noch mehr nach der Seite hin sinken macht, wo die Gewalt ist, gegen welche gerade Verfassung und Gesetz Schutz verleihen sollten. Somit scheinen mir der allseitige gute Willen und das Eingelebtsein die wesentlichsten Bedingungen des Verfassungswesens und dessen unentbehrlichste Garantien; denn alle anderen Garantien stehen ja auch nur auf dem Papiere, und wer sich über die Verfassung wegsetzen kann, kann es auch über die Garantie. Die Frage wäre also: Wie erzwingt man den guten Willen der Rekalzitranten? Wie zieht man eine Verfassung bis zu dem lebensfähigen Alter auf, wo sie sich selber zu schützen vermag?

Das Wesen einer Verfassung, wie dieselbe auch sonst beschaffen sei, beruht immer auf der Einschränkung der ausübenden Gewalt. Jedes Gesetz hat ja die Aufgabe, den Schwächeren in seinen Rechten zu schützen; der Stärkere schützt sich von selbst. Auch von dem Verfassungsgesetze ist es falsch zu sagen, daß es nur „reale Machtverhältnisse" bestätige. Allerdings sind die realen Machtverhältnisse bei seiner Gründung und Auslegung thätig, sie suchen seine Anwendung zu beeinflussen und sich darin zu behaupten. Ihnen gegenüber steht aber das öffentliche Rechtsbewußtsein, das auch eine Macht ist, mit welcher zur Herstellung dauerhafter Zustände transignirt werden muß; — aus dem Kampfe solcher Gegensätze geht eben der vermittelnde Charakter der meisten Verfassungsurkunden hervor.

Von den wenigen freien Ländern Europa's hat nur Belgien eine durch Gesetzgebung auf einmal dekretirte Konstitution, und das belgische Volk gab sich dieselbe zugleich mit einer neuen Dynastie, welche darum keine anderen Wur-

zeln im Lande hat, als die konstitutionellen. In den anderen monarchischen Staaten aber, wo neue Verfassungen eingeführt worden sind, verblieben meistentheils die Werkzeuge der Gewalt in den Händen widerstrebender Minoritäten oder überlebender oligarchischer Korporationen, welche ihren ererbten Besitz für ein unerschütterliches Recht halten und selbst Anderen den Glauben daran beizubringen wissen.

„Sei im Besitz und Du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge Dir bewahren!"

Wie zwei feindliche Brüder auf demselben Wrack, so leben in manchem deutschen Staate der modern aufgeklärte, mit allen zeitgenössischen Tendenzen und Bedürfnissen in Wechselwirkung stehende Bürgerstand und ein verrottetes Junkerthum neben einander. Dieses unharmonische Nebeneinander erzeugt eine immerwährende Reibung ohne Hoffnung baldiger Ausgleichung. Ja, die Elemente der Ausgleichung fehlen gänzlich und der entscheidende Sieg liegt in weiter Ferne. Nicht auf dem neutralen Boden der Verfassung, sondern um die Verfassung selbst wird der Streit geführt, bei welchem Wind und Waffen sehr ungleich vertheilt sind. Selbst wo die Verfassung den ererbten Privilegien nicht allzu viel Platz einräumte, haben die Vorkämpfer des Bürgerthums erfahren müssen, daß mit liberalen Gesetzen noch nicht Alles gewonnen ist, wenn auch durch reaktionäre Gesetze Alles verloren werden kann. Der Einsicht, daß realen Mächten gegenüber auch das liberalste und vorsichtigst verklausulirte Gesetz noch fortdauernder und nie ermattender Anstrengungen zu seiner Aufrechthaltung bedarf, wird sich Niemand mehr verschließen dürfen.

Zu der auf diesem Gebiete erforderlichen Thätigkeit bedarf es mehr der zähen Ausdauer für scheinbar nahe Ziele und geringe Erfolge, als des lauten Heldenthums für hohe Ideale oder des glänzenden Märtyrerthums. Das heroische

Zeitalter der genialen Initiative ist untergegangen und der Gesammtheit der Individuen selbst ist die erlösende Arbeit zugetheilt. Kein Gott sendet seine Blitzstrahlen von oben, mit keinem Handstreiche ist ein Volk zu erretten. Wie bei den volkswirthschaftlichen Aufgaben, so müssen wir auch bei den politischen auf das System der Selbsthülfe verweisen, einer Selbsthülfe aller Individuen, welche nicht die Revolution, sondern das direkte Gegentheil derselben bedeutet. — Die feurigen Herzen, die im Beginn revolutionärer Epochen den neuen Ideen entgegenschlagen, ziehen sich in einem gewissen Zeitpunkte von der sauren und undankbaren Praxis, die zur detaillirten Ausführung jener Ideen nöthig ist, enttäuscht zurück und wenden sich vielfach unreifen Utopien oder auch dem Kultus der materiellen Gewalt zu. Die Rechtsprinzipien, welche wir noch in die Realität einzuführen haben, glänzen nicht durch Neuheit, verführen nicht durch eine schlagende historische Antithese. Die Arbeit, welche gethan werden muß, ist kein Gegenstand für jugendliche Schwärmer, Verschwörer u. s. w. Da ist wenig Stoff für kühne Kombinationen oder überraschende Unternehmungen. Die Traditionen aus den wilden Tagen der Straßenkämpfe, die Schablonen von 1792 passen nicht mehr; wir sind über die Romantik der Revolution weit hinaus.

Zu den charakteristischen Merkmalen dieser Romantik gehörte vor allen Dingen die Vorstellung von hervorragenden Führern. Unter naiveren Verhältnissen oder bei großen Rassenkämpfen mögen sich Männer, wie Garibaldi, Manin, Kossuth, ausbilden. Auf einer höheren Bildungsstufe erzwingen sich einseitige Kapazitäten nicht so leicht allgemeine Unterordnung, und selbst ausgezeichnete Leistungen werden durch das neidische Sieb der Kritik verdünnt. Vor allen Dingen aber beruht die höhere Bildungsstufe ja gerade auf der Voraussetzung, daß weitere Kreise sich an den öffentlichen Interessen selbständig betheiligen. In Deutsch-

land nun, das, geistig so vorangeeilt, in politischer und juristischer Beziehung hinter den meisten civilisirten Ländern weit zurücksteht, kann, bei seiner staatlichen und kirchlichen Zerklüftung zumal, der politische Fortschritt nur aus dem überwältigenden Druck der individuellen Ueberzeugungen hervorgehen. — Die Religionskämpfe des späteren Mittelalters hatten den öffentlichen Sinn des deutschen Volkes theils abgeschwächt, theils in falsche Bahnen gelenkt, als andere Völker schon zu politischen Einheiten erwuchsen. Dann hatte Deutschland die Periode seiner klassischen Literatur, in Poesie und Philosophie, am spätesten unter allen Kulturvölkern. Aus tief inneren und leicht verständlichen Ursachen blieb der geistige Aufschwung dieser großen Zeit dem bürgerlichen Leben entfremdet; ja schließlich beförderte noch der Goethe-Kultus die vornehme Absonderung exklusiver Kreise und die hohlen Prätentionen eines Aristokratismus des Geistes, der auch heute noch in vielen Köpfen spukt. Jetzt, wo die Zeit realistisch geworden, findet sich ein großer Reichthum an Ideen aufgespeichert, welche noch nicht Gemeingut, nicht National-Eigenthum sind, welche vorzugsweise den auserwählten Kreisen angehören und die erst dadurch Gemeingut werden können, daß sie für die bürgerlichen Interessen probehaltig verarbeitet und verwendet werden. Von dieser Seite her ist der frische Luftzug zu erwarten, der die geistigen Besitzthümer der Nation vor Versumpfung bewahren wird. Wenn diese eigentliche und eigenthümliche Aufgabe der Zeit, die noch lange nicht hinreichend und erschöpfend genug betrieben worden, eine gewisse geistige Verflachung hervorzurufen scheint, so dürfen wir uns jetzt schon gegen diesen mehr scheinbaren als wirklichen Nachtheil von der Annäherung der verschiedenen Volksklassen und der umfassenderen Anregung des öffentlichen Lebens reichlichen Ersatz, selbst an neuen Auffassungen, versprechen.

Hier ist der Punkt, wo Bildung und Poliktik in un-

mittelbare Wechselwirkung treten. Wir haben nur erst Vorläufer einer wahrhaften Volksliteratur. Das Volksmäßige nehmlich kann doch nicht blos in einer Darstellungsweise erstrebt und gefunden werden, welche sich der wissenschaftlichen Voraussetzungen enthält, oder in jener kindisch platten, bald ungeschickt derben, bald widrig süßlichen Sprechart, die von spekulirenden Buchhändlern und fabrizirenden Literaten für „populär" ausgegeben wird; — in der höchsten und gründlichsten Auffassung und der durch tiefstes Verständniß faßlich gewordenen Darstellung der Allen gemeinsamen Interessen und der Elemente zu ihrer Lösung bestünde die wahrhaft populäre Literatur. Was hilft der obligatorische Schulunterricht, wenn dem Volke keine geistige Nahrung geboten wird! Wenn die Ausbildung eine rein formelle bleibt, was hilft es dann dem Gemeinwesen, daß alle Einzelnen lesen und schreiben können! Was hilft es ihnen selbst viel, wenn sie nichts zu lesen haben! — Die Franzosen sahen ihr allgemeines Stimmrecht an der Unzahl der von Schulbildung völlig Entblößten scheitern und die Früchte desselben von unberufenen Händen gepflückt. Die französische Demokratie weiß seitdem, was ihr fehlt. Aber die niedersten Proletarier in Frankreich, wenn sie lesen können, verstehen gleich den größten Theil der ihnen gebotenen Lektüre. Die Schriftsprache ist die wahre demokratische Vermittlerin: da ist kein Bruch zwischen hoher und niederer Bildung, wie bei uns. Unsere Massen können lesen, aber unsere Denker können nicht schreiben. Das ist nichts Aeußerliches, das ist ein schweres Uebel, woran wir laboriren, und das von innen heraus, vom Sitze der Krankheit aus kurirt werden muß, nehmlich an den Begriffen und Zuständen selbst, nicht blos an den Formen und Formeln.

Die politischen und juristischen Grundsätze, welche in Deutschland noch in das Leben einzuführen sind, dürfen für die Grundpfeiler und Stützen eines selbständigen Bürger-

thums gelten. Sie zu verwirklichen, ist Aufgabe und Sieg des dritten Standes. Geistlichkeit und Adel haben ihre Zeit gehabt; der sogenannte vierte Stand wird sie in einem gewissen Sinne vielleicht noch haben, wenn erst die einfachen, jetzt aufzustellenden Rechtsforderungen durchgesetzt sind. Er hat jetzt schon einen unmittelbaren und direkten Antheil an der Bewegung, deren gegenwärtige Leitung jedoch mit Nothwendigkeit dem eigentlichen Bürgerstande zufällt. Die Prinzipien der Rechtsgleichheit, der persönlichen Freiheit und Sicherheit, der konstitutionellen Kontrolle über die gesammte Staatsverwaltung sind das spezifische Programm desjenigen Bürgerstandes, den die Intriguanten und verdorbenen Genies der höheren und niederen Stände als Philisterium bezeichnen. Und die saure Arbeit, welche dafür noch zu leisten ist, mag ihnen besonders philiströs erscheinen.

Leider aber ist zwischen dem Bürger (civis, citoyen) im Sinne der antiken Weltanschauung und dem modernen Bürger (bourgeois) ein gewaltiger Unterschied. Dem antiken Bürger fehlte nicht das Bewußtsein, daß ihm der Staat angehöre und er dem Staate. Der moderne Bürger ist hinter Mauern aufgewachsen, welche zum Schutze des Privateigenthums gegen die Raubzüge des hohen Adels aufgerichtet worden waren, und kannte nichts Glücklicheres, als von den tausendfältigen Bedrückungen und Chikanen, die im Namen der Staatsgewalt — oft nur aus Bedrückungslust und Lust an der Chikane — ausgeübt wurden, d. h. vom Staate selbst in Ruhe gelassen zu werden. Der moderne Bürger ist wesentlich Privatmensch mit irgend einem industriellen, jedenfalls einem speciellen, fachmäßigen Berufe. Die aristokratischen Parteien sehen weit mehr berufsmäßige Politiker an ihrer Spitze, als die bürgerlichen Klassen (namentlich in unfreien und ungünstigen Verhältnissen), und haben darum schon eine bestimmtere Taktik und eine festere

Leitung. Freilich ist bei den aristokratischen Parteien auch der zu erringende Vortheil zumeist ein persönlicher.

Mit diesen Merkmalen ist der Gegensatz ihrer politischen Führung bezeichnet. Das politische Gebiet gilt den bürgerlichen Klassen noch vielfach als ein fremdes, ungewohntes; sie stehen staunend davor, wie vor einem Theater, und nehmen an dem Geschehenden gleichsam ein dramatisches, statt einem persönlichen Interesse. Der Einzelne fühlt selten lebhaft genug, daß sua res agitur. Dagegen mag er wohl schaudernd gewahren, welche Aufopferung und Hingebung zu einer wirklich politischen Thätigkeit gehört. Allein wenn das, was man politische oder öffentliche Thätigkeit zu nennen pflegt, allerdings als Sache der freien Neigung oder des besonderen Talentes betrachtet werden darf, wenn in gewissen Zuständen eine besondere Unabhängigkeit der bürgerlichen Stellung dazu gehört, so läßt sich doch nicht dasselbe von der staatsbürgerlichen Pflichterfüllung sagen, welche jedes Ehrenmannes persönlichste Aufgabe ist, und die darin besteht, sein eigenes Recht zu wahren und zu vertheidigen, und das allgemeine Recht als die unentbehrliche Grundlage des eigenen, persönlichen Rechtes zu begreifen. Ihr braucht nicht Alle Politiker zu sein, aber seid nur Alle gute Staatsbürger, und dann werden sich schon von selbst die Politiker finden, die sich zu Führern eignen. Wo nicht, so wird freilich stets von den Führern um so mehr gefordert und erwartet, je weniger die Menge selbst zu leisten geneigt ist. Je weniger der Einzelne selber thun will, desto höher spannt er seine idealen Ansprüche an irgend eine leitende Autorität, deren ganze Macht doch immer nur in der Willfährigkeit der Angehörigen bestände. Da verlangt man Mots d'ordre, wo Niemand bereit ist, ihnen unbedingt zu folgen, und kritisirt doch noch Anweisungen, die sich eigentlich ganz von selbst verstehen. Dabei glaubt man viel zu

viel an den Werth und Vorzug dieser oder jener auszuklügelnden Taktik, wo es zu einem guten Ende doch nur darauf ankommt, daß Alle fest für das Rechte zusammenstehen und die sogenannten Führer sich nur durch das erste Eintreten, gleichsam durch das gute Beispiel zu bewähren haben. Zumal in Zeiten, wo die Unterscheidung zwischen politischen Aufgaben und staatsbürgerlichen Pflichten nicht mehr Stich hält, weil die Politik in das Privatleben hinabrückt und die Einzelrechte bedroht! —

Die Aufgabe der Zeit ist es, jedes irgendwie über die erste Nothdurft des Lebens erhobene Individuum geistig und sachlich an der ganzen Rechtsentwickelung des Gemeinwesens zu betheiligen. Es ist noch lange nicht so weit, daß Jeder sich lebhaft als Glied des Ganzen empfindet und sein Privatrecht als abhängig von der Gerechtigkeit im Großen und Ganzen erkennt und weiß. Der kleinste Punkt, in welchem der Geringste geschädigt wird, darf nicht blos von ihm selbst nicht unbeachtet bleiben, er muß von Allen, ohne Partei-Unterschied sogar, als ein gemeinsames, ja *Allen persönliches* Interesse aufgenommen werden. Das ist der Weg, auf welchem der Privatmensch, ohne aus sich herauszugehen oder zu einem Uebergang forcirt zu werden, zum wirklichen, konkreten Staatsbürger erwachsen mag. Ein verständiger Egoismus in dieser Anwendung wäre die schönste und heilsamste politische Tugend!

Wie oft wird in dieser Hinsicht auf England verwiesen, und zwar gerade von Leuten, die am wenigsten dazu angethan und gesonnen sind, hierin das Beispiel der freien Britten zu befolgen. Allerdings ist es bei uns schwieriger und gefahrvoller als dort; aber auch in dem durch Freiheit großen Inselreiche ist es nicht immer so leicht, als es den Anschein hat, gewissen, oft verjährten Unbilden entgegenzutreten. Da treibt denn — beiläufig gesagt — die Schwierigkeit der Aufgabe vielfach zur Verstärkung der

individuellen Kräfte durch Assoziation. Ich spreche hier übrigens nicht von den geschichtlich großen Agitationen, wie z. B. für die Wahlreform oder für die Abschaffung der Getreidezollgesetze, sondern von dem kleinsten Fall, etwa daß irgendwo irgend ein Nachtwächter irgend einem Handwerksburschen eine Insulte zugefügt, deren Entschuldigung er nachher auf seinen Amtseid nimmt. — In England freilich steht überall der Schutz der anzurufenden Gerichte im Hintergrunde; und bei uns ist mit dem administrativen Instanzenzuge, in welchem meistentheils die höhere Behörde nach dem Berichte der, einer Verletzung angeklagten, Unterbehörde ihr Urtheil fällt, fast immer Alles abgethan. Aber auch das englische Volk hat seine nach allen Seiten unabhängige Justiz nur langsam aufgebaut; jedoch hat es seit jeher, bei den vielen Mängeln und Unvollkommenheiten seiner Rechtspflege, vorzugsweise die Unabhängigkeit und die allumfassende Kompetenz der Gerichte ins Auge gefaßt, sie von Anfang an als das erste und höchste politische Gut erstrebt, und damit schließlich einen Zustand erreicht, in welchen die sprüchwörtliche Allmacht des Parlaments gleichsam nur einen richterlichen Instanzenzug abschließt.

Wenn das Alles uns noch fehlt, so liegt darin nimmermehr eine Mahnung, die Hände in den Schooß zu legen, sondern die Mahnung, das Nöthige mit zäher Ausdauer zu erringen. „Gott ist mächtig in den Schwachen“, — besonders wenn die Schwachen in der Majorität und im Rechte sind, wenn ihnen der Geist der Zeit zur Seite steht, und wenn sie die ihnen gelassenen Rechtsmittel mit ununterbrochener Ausdauer, mit zäher Konsequenz und Intensität zur Anwendung bringen. — Unsere nächsten Zufluchtsmittel sind: 1) die öffentliche Besprechung der Beschwerde, und 2) die Assoziation.

Aber auch die an sich unzureichenden, gerichtlichen oder administrativen Beschwerdemittel sind nicht zu verschmähen;

die öffentliche Debatte und die Agitation muß vielmehr an dieselben anknüpfen. Ist der einzelne Fall nicht zu bessern, so ist doch das Prinzip zu retten; hilft das Gesetz nicht, so muß bei jeder Gelegenheit dessen Mangelhaftigkeit nachgewiesen werden. Schlimmer, als fehlerhafte Gesetze, ist die Gesetzlosigkeit, bei der sich das Volk beruhigt, oder die politische Anarchie, in welcher die Gesetze nur zum Scheine oder einseitig befolgt werden.

Die Journalistik war bisher, wie die Politik überhaupt, zu sehr als eine besondere Berufsart betrieben worden, um nach allen Seiten den von ihr zu erfüllenden Aufgaben zu genügen; sie war zu fachmäßig und vornehm. So gewiß ihre hervorragenden und tonangebenden Leiter von Dilettantismus frei und für die leichte Tagespolemik mit schwerem Wissen ausgerüstet sein müssen, so gewiß müssen alle praktischen Interessen, die mit dem Staats- oder Gemeindeleben irgendwie zusammenhängen, in einer gesunden Tagespresse unmittelbar und in allen ihren Beziehungen zu Worte kommen und sich darin gleichsam selber aussprechen. Gegenwärtig ist zwischen dem Lokalblatt, das sich von unwürdigem Skandal nährt, und der großen Zeitung, welche, wie ein lächerlicher Redakteur der Augsburger Allgemeinen einmal sagte, für Diplomaten und Minister geschrieben wird, der weite Raum nur dünn bevölkert. Die Schuld liegt weniger an den Journalisten, als am Publikum im Allgemeinen. Denn gerade diese langweilig fachmäßige Behandlung der öffentlichen Interessen entsprach ja bisher dem übrigen politisch gleichgültigen Berufsleben der Mittelklassen. Warum ist eine englische Zeitung, trotz des vielen Unsinns und der zahlreichen Widersprüche, die sie enthält, so viel konkreter und amüsanter als eine deutsche? Warum interessirt in englischen Blättern die Debatte selbst über Gegenstände, wie Straßenreinigung und andere gemeinsam getragene Nuisances? Weil das Publikum direkt daran

theilnimmt, weil es die Zeitung schreiben hilft. Der freie Britte überläßt sich mit Gemüthsruhe solchen Diskussionen, weil er überall die Prinzipien, denen England seine Größe verdankt, die der Selbstbesteuerung und der freien Meinungsäußerung, bethätigt sieht und zu bethätigen liebt. Die Gegenstände dieser staatsbürgerlichen Thätigkeit mögen Denen oft kleinlich erscheinen, welche in ihrer Heimath die Grundlagen des Staats- und Rechtswesens in Frage gestellt und dessen Pfeiler erschüttert sehen. Allein was liegt an der Geringfügigkeit oder Wichtigkeit der behandelten Gegenstände, wenn es sich dabei vor allen Dingen um die Geltendmachung eben dieser, bei uns bestrittenen Prinzipien handelt! Hier ist nichts klein oder groß, Alles ist hier wichtig; und selbst das scheinbar fruchtlose Streben ist von höchster Bedeutung. Ist das nächste Kampfesziel nicht zu erreichen, so kann doch der Boden für die Saat der Zukunft gelockert werden. Ist zunächst nichts Positives zu erringen, so ist doch zu belehren und Propaganda zu machen.

Was auch die neuesten Verächter Englands in unserer Tagespresse mit der Selbstgenügsamkeit der Unwissenheit von dem krassen Egoismus und der unritterlichen Friedensliebe der brittischen Nation fabeln mögen, diese eine Eigenschaft, daß der Einzelne sein Interesse in der wechselwirkenden Verkettung mit der Gesammtheit begreift, wiegt hundert Fehler auf. Es liegt darin eine Art volkswirthschaftlicher Elementarbildung, welche auf dem Kontinent meistentheils gerade den höheren Ständen fehlt, während sie in England selbst der Mehrzahl der Fabrikarbeiter zu eigen ist. Unseren Kannegießern erscheint es unendlich klein und armselig, daß ein brittischer Staatssekretär des Auswärtigen bei einer Frage der sogenannten großen Politik etwa auf den Absatz der Baumwollenfabrikate oder auf die billige Einfuhr von Rohprodukten mehr Rücksicht nimmt, als auf das diplomatische Point d'honneur. Jedoch gerade das hängt mit der

höheren Ausbildung des Staatswesens und mit der allgemeinen Geltung der bürgerlichen Freiheit zusammen. Ob wir stolz darauf sein dürfen, daß bei uns zwischen dem Privatleben und dem öffentlichen, zwischen dem Privatrecht und dem öffentlichen, eine so unübersteigliche Scheidewand gezogen ist, daß selbst die Justiz nur für reine Privatverhältnisse kompetent ist und für diese nur, so weit sie nicht direkt oder indirekt mit administrativen Ansprüchen kollidiren können, — diese Frage bedarf keiner Antwort.

Um auf die Tagespresse zurückzukommen, — unsere Zeitungen befinden sich fast alle in den Händen einzelner Unternehmer, und die Geldfrage ist dabei dominirend. Ohne die Besitzesverhältnisse wesentlich zu verändern, kann sich das Publikum durch seine billigen Forderungen und eine denselben entsprechende, selbstthätige Betheiligung der Zeitungen mehr oder weniger bemächtigen; dann erst wird es wirkliche, in Gefahren zuverlässige Partei-Organe geben. Dann erst werden gewisse bedenkliche Meinungs-Diktaturen handwerksmäßiger Journalisten von selbst aufhören. Vielleicht würde dann etwas weniger große Politik betrieben, die Kombinations- und Konjektural-Politik würde der Interessen-Politik mehr Platz einräumen. Denn wenn wir einerseits nicht zugeben, daß die berufsmäßigen Diplomaten von der internationalen Politik viel mehr verstehen, als ein wohlgeschulter Journalist, so möchten wir doch andererseits vermeiden, daß durch deren überwiegende, ja oft ausschließliche Behandlung — zumal in Zeiten innerer Gefahr und Bedrohung — das allgemeine Interesse nach außen abgelenkt werde von dem, was am meisten noth thut: der Frage des Grundrechts, der Lebensfrage des Staates.

Die Zeitungen müssen die Beschwerdebücher des ganzen Publikums werden; wobei freilich der Einzelne lernen muß, es als seine staatsbürgerliche Pflicht und Ehre zu betrachten, daß er für seine thatsächlichen Mittheilungen einstehe. Ein

Recht, auch das kleinste, aufzugeben, ein Unrecht schweigend hinzunehmen, sich von der Bewegung der Standesgenossen für ein gemeinsames Interesse trotz übereinstimmender Gesinnung auszuschließen, müßte für schweren Makel gelten. Die Erziehung zur Freiheit durch sorgfältigste Pflichterfüllung wird nothwendig dem Genuß der Freiheit vorangehen. Eine allgemeine und durch alle Lebenskreise bethätigte Ueberzeugung über die ersten Grundrechte und die einfachsten damit verknüpften Interessen kann auf die Länge ihre Wirkung nicht verfehlen. Die nachhaltige, zähe und langwierige Ausübung solcher Pflichten würde bald neue Mittel an die Hand geben und von Schritt zu Schritt den Widerstand der, in ihrem Bevormundungssystem bisher nur wenig beirrten, Verwaltungsbehörden durch Theilung zersplittern.

Die konstitutionelle Bewegung ist in Deutschland noch verhältnißmäßig neu, sie ist noch nicht gehörig in das Fleisch und Blut des Volkes übergegangen. Halten wir daneben, wie noch zu verschiedenen Zeitpunkten unseres ungläubigen Jahrhunderts kirchliche Fragen die Massen bewegten und jeden Widerstand gegen die populäre Strömung dabei selbst in den Augen verstockter Regierungen allzu bedenklich erscheinen ließen, so erkennt man den Mangel, aber auch den Weg des Heils. Denn vor den Fehlern der Einsicht läßt sich eher auf Rettung hoffen, als vor den Schwächen des Charakters. Der Kern der juristischen und volkswirthschaftlichen Fragen, welche dazu angethan sind, das allgemeine Interesse zu erregen und alle Bürger in die konstitutionelle Bewegung hineinzuziehen, ist einfach und leicht zu erkennen: überall handelt es sich um persönliche Freiheit und um Selbstverwaltung; und die meisten derartigen Fragen lassen sich, wenn richtig formulirt, von dem ungetrübten Menschenverstande mit Sicherheit beantworten. Diese *Fragestellung* ist die eigentliche Aufgabe der Zeitungen, und durch ihre geschickte Lösung würden sie bis in die untersten Schichten der Gesell-

schaft zu bringen vermögen. Etwas weniger Gelehrsamkeit, meine Herren, etwas mehr Klarheit und Festigkeit! Das ist es, was Noth thut.

Einer in diesem Sinne segensreichen Wirksamkeit der Presse müßten Vereine zur Seite stehen, Vereine zur Wahrung der Grundrechte, zur Aufrechthaltung, Ausdehnung und Unterstützung der wahren Rechtspflege, zur Erkenntniß und Anwendung der gesetzlichen Mittel in dem Kampfe des Individuums gegen büreaukratische Willkür und administrativen Schlendrian. — An Vereinen fehlt es nicht im lieben Vaterlande; die meisten stellen sich aber nur theoretische Aufgaben und begnügen sich mit abstrakten Resolutionen, so daß ihre ganze unfruchtbare Thätigkeit nur das verderbliche Gefühl der Ohnmacht und Hülflosigkeit erhöht. Allerdings ist die Idee, die Ueberzeugung eine Macht, aber nicht an sich, sondern nur, wenn der feste Wille, sie in die Wirklichkeit einzuführen, ihr zur Seite steht. —

Wir haben hier ein Programm entwickelt, das momentan wenig Aussicht auf Popularität hat. Die Situationen, welche in unserer neuesten Epoche des nachgeborenen Napoleonismus immer wiederkehren, haben den Erfolg, um nicht zu sagen: den Zweck, das Interesse an der Gesetzlichkeit abzuschwächen, es neben den Haupt- und Staats-Aktionen der großen Politik verschwinden zu machen. Inter arma silent leges, ist ein alter Satz; aber schon im Mittelalter hat das Kriegswesen, welches die Rechtsentwickelung unterbrach, auch meistens die Geldverlegenheiten geschaffen, welche zu der Ausbildung der Volksrechte zurückführten. Wenn unser deutsches Volk übrigens daran laborirt, daß die Tugenden des Privatlebens sich reicher in ihm entfaltet haben, als die politischen Qualitäten, so ist es dafür auch der Gefahr nicht ausgesetzt, dem Phantom der gloire seine sittlichen Ueberzeugungen zu opfern. Die Wortführer der parlamentarischen Parteien können also mit Gewißheit darauf bauen, daß sie,

an ihrer Pflicht einfach festhaltend, ihre Popularität nicht risquiren. Aber auch wenn es anders wäre, so dürften, so würden sie dennoch keinen Augenblick schwanken. Die Wendungen auf diesem Gebiete treten rasch ein: der heute Verstoßene ist morgen der Liebling der öffentlichen Meinung. Was immer und überall unverbrüchlich fest steht, ist nur der Gedanke des Rechts. Das sicherste Mittel, sich dauernd in der öffentlichen Meinung zu behaupten, besteht in der rücksichtslosesten Pflichterfüllung. Wie weit auch die Stimmungen und Strömungen der Menge von den eigentlichen Politikern in Betracht zu ziehen sein mögen, die Führer der Volksparteien und die Sprecher des Liberalismus haben eine bestimmte und klare Mission, zu der das Vertrauen ihrer Mitbürger sie erhob: die unerschrockene Wahrung des verbrieften und besiegelten Rechtes und dessen Entwickelung im Geiste des Grundvertrages. Neben dieser Pflicht treten alle anderen zurück; da ist nicht Rechts und nicht Links zu sehen; thue Recht und scheue Niemand, selbst Deine eigenen Mandanten nicht! —

Ein sehr verbreitetes Gefühl der Unbehaglichkeit entspringt der Meinung, daß die Unsicherheit der Nationalgrenzen und der Gestaltungsdrang einiger Völker noch einmal einen europäischen Krieg heraufbeschwören werde. Die Staaten, welche in einer solchen Krisis den Krieg als Volkskrieg zu führen im Stande sind, werden verjüngt und gekräftigt, für alle Zukunft bewährt daraus hervorgehen. Das aber werden nur die Staaten vermögen, deren innere Rechtsentwickelung durch die Brust ihrer Bürger geht! —

## IX.

# Politische Aphorismen.

1.

Ehe eine große Idee sich verwirklicht, hat sie der Realität solche Konzessionen gemacht, daß sie für den Idealisten allen Reiz verliert.

2.

Will man den Appetit an den Speisen nicht verlieren, so muß man nicht zusehen, wie sie gekocht werden.

3.

Die schlimmste *Demoralisation* der Völker, wie der Individuen, besteht darin, daß sie sich an den Widerspruch zwischen ihrer *theoretischen* Ueberzeugung und ihrer *praktischen* Existenz *gewöhnen*.

4.

Alle Agitation beschränkt sich darauf, *Ueberzeugungen* zu verbreiten; aber die Thatkraft und Charakterstärke, welche den gewonnenen Ueberzeugungen Leben verleihen, müssen *vorgefunden* werden.

5.

Man wirkt im öffentlichen Leben mehr mit einem glücklich erfundenen *Stichwort*, als mit dem gediegensten Raisonnement.

6.

Das Bessere ist nicht der Feind des Guten, aber das sogenannte Beste ist der Feind des Besseren.

7.

Fast jeder politische Fortschritt knüpft an eine Inconsequenz an, und jede Partei schmiedet selbst die Waffen ihrer Gegner.

8.

Es gibt keine servilen Völker; jedes Volk liebt die Freiheit, nur weiß kaum eines, den rechten Weg zur Freiheit zu finden.

9.

Der Knechtschaft Druck lehrt wohl, die Freiheit erwerben, aber: die Freiheit genießen, lehrt nur die Freiheit selbst.

10.

Die Erziehung der Freiheit ist langwierig, aber ihr Zweck ist auch, den Lehrmeister entbehrlich zu machen.

11.

Die Staatseinrichtungen lassen sich niemals dauernd über die allgemeine Bildungsstufe des Volkes hinausführen, wohl aber sind sie auf längere Zeit durch gewaltsame Maßregeln hinter derselben zurückzuhalten. Daher die Zähigkeit des Despotismus und daher die wiederkehrende Nothwendigkeit der Revolutionen!

12.

Je höher die Civilisation eines Volkes, desto friedliebender seine Bürger! Je mehr Ideen in einer Nation verbreitet sind, um so seltener kämpft diese Nation für eine Idee!

13.

Schlechten Regierungen, wie großen Verbrechern, sind die Inconsequenzen am gefährlichsten. Aber welchem

menschlichen Wesen wäre es gegeben, auf der Bahn der Niederträchtigkeit stets consequent fortzuschreiten?!

14.

Sonst glaubte man das Richteramt nicht ohne Tortur, die Erziehung nicht ohne Prügel, die Regierung nicht ohne Staatskirche verrichten zu können. Allmälig sind die Zwangsmittel milder geworden, aber der Zwang, die Unfreiheit sind dieselben geblieben. Hat die Kraft auf der einen, oder die Schwäche auf der andern Seite zugenommen? Ist die Menschheit weichmäuliger, oder sind ihre Bereiter gewandter geworden?

15.

Das Grausamste an der Todesstrafe ist, daß sie des Scharfrichters bedarf. Auch Der ist ein Opfer, — ungefähr wie der Censor ein Opfer der Censur war. Diese Anschauung wäre noch auf viele andere gesellschaftliche Einrichtungen, ja sogar auf gewisse beneidete Privilegien, anzuwenden.

16.

Warum finden wir überall und zu allen Zeiten nur Minoritäts-Regierungen? — Weil es wirkliche Majoritäten nur bei hochgebildeten Völkern gibt.

17.

Der Egoismus zu zwei und Mehreren ist erträglicher, als der starre Egoismus des einsamen Individuums, und der rechte Egoismus der Gesammtheit ist höchste politische Tugend.

18.

Die Majorität repräsentirt nicht die höhere Einsicht, aber das höhere Recht, — nicht die absolute Vernunft, aber Das, was dem Denkvermögen der Menge entspricht; sie trifft nicht immer das Richtige, aber sie bewahrt vor der Willkür individueller Thorheiten und vereinzelter Experimente.

19.

Die Narrheit ist immer *subjektiv*, die Weisheit ist wenigstens dazu *bestimmt*, *Gemeingut* zu werden. Es gibt unendlich viele und vielerlei Narrheiten, es gibt nur eine Weisheit, gerade wie es tausend Krankheiten und nur *eine* Gesundheit gibt. — Wenn unter den Menschen eine wirkliche Verständigung (Majorität) möglich ist, so kann sie nur stattfinden durch Zusammentreffen auf dem einzigen, richtigen Punkte.

20.

Wenn die *Jesuiten* häufig ihre Pläne durchsetzen, so geschieht das, weil sie consequent auf die *Dummheit* der Menschen rechnen, und wenn die humane Demokratie meistens scheitert, so ist es, weil sie auf die *Einsicht* der Menschen spekulirt.

21.

Die gebildeten Leute finden es ganz entsetzlich, daß das Volk sich nicht für die Interessen der Intelligenz opfern mag. Aber wie selten treten die Gebildeten mit Energie für die Interessen des armen Volkes ein!

22.

Die Gebildeten fürchteten mehr die *persönliche* Tyrannei, als die Tyrannei der Institutionen; bei den Massen ist es umgekehrt.

23.

Es ist lächerlich, an den inneren Widerspruch zu glauben, daß sich Jemand seinen *materiellen* Interessen opfern könnte. *Freiwillig* stirbt man nur für eine *Idee*.

24.

Wenn ein Volk sich zur Freiheit erhebt, so geben die *reagirenden Halbliberalen* gewöhnlich Angst vor einbrechender Barbarei vor, während sie in der That mehr über die Gefahr erschrecken, daß *die* Ideen *Gemeingut*

werden sollen, welche bisher ihr ausschließliches Monopol und ihr Handwerkszeug gewesen sind.

25.

Jede Revolution muß aus inneren Gründen *scheitern*, sei's an dem Fanatismus, sei's an der Mäßigung. Die Frage ist nur, wie viel Veraltetes sie zerstört hat während ihrer Eintagsexistenz.

26.

Die furchtbarste aller *Reaktionen*, und zugleich die Ursache aller übrigen, ist die Reaktion des *Katzenjammers* gegen die Exaltation.

27.

Warum die Alten bei uns so oft in der Politik die Jugend zu übertrumpfen scheinen? — Weil die Zeit, in der sie verknöchert sind, die Zeit jugendlich unreifer Anschauungen war.

28.

Die *Herrschsucht* würde seltener ihr Ziel verfehlen, wenn sie nicht fast immer vom *Ehrgeiz* begleitet wäre. Denn die Menschen lassen sich gerne beherrschen, wenn man ihnen nur den *Schein der Freiheit* läßt.

29.

Das Volk hat den Vorzug vor anderen Souveränen, daß es, wenn nicht der Schmeichelei, doch der Schmeichler rascher müde wird.

30.

Die Ungleichheit der gesellschaftlichen Lagen wird erst recht unerträglich durch die Mittel, welche man zu ihrer Rechtfertigung und Legalisirung verwendet.

31.

Die Menschen, welche sich mit der Vorstellung schmeicheln, der Gesellschaft von großem Nutzen zu sein, beweisen sich ihre Unentbehrlichkeit mit einem sehr trivialen Zirkel=

schlusse. Sie dienen gewissen Institutionen, welche ihnen dienen, und wären überflüssig, wenn die Einrichtungen nicht wären, welche ohne sie auch überflüssig wären.

32.

Die Büreaukratie hat den Staat mit einem Dache überbaut, damit große Menschen sich bücken müssen und rasch wachsende Jünglinge sich den Kopf einstoßen.

33.

Die Parteien als solche pflegen Nichts zu lernen und Nichts zu vergessen; die Menschen, welche einer fortschreitenden Entwickelung fähig sind, gerathen unfehlbar früher oder später einmal mit ihren Parteien in Conflikt.

34.

Schwache Menschen verwechseln im gewöhnlichen Leben Eigensinn mit Charakter, und nehmen in der Politik Terrorismus für Energie.

35.

„Der Klügste gibt nach." Das heißt im Parteileben: der Denkende opfert eher seine bessere Einsicht auf, als der gedankenlose Parteigänger sein Stichwort.

36.

„Ein Sturm in einem Glas Wasser" — ist wohl eine lächerliche Erscheinung, aber für die Betheiligten ist er verhältnißmäßig fürchterlicher, als der Sturm auf hohem Meere.

37.

Das Bild jenes Mannes, der in einer Feuersbrunst seinen Stiefelknecht und sein Schachbrett gerettet hat, ist das treffendste Gleichniß für viele politische Parteien unserer Zeit.

38.

Mancher Menschen und mancher Ereignisse Größe und Einfluß besteht darin, daß man sie für groß und einflußreich

hält, ungefähr wie mancher Kaufmann nur darum Kredit verdient, weil er Kredit genießt.

39.

Wenn es für den Kammerdiener keinen großen Mann gibt, so gibt es dafür viele Mittelmäßigkeiten, die nur für ihre Kammerdiener große Männer sind.

40.

Die falschen Freunde einer Partei sind leicht an ihren fanatischen Uebertreibungen zu erkennen. Weil die Verräther jede Gesinnungstreue und Opferfähigkeit für Narrheit halten, stellen sie sich närrisch an, um für treu zu gelten.

41.

Man spricht mit Verachtung von dem Fanatismus des Apostaten. Aber Menschen, welche ihre Ueberzeugung ändern, beweisen damit wenigstens, daß sie fähig sind, eine Ueberzeugung zu haben. Die scheinbare Untreue, zu welcher sie ein heißer Drang verführt hat, ist oft mehr werth, als die Treue der stumpfen Gleichgültigkeit.

42.

Wie im Himmel über einen Sünder, der sich bekehrt, mehr Freude ist, als über hundert Gerechte, die nie gestrauchelt, so ist auf Erden mehr Jubel über einen Hofrath oder Aristokraten, der einmal ein liberales Wörtchen spricht, als über Tausende, die ihr überzeugungstreues Leben der Freiheit geopfert.

43.

Die Welt bezahlt Jeden nach den Ansprüchen, die er macht, und folglich den Bescheidenen, Mäßigen, Selbstvergessenden am schlechtesten. Sie überläßt den Redlichen dem Lohne seines eigenen Bewußtseins; sie zollt ihm die Achtung, welche er verdient und erstrebt, aber die weltlichen Erfolge reservirt sie Anderen. Wie man sich in den politischen Par-

teien mehr um die Zweifelhaften, noch zu Gewinnenden bemüht, so macht man überall den zweideutigen Charakteren mehr den Hof, als den unbedingt ehrenwerthen.

44.

Ein Mann von Zartgefühl und Grundsätzen, der nach weltlichen Erfolgen strebt, gleich einem Reiter beim Wettrennen, der allein unter allen Concurrenten mit schweren Gewichten beladen ist.

45.

Die ehrlichen Leute von Talent haben bisweilen, die Spitzbuben finden immer ihre Zeit.

46.

Der Glauben (oder vielmehr: das Glauben) ist contagiös, das Denken ist miasmatisch. — Neue Gedanken entspringen immer in verschiedenen Köpfen und an ganz entfernten Orten zu gleicher Zeit, während neue Glaubensartikel stets von einem bestimmten Punkte ausgehen.

47.

Den lebhaftesten und thatkräftigsten Enthusiasmus erregen die Halbwahrheiten, weil sie das Gemüth und die Phantasie mehr beschäftigen, als klare Anschauungen. Darin besteht auch die große Wirksamkeit religiöser Vorstellungen, daß sich so vielerlei dabei denken und träumen läßt.

48.

Wie kann man Toleranz von der Unvernunft verlangen, da die Vernunft selbst sie kaum zu gewähren vermag?! Eine tolerante Religion, das wäre, wie eine gleichgültige Leidenschaft, oder auch wie eine Liebe ohne Ausschließlichkeit.

49.

Der Engländer betrachtet die Vorsehung wie

ein großes Handlungshaus, der Deutsche denkt sich seine Vorsehung wie eine Amtsstube: Jener findet es ganz in der Ordnung, daß einzelne Waaren, Menschen, Geschlechter, für den Profit im großen Ganzen mit Verlust losgeschlagen werden; Dieser hat die bureaukratische Anschauung, daß es auf das Wohl der Unterthanen überhaupt wenig ankomme, wenn nur die Reglements und Instruktionen pünktlich ausgeführt werden.

50.

Die Heuchelei der kirchlichen Orthodoxie empört uns minder, als die Heuchelei des Dissentismus; denn von Sklaven erwartet man feige Demuth, aber die Hypokrisie im Gewande der Freiheit ist ekelerregend.

51.

Die Sprache hat sich aus dem Bedürfniß der Mittheilung entwickelt; aber seitdem sie einmal fertig ist, wird sie am meisten von Denen mißbraucht, welche am wenigsten zu sagen haben.

Je weniger Gedanken, desto mehr Worte! Je unklarer die Auffassungen, um so dicker die Bücher! Je weniger Licht, desto bunteres Farbenspiel! Die Menschheit ergötzt sich am Schein und achtet nur den Halbweisen. Kaum aber ist eine Wahrheit gefunden und populär gemacht, so wird sie zum Gemeinplatz und verliert ihren Werth in den Augen der Menschen. Nach einiger Zeit ist der Weg wieder verschüttet, der zu diesem Ziele gebahnt worden. Man hat die Gründe des Satzes vergessen und auch die Mühe, welche er gekostet hat. Wer schätzt eine Wahrheit, die er mit aller Welt gemein hat! — Erst wird der Gemeinplatz verspottet, dann bezweifelt, verworfen; und die Philosophen können ihr Geschäft von vorn anfangen.

52.

Die Wahrheit ist mächtig, der Schein der Wahrheit mächtiger.

53.

Die Menschheit bedarf der Anstrengungen von Jahrhunderten, um aus den Vordersätzen, welche ihr klar sind, einen richtigen Schlußsatz zu ziehen, und auch bei den meisten Individuen dauert diese einfache Operation entsetzlich lange.

54.

Der Kampf zwischen den Ideen und den Interessen ist der Kampf zwischen Gegenwart und Zukunft: Die Ideen begreifen die Interessen der Zukunft, die Interessen enthalten die Ideen der Gegenwart.

55.

Die Interessen-Menschen siegen deswegen über die Ideen-Menschen, weil sie genauer wissen, was sie wollen, weil sie ihr Ziel niemals aus den Augen verlieren, und im öffentlichen Leben auch deßhalb, weil sie die Bedürfnisse und Neigungen der Mehrheit richtiger, d. h. niedriger taxiren.

56.

Die Wahrheit vermag viel, die Consequenz noch mehr. Freilich regieren Prinzipien die Welt, aber, wie Armeen, sind sie nur stark durch Disciplin.

57.

Das Ideal weicht vor den Blicken stets zurück, wie der Horizont; — man mag noch so weit vorwärts dringen, ein jeder Moses wird sein gelobtes Land nur von ferne schauen.

58.

Ob in der großen Politik der Zweck die Mittel heiligt? — Wohl, aber nur der heilige Zweck, und nimmermehr wird dieser durch unheilige Mittel zu erreichen sein. Große nationale Strömungen nehmen auch eine sittliche Erhebung in Anspruch. Ohne erhabene Leidenschaften ist die Alltagsnoth nicht zu überwinden. Wenn die hohen Ziele

einen **Nothstand** bilden, vor dessen berechtigtem Gebote die Rücksichten der kleinbürgerlichen Moral verschwinden, so sind doch jedenfalls die Mittelchen der kleinbürgerlichen Spitzbuberei dabei noch weniger am Platze. Im Ganzen aber bilden Mittel und Zwecke eine gleichmäßige, ununterbrochene Reihenfolge, deren einzelne Glieder einem und demselben Systeme angehören und von **denselben** — großartigen oder kleinlichen, nationalen oder diplomatischen — Triebfedern bestimmt werden.

59.

Der Grad der Freiheit eines Volkes läßt sich viel weniger an den ihm eingeräumten Rechten ermessen, als an seiner Fähigkeit, sie zu benützen und zu behaupten.

60.

Der abstrakte Idealismus, der seine Ziele so weit in die blaue Ferne rückt, daß sie von vorn herein als unerreichbar erscheinen, und der deßhalb leicht in den unfruchtbarsten Pessimismus umschlägt, hat kaum weniger zur politischen Korruption in Deutschland beigetragen, als die, ihm diametral gegenüberstehende, historische Schule, welche bekanntlich alles Streben nach idealen Zielen abzustumpfen verstand. Aber in einem thatkräftigen und praktisch gestimmten Volke hätte weder diese schaden, noch jener Wurzel fassen können.

61.

Eine Republik ohne Republikaner mag freilich schwerer aufrecht zu halten sein, als eine Monarchie ohne Royalisten. Derartige Zustände sind an sich demoralisirend; aber wenn die Demoralisation in der Republik als ein fremdes Element betrachtet wird, das aufgestoßen werden muß oder sie zu Grunde richtet, so dient in der Monarchie die allgemeine Demoralisation vielmehr als ein gültiges Staatsmittel den Zwecken der Herrschaft.

# X.

# Kritiken.

## 1.

## Stahl über die Parteien.

(Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche. 29 akademische Vorlesungen von Stahl. Berlin 1863.)

„Der selige Dr. Stahl," so sagt die Vorbemerkung des Herausgebers zu dem vorliegenden Buche, „las zwischen 1850 und 1857 etwa fünf Mal ein Publicum an der Berliner Universität: De doctrina et indole partium, quae nunc in republica et ecclesia existunt." Nur der Titel am schwarzen Brette war lateinisch abgefaßt, die Vorlesung selbst ward, wie sich von selbst versteht, in Stahl's elegantem Deutsch gehalten, und darin mochte, wie ich gleich voraus-schicken will, ihr Hauptverdienst und ihr stärkster Reiz be-stehen. Wie uns der Herausgeber versichert, erfüllt der Druck dieser Vorlesungen „ein vielseitiges Verlangen", das „auch dem seligen Dr. Stahl schon bei Lebzeiten (!) häufig nahe gebracht" worden war. „Er pflegte dann zu antworten, er müsse noch Etwas für seine Studenten besonders behalten." Der selige Dr. Stahl war ein kluger Mann, wie vorstehende Antwort zum Ueberfluß bestätigt. In der Regel ist das

Besondere, das die Herren Professoren für den Katheder reserviren, nicht ihr Bestes und am besten Durchgearbeitetes: das Beste pflegt in die Druckerei zu wandern; was nicht gedruckt wird, scheut meistens die Prüfung. Auf dem Katheder aber, „wo man so völlig Recht zu haben meint", weil kein Widerspruch gestattet ist, kann man nothwendige Mittelglieder der Schlußfolgerungen auslassen, schwache Partieen rasch im Halbdunkel vorüberziehen lassen, den mangelnden Beweis durch wiederholte und nachdrucksvolle Versicherungen ersetzen, so daß der getäuschte Student schließlich meint, man beziehe sich auf früher Bewiesenes, und endlich kann man — und das ist hier die Hauptsache — dem Gegner andichten, was man will, zumal wenn der unmündige Zuhörer nicht zur prüfenden Kritik erzogen, sondern für den Autoritätsglauben dressirt werden soll, — wo also die fromme Täuschung ohne Gewissensskrupel vollzogen wird. Das Verfahren, das der große Meister dabei einschlug, ist wohl des Studiums werth, und wahrscheinlich wird das vorliegende Buch mit mehr Interesse von Stahl's Gegnern, als von seinen Anhängern gelesen werden. Diese lesen ohnedies nicht viel, und Jenen mag es wohlthun, die Theorien, von denen die Blätter der rothen Reaktion leben, einmal in einer anständigen Sprache, ohne Kapuzinaden und Schimpfereien vorgetragen zu sehen, diese ganze Toxikologie einmal in raschem Ueberblick kennen zu lernen, die Fechterkünste von einem ruhigen Standpunkte aus zu durchschauen. Hier ist der in die Theorie zurückübersetzte, oder vielmehr rückwärts konstruirte „Rundschauer", das dogmatisch geordnete Inventar der Kreuzzeitung, das Arsenal der ultrafeudalen Partei. Allerdings ist zurückübersetzen oder rückwärts konstruiren das Wort für ein Verhältniß, in welchem die Theorie nachderhand erfunden wird, um Thatsachen zu bemänteln, die ursprünglich in keinerlei Beziehung zu irgend einer Theorie standen.

So lange die Partei, deren Handlungsweise hier vertheidigt, deren Interessen hier vertreten werden sollen, unbedingt in Preußen herrschte, gab sie sich gar wenig mit Theorien ab; erst seitdem ihr ererbter Besitz von verschiedenen Seiten in Frage gestellt ist, will sie sich auch in der Presse geltend machen und sieht sie sich nach theoretischem Sukkurs um. Ob sie klug daran thut, sich auf ein fremdes, ihr heterogenes Gebiet zu begeben, wir bezweifeln es. Mit kurzen, mehr scheinbaren als wirklichen Unterbrechungen, hat diese Partei bisher ungestört geherrscht, sie wurzelt so tief in den mächtigsten Institutionen: der Armee, der Kirche, dem Hof, der Diplomatie, dem organisirten Grundbesitz, — daß sogar die materiellen Gewalten der Neuzeit, wie der Industrialismus, oft gegen sie den Kürzeren ziehen, und daß sie selbst die zeitgemäße Entwickelung des Kriegswesens, sowie die angezeigte Ausdehnung der preußischen Territorialmacht aufzuhalten vermag.

Aber schwach ist sie im Raisonniren; wenn sie an die Ueberzeugungen appellirt, negirt sie selbst das Recht ihrer Einflüsse als ein unbedingtes, und was bleibt ihr dann übrig?! Schweigend wäre sie viel unangreifbarer; sobald sie redet, verwickelt sie sich in Widersprüche. Aber daß sie sich dieser Gefahr aussetzen muß, ist der Anfang ihres Endes. Stahl selbst ist ein interessanter Beleg dafür; er war der geworbene Advokat der Junkerpartei, wie Berryer in Frankreich für die Legitimisten, wie Disraeli in England für die Tories. Selten erzeugen diese Klassen selbst das nöthige Talent; kommt einmal eine ähnliche Kraft unter ihren eigenen Sprößlingen vor, wie Chateubriand z. B., so ist sie mit zu viel persönlicher Selbständigkeit verbunden, und das ausgezeichnete Individuum springt aus der Kutte, eben weil es ausgezeichnet ist und weil es seine Standesgenossen, mit denen über den alten Schlendrian hinaus am

Ende doch nichts anzufangen ist, geringschätzen muß. Der bezahlte Sophist aber gehört ihnen ganz.

Andere Parteien beruhen auf einem Prinzip, und ihre theoretische Vertretung deckt ihre praktische Existenz. Hier ist es gerade umgekehrt: Diese Partei wird nur durch eine Reihe von persönlichen Interessen zusammengehalten und ihre theoretische Apologie artet darum immer in eine, leicht zu durchschauende, Heuchelei aus. In der Regel wählt ihr Apologet, ohne innere Selbständigkeit, nur die Standpunkte, welche denen des Liberalismus entgegengesetzt sind. So, um ein Beispiel zu wählen, welches uns gleich in den Hauptgang dieser Maulwurfshöhlen einführt: Weil der Liberalismus die allgemeinen Menschenrechte, d. h. die Gleichberechtigung aller Individuen vertritt und den Staatsverband erst darauf konstruirt, bezeichnet die reaktionäre Theorie das als hohle Atomistik und geht vom Staate als der primitiven, göttlichen, organischen Rechtsgestaltung aus; ihr ist der Staatsbegriff vor dem Rechte des Individuums, und das historisch Gewordene steht ihr über den Forderungen der Gerechtigkeit. — Allein die Privilegien der Partei, welche hierdurch vertheidigt werden sollen, stammen gerade aus einer Zeit her, welche die Staatseinheit weder als Begriff, noch in der Wirklichkeit kannte; und ihre Vorrechte wurden erst in die langsam sich bildende moderne Staatsform, gleichsam wie die Ueberbleibsel einer älteren Weltepoche, aufgenommen. Niemand bestreitet heutzutage noch, daß der „Sozialkontrakt" Rousseau's oder der älteren Lehrer des jus naturae et gentium, der einst zum Inventar der liberalen Partei gehörte, eine höchst unhistorische Voraussetzung, gleichsam nur eine dogmatische Hypothese sei; wenn es aber irgendwo in der Geschichte Zustände gab, in welchen sich staatsrechtliche Formen aus privatrechtlichen Verträgen entwickelten, so sind sie bei den Ursprüngen des Feudalismus und der germanischen Aristokratie zu finden. Die gewaltsame oder mißbräuch-

liche Entstehung der Adelsprivilegien (durch Eroberung von Land oder Vererblichung von Aemtern) hat mit der Staatsidee nichts zu thun, sondern steht historisch und dogmatisch in direktestem Gegensatze zu derselben. — Schon aus diesem Grunde hinkt, beiläufig gesagt, die von Feudalisten und Sozialisten neuerdings oft bei den Haaren herbeigezogene Parallele zwischen Geburts- und Geld-Aristokratie, indem die erstere sich auf versteinerte Staatsformen, die letztere sich auf wechselnde gesellschaftliche Zustände bezieht.

Aber die historische Bagage dieser Stahl'schen Expedition wiegt überhaupt sehr leicht. Da ist nirgends eine ehrliche geschichtliche Begründung, wenig oder nichts über die geschichtliche Entstehung der Parteien, des Parteiwesens, der Parteiformen und der Parteinamen in der alten Welt und in den letzten Jahrhunderten. Und doch wäre auf diesem Felde, ohne greifbare Einseitigkeit, das Anschaulichste zu sagen gewesen. Die Nachweisung, wie im alten Rom die Bildung der Parteien mit den Besitzesverhältnissen der erblichen Stände im engen Zusammenhange stand, während in neuerer Zeit, unter dem Gewande der Parteiformen, die realen Ansprüche und ererbten Thatsachen den allgemeinen Theorien gegenüberstehen und einzelne Gewerbsstände erst in die politischen Formeln hineinwachsen (so daß, zum Beispiele, die sogenannte höhere Bourgeoisie schon mehrfach ihre politischen Forderungen prinzipiell modifizirt hat), und wie die Besitzesverhältnisse in ihrer gesteigerten Mannigfaltigkeit nur einen, kaum klar auszusondernden, Hintergrund abgeben, — diese und ähnliche Nachweise wären objektiv belehrend gewesen.

Mich dünkt, daß, einem Studentenpublikum gegenüber, die Pflicht, das historische Material möglichst vollständig mitzutheilen oder doch darauf sachdienlich hinzuweisen, die allererste sei, und daß mit der Erfüllung dieser Pflicht der Plan einer Vorlesung über die Parteien erst seine Entschul-

digung fände. Ueber die Parteien als Parteigänger zu reden, ist keine gewissenhafte Katheder-Aufgabe und bietet keine objektive Belehrung; ohne ausführliche geschichtliche Begründung bringt es, wie Figura zeigt, selbst ein Stahl nicht über die Klubbrednerei der sogenannten „patriotischen Volksvereine" hinaus. Die wechselvolle Geschichte der modernen Parteien in England, Frankreich, der nordamerikanischen Union, Spanien, der Schweiz u. s. w. hätte dem Studenten Stoff zur Bildung seines Urtheils über heimische Zustände gegeben. Statt dessen beziehen sich Stahl's geschichtliche Mittheilungen meistentheils nur auf Schultheorien und fast gar nicht auf die politischen Thatsachen. So sehr ist diese Arbeit ein ephemeres Parteiprodukt, daß Vieles darin heute schon (nach 7—14 Jahren) veraltet erscheint. Zum Beispiel: Die Unterscheidung, welche Stahl zwischen Liberalismus und Demokratie aufstellt, findet schon auf die neueren Parteiformationen in Deutschland, Frankreich u. s. w. keine Anwendung mehr. Es war sehr bequem, einer wohlfeilen Antithese zu Liebe, den Liberalismus mit der Herrschaft der „Bourgeoisie" zu identifiziren. Aber was ist die Bourgeoisie, ist sie in den verschiedenen Ländern überall dasselbe? Und hat das liberale Prinzip sich nicht mannigfach und verschiedenartig, je nach Ländern, Zeiten, Hemmnissen und Widerstandskräften, entwickelt? In der Frage der Centralisation, des Self-Government, der Handelsfreiheit, zum Beispiel. Der Gegensatz zwischen Liberalismus und Radikalismus, als ein Gegensatz *praktischer* Handlungsweisen — mit größerer oder geringerer Berücksichtigung der vorgefundenen Anschauungen und Einrichtungen — liegt meistens *dem* zu Grunde, was Stahl als einen Gegensatz der Prinzipien auslegt; denn die letzten Ziele des Liberalismus sind auch demokratischer Natur.

Das Stahl'sche Buch, das mehr über Schultheorien und Staatsformen, als von den politischen und kirchlichen

Parteien handelt, ist dabei voll ungenauer Antithesen, mit denen leichter zu imponiren, als zu belehren und zu beweisen ist. So werden zunächst die Parteien eingetheilt in Parteien der Revolution und Parteien der Legitimität, dann in christliche und unchristliche. Dann thut sich Stahl etwas auf seine organische Auffassung des Staates zu Gute, der mechanischen des Liberalismus gegenüber. —

Also zunächst Revolution oder Legitimität! Mit der Definition der Legitimität aber, die unter allen Umständen für einen konservativen Mann eine bedenkliche Aufgabe bleibt, kommt er nicht weiter, als bis zu den „vorgefundenen Autoritäten", dem „geschichtlich Gewordenen" und den „bindenden Grundlagen", was doch armselige Tautologien sind. Seine „Autoritätsbegriffe" passen auf die frechste Fremdherrschaft ebenso gut, wie auf die angestammten und in der herkömmlichen Weise „von Gott eingesetzten" Obrigkeiten. Denn welche Obrigkeit wäre nicht von Gott eingesetzt und welche wäre es vorzugsweise? — Daß dagegen die Revolution ihm keine Thatsache ist, sondern ein System, versteht sich in diesem Gegensatze von selbst. Freilich ist die Revolution gerade so gut ein System oder ein Prinzip, wie die Legitimität; als „Prinzipien" haben diese beiden Vorstellungen zunächst nur das gemein, daß sie die Anerkennung siegreicher Thatsachen enthalten. Das „Prinzip" der Revolution aber wird von Stahl so wenig festgehalten, daß z. B. die Revolution der englischen Puritaner ihm als eine christliche gewissermaßen begründet erscheint und von gewissen Erfolgen gekrönt sein durfte. Die Revolution, das wäre doch eigentlich für Stahl schlechtweg der Sündenfall, denn sie ist die Bethätigung der menschlichen Autonomie nach bewußten Gesetzen. Indem Stahl aber solchergestalt sie zum Prinzip erhebt, preist er sie im Grunde höher, als Milton oder die Girondisten es gethan. Bei der englischen Revolution wird beiläufig von Stahl der

Erfolg als der göttliche Maßstab angenommen; was aber das Königthum anging, so verhielt sich doch im großen Ganzen die Revolution von 1648 zu der von 1688, wie die von 1789 zu der von 1830. Und alle diese Revolutionen haben eine Reihe von Rechtssätzen zur Geltung gebracht, welche selbst ein Stahl, bei aller Begeisterung, die ihm vielleicht die neumecklenburgischen Patriarchal-Prügelstöcke einflößen dürften, für seine Privatexistenz ungern vermissen würde; welche er und Seinesgleichen aber als sündhaft verleugnen würden, wenn sie nicht schon durchgesetzt wären.

Daß Stahl zwischen dieser und jener Revolution unterscheidet, beweist an sich schon die dialektische Ungenauigkeit seiner Antithese: eine Revolution an sich ist noch kein Prinzip, so wenig als ein vulkanischer Ausbruch das Prinzip des Berges ist. Die siegreiche Revolution strebt nach Legalität und oft sogar nach einer fiktiven Legitimität, wie gerade in England. In der That aber giebt es nur Einen richtigen Gegensatz auf diesem Gebiete: die Parteien der Freiheit und denkenden Selbstbestimmung gegen die Parteien der — weltlichen oder kirchlichen — Autorität, welche sich unbedingt auferlegt, welche also nichts wäre ohne die dazu nöthige Gewalt. Diese streben nach Legitimität, jene nach Legalität. Die Legitimität beruht auf Traditionen, die Legalität auf Gesetzen. — Ein ebenso flacher als falscher Gegensatz, den die französischen Doktrinäre eine Zeit lang im Munde führten, ist der von Freiheit und Ordnung. Richtiger wäre es zu sagen, daß bei der Unfreiheit nur eine mechanische, von Außen hineingetragene Ordnung möglich ist, unter der Freiheit aber eine organische, zu der alle Glieder selbstthätig mitwirken. Und hier wären wir bei dem andern Unterscheidungsmomente angelangt, mit welchem Stahl sein dialektisches Becherspiel treibt.

Daß der Staat ein Organismus ist, d. h. ein Naturganzes, das nicht von heute auf morgen durch freien Ent-

schluß, wie etwa eine Aktiengesellschaft, geschaffen werden kann, werden Die am wenigsten leugnen, welche — im Widerspruch mit Stahl — das Nationalbewußtsein für ein wesentliches Moment der Staatenbildung erklären. Daß aber die Glieder dieses Organismus bewußte, mit Willenskraft begabte Wesen sind, widerspricht der fatalistischen Naturnothwendigkeit, welche die Herren Stahl, Adam Müller u. A. m. in dem organischen Elemente des Staatslebens sehen, um es auslegend zu verwenden nicht gegen die Willkür der Gewaltigen, sondern immer nur gegen den vernünftigen Willen der Bedrückten. Das Wesen des Staates ergiebt sich so sehr aus der Natur des Menschen, daß die Aeußerungen jener Heuchelei mystischen Tiefsinns, welche mit der hohlen Phrase vom Organismus, den angeblich mechanischen Auffassungen gegenüber, getrieben wird, nicht einmal als ein Windmühlenkampf zu betrachten wäre, wenn die Absicht, damit die an Worten klebende und von Phrasen zu betäubende Jugend zu verwirren, nicht überall klar an den Tag träte. Daraus, daß der Staat keine bloße Maschine ist (wie etwa die Büreaukratie im Staate zuweilen) folgt doch gerade nicht, daß der freie Wille und das entwickelte Denkvermögen sich an ihm nicht üben dürfen. — Wenn dem so wäre, wozu dann viele Worte?! Ist die Mystik der Staatsorganiker konsequent anwendbar, so durfte Stahl überhaupt kein Buch schreiben, keine Rede halten; er mußte die geschichtlichen Naturgesetze, so wie er sie versteht, unbedingt im Staate walten lassen. Wem würde es einfallen, für oder gegen das Gesetz der Schwere zu agitiren! Oder wer verspräche sich von solch einer Agitation den geringsten Erfolg!

Was die volkswirthschaftliche Entwickelung der Gesellschaft anlangt, so weiß heutzutage jedes Kind, daß sie nach gewissen immanenten Gesetzen vor sich geht, deren Quintessenz die Freiheit, deren Ziel die reichste Entfaltung

aller Kräfte ist. Ueber kurz oder lang wird auch für den Staat als Organismus des Rechts dieselbe Ueberzeugung allgemein Platz greifen. Damit aber, dort wie hier, die Freiheit walte und die Kräfte sich entfalten können, muß erst viel historisch aufgethürmter Schutt und Moder weggeräumt werden. Das ist der große Konflikt zwischen Prinzip und Thatsache, zwischen Zufall und Ordnung, zwischen Recht und Gewalt, der nicht eskamotirt werden kann, der durchgekämpft werden muß!

Die Thesis, daß in die bestehenden Zustände nicht eingegriffen werden dürfe, daß des Staates Wachsthum wie im Pflanzenschlafe vor sich gehen müsse, ist für die beati possidentes natürlich sehr bequem. Das Göttliche dabei ist das Unvernünftige, denn es darf nicht diskutirt werden. — Der bornirte Rationalismus, welcher den Staat auf mechanische Weise konstruirte, hat längst keine Vertreter mehr; der heuchlerische Mystizismus, welcher die Naturwüchsigkeit und Nothwendigkeit der Unterdrückungen darthut, findet also an diesem Gegensatze nicht einmal mehr seine Entschuldigung. Den Romantikern des Staatsorganismus muß eigentlich schon der uralte Uebergang von den Rechtssitten zu den geschriebenen Gesetzen als der erste Sündenfall erscheinen; ja eigentlich muß von ihnen alles Geschehende mißbilligt, sowie alles Geschehene gutgeheißen werden. Sie sind die Gegner der That und des Bewußtseins, die Priester des rohen Instinkts. Bei Lichte besehen, ist aber dieser ganze Kultus nur eine krasse Tendenz-Hypokrisie, um die Grundsätze der Gegenwart zu verleugnen und sich an irgend einem willkürlich gewählten und in der Regel noch falsch aufgefaßten Momente der Vergangenheit zu fixiren. Wenn aber die Theorie der organischen Kräfte überhaupt nur einen vernünftigen Sinn haben soll, so wäre es doch einzig der, daß alle lebendigen, also alle individuellen Kräfte im Staate zusammenwirken müssen, sich ergänzend

und in Wechselwirkung steigernd; und das ist selbstredend nur bei der freiesten, allgemeinsten Entwickelung nach den Grundsätzen der Demokratie möglich! Sie erstrebt ein organisches Wechselwirken, in welchem die Einzelnen nicht dem Moloch des Autoritätskultus geopfert werden, ein commonwealth dem Wortlaute nach, eine res publica, welche die res omnium sei!

Der „organischen“ Auffassung Stahl's entspricht seine Theorie der historischen Entwickelung. Er hat Erklärungen für die Leibeigenschaft und den Feudalismus überhaupt, aber keinen Enthusiasmus für die Aufhebung derselben. Er rühmt das Zunftwesen, ohne sich zu erinnern, daß die Einführung desselben seiner Zeit nur durch eine sehr radikale Bewegung ermöglicht wurde, und daß die Abschaffung desselben einer anderen Zeit ebenso wohl entsprechen kann, als die Einführung der damaligen. Er rühmt es, weil es allen Zunftgenossen eine auskömmliche Nahrung gewähre. Ja, freilich that es das; aber was wurde aus denen, welche außerhalb der Zünfte standen und nicht eindringen konnten? Und bei zunehmender Bevölkerung war das die Majorität, und darum eben mußten die Zünfte fallen. — Dieselbe Frage wäre für alle die privilegirten Korporationen aufzuwerfen, welche Stahl vertheidigt. Das ist es ja eben: die drinnen sind, genießen alle Menschenrechte; aber die draußen bleiben?

Fast könnte man sagen, daß es ebenso mit Stahl's „christlichem Staate“ geht, welcher doch nur auf gewisse Sekten paßt. Denn den republikanischen Kalvinismus würde er sicherlich noch viel schärfer ausschließen, als den streng hierarchischen Ultramontanismus. — In den letzten Kapiteln des Buches, welche von den kirchlichen Parteien handeln, wird Stahl zuweilen theologisch bis zur Prüfung einzelner Dogmen. Aber die politisch wichtigen kirchlichen Parteien, welche diese oder jene bestimmte Kirchenverfassung

erstreben, je nachdem sich die politischen Anschauungen im Kirchenwesen abspiegeln, werden kaum erwähnt. Selbst von dem, auf dem Boden kirchlicher Orthodoxie wurzelnden, Radikalismus eines La Mennais oder dem katholischen Independentismus Montalembert's ist nirgends die Rede, so wenig als von dem josephinischen Rationalismus in der katholischen Kirche vor einem halben bis ganzen Jahrhundert. Sein „christlicher Staat" beruht darauf, daß „die Obrigkeit christlich handle". Aber was ist „christlich handeln"? — Des Kirchenvaters „Kindlein, liebt Euch!" oder die Verfolgung Andersgläubiger? — Nach Stahl wohl das Letztere. — Seine Vorliebe für die katholische Kirche verräth sich an mancher Stelle; und in dem, was er solchergestalt andeutet, ist oft mehr innere Konsequenz, als in dem, was er geradezu heraussagt. Die beiden Hauptkonfessionen sind ihm „wirkliche Ergänzung", und Deutschlands Zerrissenheit ist, ihm zufolge, „lediglich durch die Religionsspaltung." „Es repräsentiren immerdar Oesterreich den Katholizismus, Preußen den Protestantismus, und ist keine politische Einigkeit möglich, man wendet danach die Sympathie zu. Gervinus empfindet dieses sehr wohl, und er fand die Rettung im Deutschkatholizismus, also den religiösen Zwiespalt will er heilen durch die Vernichtung aller Religion. (!) Eindringlicher noch verweist Radowitz auf die Nationalität als neutralen Boden, aber es giebt keinen neutralen Boden, und die Nationalität ist keiner, sondern sie selbst hat noch einen tieferen Boden. Darum muß man sich mit einem leidlichen Zustand begnügen, so lange als Religionsspaltung besteht, und ist wahrhafte Heilung nicht möglich bei Trennung der beiden Konfessionen." —

Das ist der Schluß des Buches und zugleich die einzige Stelle, in welcher die deutsche Einheit und die Nationalitätsfrage überhaupt berührt werden. Es ist, als hätte der Verfasser sich mit diesen aufdringlichen Fragen in einem

Schluß-Effekt dadurch abfinden wollen, daß er sie an die Kirche empfahl. „Geh' in ein Kloster", Deutschland! — Die Ausgleichung der Konfessionen, — für solche abgetragene Hirngespinnste (über die von Dorfschulmeistern oder Kaplanen noch ab und zu eine, auf eigene Kosten gedruckte, Broschüre erscheint) hat Stahl entschieden zu viel Geist; auch weist er nur indirekt darauf hin, um die deutsche Einheit auf die griechischen Kalenden zu verschieben.

Der Kern seines Buches liegt auch nicht hierin; sein Buch, sein Streben sind mehr preußisch, als deutsch, und seine anscheinend abstrakten Sätze beziehen sich immer nur auf diesen interessanten Staat, in welchem die fremdartigsten Elemente unvermittelt neben einander liegen. Darum ist er im Grunde doch Eklektiker, eine so extreme Stellung er auch gegen den Liberalismus einzunehmen versucht. Am deutlichsten tritt das hervor, wo er „die Parteien der Legitimität" sichtet, um seinen eigenen Standpunkt herauszuschälen. Den reinen Feudalismus und den reinen Absolutismus verwirft er; seine Partei ist die der „institutionellen Legitimität", „der ständisch konstitutionellen Monarchie." Die Verfassungsform, welche er meint, bezeichnet er mit zwei Punkten: „1) Die ständisch aristokratischen Unterlagen für die Landesvertretung im Gegensatz rein numerischer oder auf Census ruhender Vertretung; und 2) das monarchische Prinzip im Gegensatz parlamentarischer Regierung." — Stahl haßt, wie er an einer andern Stelle sagt, nicht die konstitutionellen Formen, sondern „die konstitutionelle Doktrin."

Das Alles zusammengenommen heißt in ehrlichem Deutsch: das Königthum soll zwar eingeschränkt werden, aber nicht durch den Willen und die Interessen des Volkes, sondern durch den Willen und die Interessen der privilegirten Stände, nicht durch Majoritäten, sondern durch Minoritäten. Er

unterscheidet zwar zwischen Aristokratie und Junkerthum; er möchte, daß die Junker wahre Aristokraten und die Aristokraten keine Junker wären; er wünscht ihnen Grundbesitz und kriegerische Auszeichnung, wie im Mittelalter. Aber nirgends gibt er die „institutionellen“ Mittel an, durch welche das Junkerthum auszuschließen und die Aristokratie vor Entartung zu bewahren wäre. Er gibt als einen „Mangel der Legitimitäts-Parteien“ zu (S. 331), daß „sie ihren Sitz in der persönlichen Gesinnung der Betheiligten haben.“ Denn geschrieben steht: „Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding“, — „warum nicht auch das Herz derer, welche die Gewalt haben?“ — Aus dieser psychologischen Thatsache, die in ihrer Allgemeinheit schwerlich zu widerlegen ist, geht ja aber gerade das ganze System des Liberalismus hervor, dessen Hauptgrundsatz darin besteht, daß überhaupt Niemand Gewalt haben und Gewalt ausüben solle, außer kraft des Gesetzes und innerhalb der Schranken des Gesetzes; daß das Gesetz herrsche und nicht die Person. Stahl dagegen folgert aus der Herrscher Sündhaftigkeit, daß — der Gehorsam eine christliche Tugend sei! Da er auf weltlichem Boden, auf dem Gebiete des Denkens und der realen Interessen, die Vorzüge seiner politischen Schematik nicht nachzuweisen vermag, so flüchtet er sich zum Schluß folgerichtig in die Theologie. Nur dahin gehört das Alles! Er erinnert an einen gewissen Maler, der behauptete, um seine Bilder zu verstehen, müsse man Theologie studirt haben. Durchweg waren es auch die Theologen, welche Stahl für einen großen Politiker erklärten!

Stahl gesteht (auf S. 336—337) ein, daß die Reaktion unfruchtbar sei. Die „Unproduktivität der Legitimitäspartei“ versucht er zu entschuldigen durch den allgemeinen Mangel an „gesunden, nationalen Bildungstrieben.“ Der Zerstörungstrieb sei vorherrschend, nicht der Bildungstrieb. „Die rationalistisch liberale Gesinnung ist das Element, wel-

ches die Nation erfüllt; aus diesem Element ist nichts zu bilden, weil es eben Zerstörung und Auflösung ist." — Mit einem Anathema gegen das Zeitalter schließt dieses Kapitel (die 24ste Vorlesung).

Aber wenn das Zeitalter wirklich unproduktiv wäre, so müßte doch das Parteiprogramm, das sich den Richtungen der Zeit feindlich entgegenstemmt, die befruchtenden Keime der Neubildung und Gestaltung wenigstens andeutungsweise enthalten. — Und warum wäre das Zeitalter unfruchtbar? Etwa weil es andere Dinge zu thun hat, als die Stahl'schen Feudalstände und sonstige Herrenhäuslereien zu einem trügerischen Scheinleben zu galvanisiren?! Sie wäre unfruchtbar, die Zeit, welche die großen Ideen von 1789 langsam, aber unaufhaltsam durch alle Kreise verarbeitet, welche alle Welttheile in die humane, politische und kommerzielle Bewegung zu wechselwirkender Gesammtbeziehung fortreißt, und sie alle mit den Ideen des zivilisirten Europa's durchdringt, welche überall neue Freistaaten erstehen und getrennte Glieder der Nationen sich wieder zusammenfügen läßt, welche die Sklaverei in ganz Amerika und die Leibeigenschaft im großen Slawenreiche fallen sieht; die Epoche der merkwürdigsten wissenschaftlichen Entdeckungen und der wunderbarsten mechanischen Erfindungen, welche Raum und Zeit überwinden, neue Naturkräfte in den Dienst der Menschheit zwingen; die Epoche der bis jetzt weitesten, demokratischen Verbreitung aller materiellen Güter und einer allgemeinen Bildung, welche den Absolutismus und die Reaktion immer mehr auf unmittelbare Anwendung der materiellen Gewalt reduzirt? Und selbst an heldenmüthigen Volkserhebungen ist unsere Zeitgeschichte überaus reich. Sie hat zur Genüge bewiesen, daß der Kultus der Idee ebenso gut starke und aufopferungsfähige Charaktere erzieht, als der Fanatismus des Glaubens. — Keine Weltepoche war, im großen Ganzen beurtheilt, jemals fruchtbarer und gestaltungsreicher. Die ganze theo-

logische Versessenheit des rückwärts gekehrten Politikers gehört dazu, die Früchte zu verkennen, welche auf dem Boden des freien Gedankens und der humanen Selbstbestimmung reifen. Freilich, Stahl's „christlicher Staat" — eine Zwittergestalt, die niemals in Wirklichkeit trat und, als contradictio in adjecto, auch niemals verwirklicht werden kann — wird nicht aus dem kreisenden Formentriebe des Jahrhunderts hervorgehen. Und wenn der Liberalismus sich zum Bestehenden negativ verhält, wessen ist die Schuld?

Es ist ja bekannt, daß lange vor der Revolution der Absolutismus überall gegen alle selbständigen und organischen Gestaltungen nivellirend und zerstörerisch verfuhr, daß die Revolution tabula rasa vorfand und dadurch zu abstrakten Konstruktionen gezwungen war. Warum ist der Liberalismus in England nicht so destruktiv, als der kontinentale? Weil er Erhaltenswerthes und Entwickelungfähiges vorfindet. Stahl sagt mit Recht, daß Montesquieu mit seinem Schematismus von der Theilung der Gewalten nur die äußerliche Mechanik der englischen Verfassung darstelle, nicht ihr inneres lebendiges Wesen. Weil eben in England die Aristokratie eine andere Stellung einnimmt, als in den Kontinentalstaaten, weil sie dort etwas ganz Anderes ist, als unser Adel, darum wird sie geduldet; und nicht umgekehrt: daß sie darum etwas Höheres bedeuten sollte, weil sie so ziemlich unangefochten bleibt. Der englische Konservatismus ist das Produkt blutiger Revolutionen. Weil England keine stehenden Heere hat, darum herrscht das Parlament friedlich, und nicht wegen der Bescheidenheit seiner Ansprüche; denn diese sind so bescheiden gar nicht, und eine alte Rechtsparömie besagt schon, das Parlament könne Alles, nur nicht ein Weib zum Manne machen. In Uebereinstimmung mit dem altgermanischen Rechte hat in England die Landesvertretung erst die Legitimität der Krone geschaffen, nicht umgekehrt: die Krone das Landesrecht oktroyirt.

Auf der Anerkennnung solcher Grundsätze beruht die Mäßigung, die fortwährend friedliche Ausgleichung aller Faktoren im englischen Staatsleben, nicht auf irgend einer ständischen Gliederung; — denn nirgends ist die Auflösung der Stände und Korporationen, selbst der höchsten, so weit gediehen, wie in England. Die archäologischen Reste von mittelalterlichen Ungleichheiten und Vorrechten, an welchen sich die reaktionären Anglomanen Stahl's Art zum Troste anklammern, verschwinden als beinahe unschädlich vor der praktisch durchgeführten Rechtsgleichheit der auf ihr „Geburtsrecht" stolzen Britten. Ihr Self-government ruht nicht, wie Jene sich und uns einbilden möchten, auf einigen dürftigen Gemeindefreiheiten und Korporationsrechten, sondern auf der unbedingt geschützten, oder vielmehr: sich selbst schützenden, persönlichen Freiheit, auf der wirklichen Unabhängigkeit des Richterstandes, der wirklichen Verantwortlichkeit aller Beamten, auf der Abwesenheit aller Disziplinargesetze und Administrativkonflikte.

Wenn Stahl einwendet, daß die englischen Zustände bei uns nicht einzuführen seien, so hat er Recht, zweimal Recht. Nur liegt das nicht gerade an der Unreife unseres Volkes; denn selbst wenn die richtige Einsicht in das Wesen der Freiheit und Gesetzlichkeit noch viel weiter durchgedrungen wäre, so würden sich doch noch eine Menge von Hindernissen der Ausführung entgegenthürmen. Die Freiheit will eben mit Schwierigkeiten errungen und erkämpft sein. Und wie wenig der ehrliche Beobachter auch auf den beliebten Prätext von den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Nationalitäten halten mag, welche angeblich nur diesen oder jenen Grad von Freiheit unter diesem oder jenem Breitegrade zulassen sollen, — so muß doch als allgemeine Regel gelten: daß fremde Zustände zwar mit Nutzen studiert, aber nicht unmittelbar übernommen und nachgeahmt werden können.

In England sind jetzt die alten Parteien in Verfall;

für neue Anschauungen bilden sich langsam neue Verbindungen. Aber die momentane Machtlosigkeit derselben hindert nicht den Fortgang der liberalen Bewegung. Wenn man irgend eine größere Epoche des englischen Staatswesens überschaut, findet man eine stetige und allmälige, fast niemals unterbrochene Annäherung an Das, was Stahl die Institutionen des abstrakten Liberalismus nennt; und mit dieser Entwickelung hält das materielle Wachsthum gleichen Schritt. — Auf dem Kontinente bedeutet jeder Stillstand des Parteilebens ein verhältnißmäßiges Uebergreifen der Staats- oder Feudal-Gewalten, eine Reaktion. Allein mehr noch, als zum Schutze der öffentlichen Freiheit, ist das Parteiwesen zur politischen Aufklärung unentbehrlich. In so viel verschiedenen Richtungen der Geist der Zeit sich zu verwirklichen strebt, so viele Parteien sind angezeigt. Die Jugend muß in einer äußersten Linken ihre noch abstrakten Ideale ausprägen und sie durch feste Programme beschränkend ermäßigen können. Das reifere Alter bethätigt seine praktischen Anschauungen in den gemäßigten Parteien. Es sind alle Parteien berechtigt und heilsam, soweit sie das Allgemeine im Auge haben, soweit ihre Strebungen in allgemeinen Rechtssätzen zu formuliren sind, soweit sie eine Staatsidee vertreten. Diejenigen dagegen, welche nur Standes-Interessen verfolgen, sind Faktionen oder Koterien.

Stahl, obgleich er im Verlaufe seines Lebens mehreren Parteien angehört hat, war nicht der Mann, die Parteien zu schildern; er stand nicht über den Parteien, sondern unter der Partei, — unter einer Partei, deren Schwächen und Einseitigkeiten, deren mangelnde Berechtigung er wohl einsah, die er durch eklektische Kombinationen tiefer begründen, deren Existenz er durch die Noth der Zeit und die Auflösung alles Bestehenden entschuldigen wollte. Diese Partei wahrheitsgetreu zu schildern, wäre bald an der Zeit. Die Epochen, in welchen sie herrschte, sind in der Geschichte

bezeichnet durch Niedertretung des Volksgeistes, durch Demoralisation und Korruption im Innern, durch Demüthigungen nach Außen und durch Konnivenz mit neidischen Fremdmächten. Auch in andern Ländern gab und giebt es aristokratische Parteien, in keinem aber eine Feudalpartei, welche so wenig mit dem Zeitgeist transigirte, so wenig für Kunst und Wissenschaft leistete, der formellen und materiellen Entwickelung des Staates so feindselig entgegentrat wie in Preußen. Ein Staat mit einem solchen Faktor bleibt nothwendig in vielen Dingen zurück und kann in den nationalen Fragen die Führung nicht beanspruchen; seine Waffen siegen umsonst. Die Mitglieder dieser Hemmschuh-Partei fühlten das selbst und arbeiteten darum auf Preußens Isolirung hin. Und dieses Gefühl der Isolirung, der Vereinsamung findet sich auch bei Stahl; wie ein krankes Gewissen, pocht die Scheu vor der Volksstimme durch alle Zeilen. Mit Advokatengewandtheit wird ein unhaltbares Wesen, ein Rattenschwanz von überlebten Standes- und Personal-Interessen in ein System gekleidet, als politische Partei dargestellt. Bei einer solchen Aufgabe wird natürlich mit um so mehr Gewicht und Nachdruck die zersetzende Kritik gegen die anderen Parteien geübt, als die eigene Partei nicht durch feste Grundsätze zu rechtfertigen ist; Stahl negirt mit Geist, aber das Positive ist bei ihm schwach und die dialektische Begründung schlägt überall in Theologie um. In dem Ganzen ist ein so kleinmeisterliches, unhistorisches, Zeit- und Volk-entfremdetes Wesen, solch ein Modergeruch weht darin, daß es melancholisch macht und mit den traurigsten Rückschlüssen auf die Zustände, aus denen es hervorgegangen ist, erfüllt.

---

## 2.
## John Stuart Mill's Betrachtungen über Repräsentativ-Verfassung.

(Nach der zweiten Auflage übersetzt und eingeleitet von Dr. F. A. Wille. Zürich 1862.)

Die Uebersetzung der, trotz ihrer Neuheit schon überall verbreiteten, Schrift des berühmten englischen Denkers ist, wie die Vorrede besagt, „in der Zuversicht unternommen, daß die große Bedeutung und die besonderen Vorzüge der Mill'schen Untersuchungen zur Einigung der beiden großen Fortschrittsparteien und dadurch zur Förderung der jedem Deutschen höchsten Angelegenheit beitragen müssen." Denn, wie Gentz nach Wagram sagte, „das Schlimmste und Schrecklichste sei die Trennung der guten Köpfe. Gelinge es, gegen dieses Uebel ein Rettungsmittel zu finden, so sei der Sieg schon mehr als halb gewonnen."

Es ist klar, daß die Einigkeit der ganzen Nation dem äußeren Feinde gegenüber erstes Erforderniß ist. Aber die langsame Arbeit der inneren Selbstbefreiung kann nur durch die dialektischen Gegensätze der Parteiung vollendet werden. „Ein Kompromiß kann wohl nach einer gewonnenen Schlacht die Errungenschaften des Sieges sichern, die den Sieg an sich reißende Begeisterung gibt er nicht. Ein äußerlicher Vergleich mit gegenseitigen Zugeständnissen und stillschweigenden Vorbehalten genügt für einen Waffenstillstand, uns kann er nicht helfen."

So der Uebersetzer, der, den unreifen und vorschnellen Kompromiß-Versuchen gegenüber, mit Mill's Beweisstücken ausgerüstet, das *Allgemeine Stimmrecht* als die Standarte erhebt, unter welcher die Vereinigung aller liberalen Parteien möglich sei. Er übersieht, daß das allgemeine Stimmrecht erst des hart bestrittenen *Sieges* Preis sein

kann, eines Sieges, nach welchem sich die liberalen Nüanzen auf's Neue, aber anders, als bisher, scheiden werden. Daß jedes maßgebende politische Prinzip bis zu seiner adäquatesten Verwirklichung Parteifraktionen bildet, wie das reine Licht sich in farbige Strahlen bricht, das ist unvermeidlich. Charakter- und Temperaments-Verschiedenheiten, die Mannigfaltigkeit der Interessen, Bedürfnisse und Anschauungen bedingen das. Einmal bestehende Parteien gehen nur langsam unter, selten über, und lösen sich fast niemals ganz in andere auf.

Praktische Kompromisse sowohl, als der entscheidende Sieg theoretischer Ueberzeugungen, setzen jedesmal bestimmte historische Veranlassungen voraus. Die rein theoretische Propaganda thut's eben nimmermehr. Die Vereinigung nahe liegender Parteien zu gemeinsamer Aktion (wie z. B. Nationalverein und Fortschrittspartei in Deutschland, die Aktionspartei in Italien seit Manin, die gegenwärtige Verständigung der französischen Demokratie mit den liberalen Orleanisten u. s. w.) entsteht durch die Gemeinsamkeit der Gefahr und der dadurch bedingten nächsten Aufgaben; so kommt es, daß Ereignisse, deren Logik dem extremen Radikalismus Recht gibt, vielmehr den gemäßigten Mittelparteien Anhänger werben. Dann tritt die Ausdehnung in die Breite ein, die schließlich doch dem Demokratismus zu Gute kommt. Je weiter der Feind um sich greift, desto mehr Individuen treibt er unter die Fahnen der Freiheit. An falschen Brüdern freilich fehlt es dabei niemals, welche die Fahne bei der ersten Gelegenheit im Stiche lassen.

Die rein theoretische Propaganda hat natürlich ihre unverkennbar große und absolut unentbehrliche Wirksamkeit; allein was sie in der Stille gereift, bricht nicht ohne bestimmte äußere Anlässe, meistentheils nicht ohne gegnerische Provokation, zur politischen Thatsache auf. Ein Ereigniß, das für eine demonstratio ad hominem gelten kann, bekehrt

die Massen rascher, als tausend Bücher. Die tägliche Nothdurft der, die Erwerbskraft immer stärker anspannenden, bürgerlichen Gesellschaft, arbeitet der politischen Indifferenz in die Hände; sobald sich aber soziale Forderungen mit politischen Grundsätzen kreuzen, reiht sich Jeder unter eine Fahne. Sehen wir doch Aehnliches auf religiösem Gebiete: die Grenzen der beiden streitenden Konfessionen sind seit dem dreißigjährigen Kriege trotz der buntesten Verwirrung selbst zwischen den gemischten Grenzdörfern im Wesentlichen unverändert geblieben, ausgenommen etwa durch Auswanderungen oder Austreibungen, wie z. B. in Irland. Sollte aber, zum Beispiel, im Orient der Widerstreit des griechischen und des lateinischen Ceremoniells in die politische Krisis hineingezogen werden, so würde, wie schon kürzlich in Bulgarien, eine religiöse Gährung und damit leicht auch massenhafte Bekehrung ausbrechen. Aehnliches könnte sich in Italien durch den verlängerten Widerstand des Papstthums gegen die nationale Idee oder später durch dessen Gallicanisirung begeben.

Vertrauen wir also den rasch belehrenden Thatsachen mehr, als den philosophischen Lehrbüchern; nur trauen wir der sogenannten „Logik der Thatsachen" nicht allzuviel Logik zu. Ueberaus thöricht ist der Glaube an die Möglichkeit greifbarer und augenscheinlich definitiver Lösungen. Die Geschichte windet sich durch Halbheiten und Widersprüche; die längere Dauer gewisser Kompromiß-Stellungen darf uns deßhalb nicht ängstigen. In scheinbaren Widersprüchen, z. B. des konstitutionellen Systems, wie Mill sie nachweist, liegt, wenn sie sich aus den Bedürfnissen und Machtverhältnissen der ringenden Generationen erklären lassen, vielleicht mehr Verstand, als in dem kategorischen Imperativ eines absoluten Systems. — Die Bildung der Parteien ist ebenso sehr und mehr noch Sache der sozialen Stimmung und der allgemeinen politischen Temperatur, als der klaren Einsicht. Man nehme z. B. das Jahr 1848: Gewiß hat es schon die Un-

zulänglichkeit der Mittelparteien, ja nahezu die Unmöglichkeit friedlicher Ausgleichungen dargethan. Die Revolution scheiterte an den Vermittlern, aber weil sie scheiterte, behielten die Mittelparteien das Feld. Denn, wäre die Situation wirklich revolutionär gewesen, so hätten die Vermittelungsversuche von vornherein keinen so fruchtbaren Boden gefunden. Der Radikalismus war also in der reinen Theorie gerechtfertigt, die Kompromiß-Politik aber von der Praxis geboten. Denn alles praktische Handeln beruht auf Ausgleichungen. Aber durch Nachgiebigkeit kann gesündigt werden, wie durch Starrheit. Nur wenn sich die Nation, wie seit den Erregungen und Gefahren des Jahres 1859 wieder, bei der politischen Richtekunst unmittelbar betheiligt, liegt eine *konkrete* Ausgleichung der abweichenden Richtungen im Bereiche der Möglichkeiten.

Die Deutschen haben eine schwere Schule von unermüdlichen Kämpfen um die ersten und einfachsten politischen Bedürfnisse durchzumachen, den brutalsten Gegnern die ersten nationalen, politischen und sozialen Existenzbedingnisse abzuringen, ehe sie wieder das gelobte Land der idealen Konstruktionen betreten dürfen. Wie glücklich erscheint dagegen der englische Politiker! Das vorliegende Buch erfrischt, wie ein Trunk aus der Quelle eines versunkenen ambrosischen Lebens. Welcher Frieden und welcher Glauben an den nahen Sieg der Vernunft! Da ist ein großer Philosoph, der sich mit praktischen Fragen beschäftigen darf, ohne tief herabzusteigen und ohne deßhalb mit Koth beworfen zu werden! Ein Staatsmann, der zur sicherern und reineren Lösung der höchsten Staatsaufgaben neue Kombinationen außerhalb der bestehenden Verfassung sucht! Hier bei uns wird um das tägliche Brod gerungen, dort soll ein fertiger Prachtbau ausgeschmückt werden. Die unpraktischen Deutschen haben sich mit der gemeinen Praxis, die an einem Augiasstalle Noth thut, abzuquälen; den positiven Engländern ist das Reich

der praktischen Philosophie zugefallen. In saurer, harter Arbeit büßen wir die alte Erbsünde der Ideologie, der Engländer genießt die reife Frucht überstandener Anstrengungen.

In aristotelischen, philosophisch heiteren Deduktionen geht Stuart Mill an den idealen Staatszweck; freilich entspringt auch seine, wie jede derartige Arbeit aus der Kritik des Bestehenden. Aber diese Kritik wendet sich an Institutionen, die, während sie bei uns erst von weitem angestrebt werden, dort schon beinahe für überwunden gelten.

Man weiß, wie die englische Repräsentativverfassung entstand und allmälig mit den Staatsbedürfnissen wuchs, wie die zweite Kammer sich aus der ersten lösschälte, wie das leitende aristokratische Element neben dem großwerdenden Bürgerthum in Verfall gerieth, bis die Reformakte, obgleich nur prinziplos und mit empirischer Quacksalberei aufbessernd, doch eine so starke Veränderung verursachte, daß die alten Parteien nur noch formell bestehen und gleichsam ein schattenhaftes Dasein fristen, während die neuen Gegensätze noch nicht stark genug sind, den neuen Wahlreform-Projekten den nöthigen Nachdruck und allgemein gültigen Ausdruck zu geben, um die Gleichgültigkeit der Massen und die furchtsame Apathie der herrschenden Klassen zu überwinden. Der Rechtsstaat ist in England gegen alle äußeren Angriffe gesichert und über jeden Zweifel erhaben, aber die Repräsentativverfassung hat gerade deßhalb keine glänzende Gegenwart: die Verhandlungen schleichen oft lahm dahin und die Phantasie wird nur noch selten von dem Bilde eines leidenschaftlichen oratorischen Turniers angeregt. Und doch wäre noch Vieles zu thun: Rechtsungleichheiten und Sinekuren abzuschaffen, die Justiz so wohlfeil zu stellen, daß sie auch dem Aermsten zugänglich wäre, und sie so zu vereinfachen, daß Jedermann sie begriffe, den Volksunterricht auf breitester Basis zugänglich zu machen, die Selbstverwaltung der Gemeinden in bestimmteren Formen auszuprägen u. s. w.

Stuart Mill schreibt die Schuld an dem parlamentarischen Stillstand den alten Parteien zu, welche den Platz noch einnehmen, ohne ihn auszufüllen; er sinnt auf eine Reform des ganzen Parteiwesens, auf eine Reform, die neue Prinzipien in das Spiel der allgemeinen Bewegung zöge. Hier erinnert er mit seinen Konstruktionen stark an Jeremy Bentham's phantastischen Positivismus: bei Beiden wird man durch die unmittelbare Anknüpfung an das Bestehende bestochen und sicher gemacht; plötzlich jedoch fühlt man sich auf ein anderes Terrain versetzt und der feste Boden wankt unter den Füßen. Denn die Anknüpfung an das Bestehende ist bei Mill, wie bei Bentham, nicht immer auf den geschichtlichen Zusammenhang mit dem Volksbewußtsein berechnet, sondern nur auf eine Kombination äußerlicher Gewohnheiten mit den angeblichen Forderungen der Zweckmäßigkeit. Zunächst bekundet sich die nationale Eigenthümlichkeit des Engländers bei Mill durch das Mechanische seiner Konstruktionen; er faßt ganz abstrakt nur den nächsten Zweck in's Auge. Dann merkt man auch dem ganzen Programm die fast ausschließliche Beziehung auf englische Zustände an, so daß es für die kontinentalen Forderungen und Beschwerden keine direkte Antwort enthält. Die Frage wird natürlich auf demokratischen Boden gestellt; denn welchen anderen könnte ein wirklicher Philosoph als Grundlage für den modernen Staat gelten lassen! Dem Stock-Engländer mag der Demokrat Mill ebenso unenglisch erscheinen, als der Kommunist Plato dem gewöhnlichen Griechen seiner Zeit ungriechisch erschien, und doch sprechen Beide nur das Ideal ihres Landes aus. So Mill für das heutige England, wenn er die reale Möglichkeit und logische Ausführbarkeit des allgemeinen Stimmrechts prüft. Sein Streben geht dahin, „ein neues Zeitalter parlamentarischer Reform einzuweihen, welche bestimmt ist, der Repräsentativverfassung die ihrer Reife und ihrer Siegesperiode würdige Gestaltung zu geben, nachdem sie die

Durchgangszeit des Kampfes, in welcher allein die Welt sie bisher gesehen, überwunden hat."

Die Unvollkommenheiten des hergebrachten Repräsentativsystems sind in neuester Zeit so oft von Pseudoliberalen und offenen Reaktionärs blosgelegt worden, daß selbst Mill darüber nicht viel Neues sagen konnte. Offenbar ist die nützlichste Staatsform die, in welcher die Weisesten und Fähigsten das Gemeinwesen verwalten, und die gerechteste die, in welcher der Wille der Gesammtheit am vollständigsten zur Ausführung gelangt. Wäre es möglich und nöthig, zwischen diesen beiden Tendenzen sich wählend zu entscheiden, so würde nicht nur der Freie und Gerechte, sondern schließlich auch der Verständige die letztere vorziehen, welche die Bürger zur Selbstständigkeit erzieht und die Fähigkeiten erst ausbildet, die der Nutzen des Staates erheischt; das Selbst-Errungene nur hat Dauer und inneren Werth. Aber jener Gegensatz existirt gar nicht und es wird Mill nicht schwer, nachzuweisen, daß alle vorgespiegelten Vorzüge der Aristokratie und Monarchie selbst in der noch wenig ausgebildeten Repräsentativverfassung breiter und voller zur Entfaltung kommen. (S. Kap. III. und in Kap. IV. S. 72 u. ff.) Die Staatswissenschaft hat demnach die Aufgabe, diejenigen Formen zu ermitteln, durch welche eine immer größere und endlich die ganze Menge der Bevölkerung aktiv an der Verfassung theilnehmen könne.

Zunächst bedingen sich allgemeines Stimmrecht mit Volkserziehung und ökonomischer Emanzipation. Dann findet der Verfasser, der schon früher eine inhaltsreiche Schrift über Parlamentsreform veröffentlicht hat, das jetzt herrschende Wahlsystem nach lokalen Abtheilungen hauptsächlich um deswillen fehlerhaft, weil dabei die Minoritäten nicht vertreten seien. Er sagt: In hundert Wahlbezirken können die Deputirten überall mit der Hälfte und Einer Stimme mehr erwählt sein, so daß nur eine Hälfte des Landes vertreten wäre; die schwache Majorität ist selbst aber meistentheils

erst das Produkt einer Abstimmung innerhalb der siegenden Partei, so daß in Wahrheit nur Minoritätswahlen durchdringen. — Beiläufig gesagt, nimmt Mill hier ohne Weiteres an, daß die gegenwärtige Partei-Organisation, die er für ein Uebel hält, das ausschließliche Produkt der Lokalisirung der Wahlen sei, was in dieser Weise nur bedingt zuzugeben ist.

In der Uebertreibung der von ihm gezeichneten Konsequenzen des lokalen Wahlsystems liegt die Wahrheit und die Unwahrheit seiner ganzen Anschauung. Die Wahrheit derselben besteht darin, daß das Englische Volk des elektoralen Hasardspiels zwischen Whigs und Tories herzlich müde ist und daß alle Denkenden die Heranziehung neuer Kräfte wünschen, ja wirklich vorbereiten. Ein Staat, der eine so hohe Stufe der Rechtsbildung erreicht hat, bedarf der reinen Partei-Regierungen nicht mehr. Die vorübergehende Existenz der Peeliten-Partei, die dadurch mehrfach veranlaßten Transaktionen bei der Zusammensetzung einzelner Uebergangsministerien, sowie vor allen Dingen die seit dreißig Jahren wiederkehrende Thatsache, daß die Tories sich zu der Ausführung der von den Whigs aufgenöthigten Reformen bequemen mußten, bestätigen die allgemein darüber herrschende Ansicht, welche auch Mill vertritt.

Die Unwahrheit der Mill'schen Anschauung dagegen liegt in der arithmetischen Berechnungsweise, als ob es denkbar wäre, daß $^1/_2$ Nation + 1 Mann die Landesvertretung bilden könne; da nun in dieser $^1/_2$ Nation wieder nur $^1/_4$ Nation + 1 Mann als Majorität zu stecken brauche, u. s. w. in's Unendliche, so könnte schließlich ein winziger Bruchtheil das Ganze beherrschen. Das sind logische Taschenspielerkünste. Die Herrschaft des öffentlichen Geistes gleicht alle diese Unebenheiten aus und verhindert, wenn ihm nur freies Spiel gelassen ist, die Herrschaft der Minoritäten. Denn in der That ist nicht abzusehen, warum die wirkliche Minorität

mehr Chancen haben sollte, als die wirkliche Majorität, oder warum die angeblich zerstreute Majorität, welche sich nicht als kompakte Majorität zu konstituiren vermag, die reale Majorität sein sollte?! Außerdem ist die Minorität des einen Ortes die Majorität des anderen; und wer z. B. in Berlin in der Minorität bleibt, mag sich in dem Abgeordneten von Pyritz oder Schievelbein vertreten sehen. Dies ist gewiß der Fall, so lange die lebensfähigen Parteien ihre Hauptführer durchbringen, und wenn ihnen das nicht einmal gelingt, sind sie eben keine lebensfähigen Parteien mehr. Innerhalb der Parteien aber werden nicht Gegensätze, sondern bloße Nüanzen geopfert; und da es im Allgemeinen auf die Personen weniger ankommt, als auf die Prinzipien, so ist die Vorwahl innerhalb der Parteien nur als eine Garantie mehr für die Zuverlässigkeit der Wahlhandlungen und den Werth des Gesammtresultats zu betrachten.

Daß bei beschränktem Wahlrecht eine Oligarchie an das Ruder kommen kann, steht hier nicht in Frage; die Kontroverse setzt das allgemeine Stimmrecht oder doch Annäherndes voraus. Ein anderer Einwand gegen die sogenannten Majoritäts-Regierungen, daß nämlich die Minorität durch Parlamentsbeschlüsse unterdrückt weden kann, gehört gleichfalls nicht hierher; das liegt auf einem ganz anderen Gebiete, da es, um dieser, ohnedies selten eintretenden, Gefahr vorzubeugen, vielmehr darauf ankommt, die Grenzen zwischen der allgemeinen Gesetzgebung einerseits, der individuellen Freiheit und dem Self-Government andererseits scharf abzustecken. Hier handelt es sich nur darum, allen Wählern den möglichst großen, direkten Einfluß zu verschaffen, so daß die Volksvertretung wirklich das gesammte Volk vertrete.

Zu diesem Behufe entwickelt Mill einen Vorschlag, der, wenn wir nicht sehr irren, schon einmal in der deutschen

Freihandelsschule und auch unter französischen Sozialisten diskutirt worden ist. Mehrere Engländer, Hare und Fawcet, haben ihn nach der praktischen Seite auszubilden gesucht. Er besteht darin, das Wahlrecht seines lokalen Charakters ganz zu entkleiden und zu einem rein persönlichen Rechte umzugestalten. Die sogenannten Wahlkörperschaften sollen ganz aufhören; die Wahlen mögen danach allerdings auch an öffentlichen Orten stattfinden, so daß eine Wahl auch lokal sein kann. Aber keine Wahlstimme soll verloren gehen: Wer die bestimmte Anzahl gültiger Wahlbülletins aufzuweisen hat, ist gewählt. Ich denke mir den Plan ungefähr folgendermaßen: Ein Land von z. B. 18 Millionen Seelen hätte etwa drei Millionen vollberechtigter Urwähler, und diese hätten dreihundert Deputirte zu ernennen; wer 100,000 Stimmzettel auf sich vereinigt hat, wäre gewählt. Wir vermeiden, auf die scheinbaren Schwierigkeiten in der Ausführung einzugehen, die von den englischen Erfindern mit seltenem Scharfsinn überwunden sind. Die Ausführbarkeit, deren Schwierigkeit, das Grundprinzip einmal als richtig angenommen, nur noch eine sekundäre Rücksicht bliebe, würde sich mit der Zeit ebenso leicht und sicher herstellen lassen, als etwa eine nordamerikanische Präsidentenwahl, die aus weit komplizirteren Verhältnissen hervorgeht. Die rein praktischen Einwürfe sind schwerlich sehr stichhaltig und sind auch von Mill, Hare und Fawcet, besonders aber von Ersterem, so weit zur Genüge widerlegt, als sich überhaupt schon über die beabsichtigte Einrichtung in dieser Hinsicht diskutiren läßt. Besonders gut ist der Schwierigkeit begegnet, daß Millionen Stimmen auf denselben Mann fielen und also verloren gingen. Auch die Kontrolirung des ganzen Mechanismus ist wohl durchdacht. (Siehe S. 102 u. flgde.) Der allgemeine horror novi muß überhaupt überwunden sein, wenn man sich erst mit einem Denker von St. Mill's Gattung einläßt.

Anders aber steht es mit den Grundprincipien. Wir geben gern zu, daß eine möglichst umfassende Vertretung der Individuen wünschenswerth sei, daß nicht die Lokalitäten, sondern die Individuen, und zwar als Gesammtheit zu vertreten seien, daß mit dem Kultus der sogenannten Lokal-Interessen nur reaktionärer Schwindel getrieben wird, da in der That die Interessen eines Ortes mit den Interessen der Mehrzahl seiner Bewohner zusammenfallen und sich nicht als etwas Apartes begreifen lassen. *) Trotzdem aber halten wir dafür, daß bei Mill's atomistischer Vertretungsform der Zusammenhang und die gegenseitige Kontrole zwischen den Wählern und Dieser wieder mit den Erwählten ihres Vertrauens, die Widerstandsfähigkeit der

---

*) Mill sagt S. 100: „Manche können sich nicht mit dem Verluste dessen, was sie den örtlichen Charakter der Vertretung nennen, aussöhnen. Eine Nation scheint ihnen nicht aus Personen zu bestehen, sondern aus künstlichen Einheiten, Schöpfungen der Geographie und Statistik. Das Parlament muß Städte und Grafschaften, nicht menschliche Wesen vertreten. Aber Niemand sucht Städte und Grafschaften zu vernichten. Städte und Grafschaften sind, sollte man meinen, vertreten, wenn die sie bewohnenden menschlichen Wesen vertreten sind. Lokalgefühle kann es nicht geben, ohne Jemanden, der sie fühlt, noch örtliche Interessen ohne Jemanden, der bei ihnen interessirt ist. Wenn die menschlichen Wesen, deren Gefühle und Interessen sie sind, ihren zukommenden Theil an der Vertretung haben, sind diese Ortsgefühle und -Interessen, in Gemeinschaft mit allen anderen Interessen und Gefühlen dieser Personen vertreten. Aber ich kann nicht einsehen, wie die Gefühle und Interessen, welche Menschen nach Oertlichkeiten zusammenschaaren, allein für würdig, vertreten zu werden, gelten sollen, oder wie Leute, welche andere Interessen und Gefühle haben, die ihnen über ihre geographischen gehen, auf diese letzteren, als der einzigen Grundlage ihrer politischen Einreihung, beschränkt sein sollen. Der Satz, daß Yorkshire oder Middlesex Rechte haben, abgesehen von denen ihrer Einwohner, oder daß Liverpool und Exeter Gegenstände der Vorsorge des Gesetzgebers sein sollen, im gegensätzlichen Unterschied von der Bevölkerung dieser Orte, ist ein merkwürdiges Beispiel der durch Worte erzeugten Täuschungen."

Wahlkörper und die in denselben sich darstellenden Brennpunkte der öffentlichen Meinung verloren gingen. Sein System würde allerdings eine Menge parlamentarischer Lokalgrößen durch wirkliche Kapazitäten ersetzen, aber die Uebersichtlichkeit der Interessen und die scharfe Gruppirung der Parteien, auf welcher bei uns noch die ganze Wehrkraft der Rechtsprinzipien beruht, wäre dabei unwiederbringlich geopfert. Wir sind noch in der Lage, für welche in Athen das „Ueber den Parteien Stehen" mit Todesstrafe belegt war; die Parteilosigkeit muß zur Unfähigkeit verdammen. Die Kapazität kann auch außer dem Landtage sich wirksam geltend machen, auf dem Landtag bedarf es vor allen Dingen fester Charaktere und bestimmten Wollens. Während Mill gegen die fertigen und abgeschlossenen Parteien in England als Philosoph und Zukunftspolitiker polemisirt, ist uns die lebendige Parteibildung und Parteiorganisation das wichtigste Palladium des Rechtes. Unsere Parteien sind keine bloßen Familiengruppen, wie Whigs und Tories, sie beruhen auf peremtorischen Gegensätzen, die zu einem Ja oder Nein, zu Sieg oder Niederlage führen müssen. Mill geht von der Abstraktion aus, die Willensäußerung des einzelnen Wählers als eine zum Voraus fertige und auf eine bestimmte Person gerichtete anzunehmen, während sich doch die Meinung des Einzelnen und sein Verhältniß zum Erwählten nur durch Vermittelung der Partei zum politischen Facit ausbilden kann. Der übertriebene Kultus der Persönlichkeit könnte die Freiwerdung des Volkes nur aufhalten; der Parlamentarismus ist auf ganz anderen, ja entgegengesetzten Voraussetzungen gegründet. Die Wahl eines Volksvertreters ist etwas Anderes, als die eines Schützenkönigs oder eines Diktators. Da darf es nicht dem Zufalle überlassen bleiben, ob sich die kompakte Vereinigung zusammenfinden wird, die fähig und bereit ist, die Privilegien der Körperschaft, in welchen das Recht des Volkes verkörpert

ist, mit allen Mitteln und der äußersten Energie der Eintracht zu schützen. Welche klägliche Erscheinung, welche machtlose Institution ist eine Landesvertretung ohne starke Majorität! — Nicht daß der einzelne Deputirte sich auf so und so viel Wähler berufen könne, sondern daß er mit seinen Wählern und daß das Parlament als Gesammtheit mit der ganzen Nation in fortwährendem wechselwirkendem Zusammenhang bleibe, so daß schließlich auch die zerstreuten Minoritäten sich in dem Siege der Majorität geehrt fühlen, daß das Parlament — nicht für seine Persönlichkeiten, sondern für seine Beschlüsse — den größten Theil des Volkes hinter sich habe, das ist die Hauptsache. Nation und Parlament sind als Gesammtheiten zu betrachten, als das Ganze, das nach Aristoteles vor den Theilen vorhanden ist.

Die Minorität verwandelt sich manchmal in die Majorität, manchmal geht sie theilweise zur bestehenden Majorität über; ist nur jede Partei vertreten, so sind es auch die Minoritäten verhältnißmäßig. Die Kapazitäten aber, welche nicht kapabel sind, das Vertrauen einer Partei zu erwerben, sind gleich Generals-Aspiranten, die im Fähndrich-Examen durchfallen; wenn sie sich den Führern nicht einmal verständlich zu machen wissen, was könnten sie dann in der Kammer wirken! Wer für einen neuen politischen Gedanken wirkt, muß sich auch erst einer schon bestehenden Partei anschließen und langsam aus dieser den zukunftsreifen Vorschlag hervorarbeiten. Denn ein Parlament soll kein Tummelplatz philosophischer Probleme oder neugeborener Projekte sein, — das ist die Aufgabe der Presse; — am wenigsten darf es dem allgemeinen Volksbewußtsein zu weit und rücksichtslos voraneilen. Sonst bringt es sich um seinen Kredit und um seine wirkliche Macht, und arbeitet einem mehr oder minder aufgeklärten Despotismus in die Hände. Die Minorität, welche Mill als schutzbedürftig voranstellt, nämlich die Minorität der höheren Bildung, weiß sich bei freien Wahlen selbst

reichlich zu schützen und zwar innerhalb, nicht außerhalb des Repräsentativsystems, das wir zu kultiviren und nach seinem wahren Geist zur Entfaltung zu bringen bestrebt sein müssen. Die Minoritäten, mit welchen wir zu thun haben, sind aber nicht die der höheren Bildung, sondern die der Privilegien und der Monopole, der unloyalen Kampfmittel und der aristokratisch-despotischen Unterdrückungsversuche. Mill selbst definirt die eigentliche Aufgabe eines Parlaments mit folgenden Worten:

„Statt der Regierungsobliegenheiten, für welche sie von Grund aus ungeeignet, ist das eigentliche Amt einer repräsentativen Versammlung: die Regierung zu überwachen und zu beaufsichtigen; ihre Handlungen an das Licht der Oeffentlichkeit zu bringen; eine volle Auseinandersetzung und Rechtfertigung aller ihrer, von irgend Jemanden zweifelhaft gehaltenen Handlungen durchzusetzen: sie zu tadeln, wenn sie nicht vorwurfsfrei gefunden werden, die, die Regierung bildenden Männer, wenn sie ihre Vollmachten mißbrauchen oder sie in einem, der ausdrücklichen Meinung der Nation widersprechenden Sinne anwenden, aus dem Amt zu treiben und, ausdrücklich oder dem Wesen nach, ihre Nachfolger zu bestimmen. Das ist gewiß Machtausdehnung und Sicherheit genug für die Freiheit der Nation. Zu diesem hat das Parlament noch ein Amt von nicht geringerer Wichtigkeit: für die Nation zugleich Prüfungsausschuß von Beschwerden und Kongreß der Meinungen zu sein; ein Schau- und Kampfplatz, wo nicht nur die allgemeine Meinung der Nation, sondern auch jede Abtheilung derselben und womöglich jede in ihr enthaltene ausgezeichnete Persönlichkeit sich in vollem Lichte darstellen und die Erörterung herausfordern kann; wo jede Person im Lande darauf rechnen darf, Jemanden zu finden, der ebenso gut oder besser, als sie es selbst kann, ihre Ansicht ausspricht, nicht ausschließlich unter Freunden und Parteigenossen, sondern im Angesichte

der Gegner, damit sie im Widerspruch geprüft werde, wo die, deren Ansicht überstimmt wird, die Genugthuung haben, daß sie gehört und nicht durch einen reinen Willensakt, sondern durch, als höhere anerkannte und sich deßhalb den Vertretern der Nation als solche empfehlende Gründe beseitigt ist; wo jede Partei oder Meinung im Lande ihre Stärke prüfen und sich von jeder Täuschung über die Zahl und Macht ihrer Anhänger heilen kann: wo die Meinung, welche in der Nation vorherrscht, sich als vorherrschend offenbart und ihre Gegner im Angesichte der Regierung mustert, die dadurch befähigt und genöthigt wird, nachzugeben auf die reine Willensoffenbarung, ohne daß es zur Anwendung der Stärke kommt; wo Staatsmänner weit mehr als durch andere Anzeichen sich vergewissern können, welche Meinungs- und Machtelemente im Wachsen und welche im Sinken sind, und in Stand gesetzt werden, ihre Maßregeln, mit einiger Rücksicht nicht nur auf gegenwärtige Bedürfnisse, sondern auch auf im Vorschreiten begriffene Richtungen gestalten zu können. Volksvertretende Versammlungen werden oft von ihren Feinden als Orte reinen Geredes und Geschwätzes gehöhnt. Es hat selten einen übler angebrachten Spott gegeben. Ich weiß nicht, wie eine volksvertretende Versammlung ihre Zeit besser gebrauchen kann, als zum Sprechen, wenn der Gegenstand des Geredes die großen öffentlichen Interessen des Landes sind, und jeder Ausspruch die Meinung einer ansehnlichen Körperschaft von Personen oder eines Mannes vertritt, in den irgend eine solche Körperschaft ihr Vertrauen setzt. Eine Stelle, wo jedes Interesse und jede Meinungsschattirung, selbst leidenschaftlich, verhandeln kann in Gegenwart der Regierung und aller andern Interessen und Meinungen, sie nöthigen kann zu hören und entweder nachzugeben, oder klar darzulegen, warum sie es nicht thut, ist an sich, auch wenn sie gar keinem andern Anspruch genügte, eine der wichtigsten öffentlichen Institutionen, die

irgendwo bestehen kann und eine der ausgezeichnetsten Wohlthaten freier Regierung."

Der leitende Grundzug in Stuart Mill's politischer Anschauungsweise ist der Kultus der persönlichen Freiheit; insofern ist das vorliegende Buch die unmittelbare Fortsetzung seiner berühmten Schrift „über die Freiheit," in welcher er, dem kulthistorischen Beruf seines Volkes getreu, der individuellen Freiheit ein möglichst großes Terrain neben den und innerhalb der, von der fortschreitenden Kultur verstärkten Staatseinrichtungen zu sichern sucht. Er geht überall vom Individuum aus. Das Wahlrecht ist ihm nicht blos eine wichtige Staatseinrichtung, sondern ein allgemeines Menschenrecht, das er auch den Frauen vindizirt. Natürlich mißbilligt er das indirekte Wahlrecht, und namentlich weist er die Zwecklosigkeit dieser angeblichen Vorsichtsmaßregeln unter entwickelten Staatsverhältnissen nach. Wo er sich aber gegen die Diäten der Deputirten erklärt (und zwar aus den schwachen und längst vorgebrachten Gründen), da bricht merkwürdigerweise das beschränkte Wesen des Engländers, der die Unabhängigkeit auf den Besitz begründet, in dem Philosophen noch einmal durch. Freilich will er, daß verdienstvolle Deputirte zur Noth von ihren Kommittenten besoldet werden. — Er verwirft die zwingenden Mandate der Deputirten (Kap. XII. „Sollen den Abgeordneten verpflichtende Versprechungen abgenommen werden?"), und zwar weniger mit der herkömmlichen Motivirung, als aus dem Geiste einer Kultur-Demokratie heraus. — Gerade weil ihm die wahre politische Freiheit nur bei einer gewissen Höhe der Civilisation möglich erscheint, versteht er es wohl, die Rücksichten der Zweckmäßigkeit in einem entwickelten Staatswesen mit den primitiven Forderungen der Demokratie in Einklang oder Ausgleichung zu bringen. So, z. B., bei der Frage nach der Dauer der Parlamente (Kap. XI.), die er nicht apodiktisch, sondern für jeden einzelnen Staat

und Zeitpunkt nach dem Grade der Sicherheit, der Exekutivgewalt gegenüber, und ähnlichen wechselnden Motiven entschieden wissen will. Ebenso die Frage über öffentliche oder geheime Abstimmung. Sehr lesenswerth sind seine Grundsätze über Vereinfachung der Verwaltung, über die Anstellungsnormen und die Verantwortlichkeit der Beamten, in Kap. XIV: „Von der vollziehenden Macht in einer Repräsentativverfassung," wo auch das Interesse der einheitlichen Exekutive gegen den Nutzen der kollegialischen Berathung abgewogen wird. (Er führt dabei Bentham's Wort an: „Kollegien sind Lichtschirme.") — Das Kapitel von den örtlichen Repräsentativkörpern (Gemeindeverfassung) enthält, was manchen Kontinentalen wundern wird, weniger für uns, als für seine brittischen Landsleute Neues. Sie haben die Praxis, aber nicht die Theorie; wir haben das Prinzip, aber leider auch nur das!

Für eine „Zweite Kammer," welche wir die „Erste Kammer" zu nennen genöthigt sind, sucht er sein Ideal im altrömischen Senate. Eine zweite Wahlkammer neben der tonangebenden, wie in Belgien, hält er für überflüssig und verwirrend. Von dem englischen Oberhaus sagt er: „Sobald konventioneller Rang und persönlicher Reichthum nicht länger die Demokratie in Scheu halten, wird ein Herrenhaus bedeutungslos." Seinen Senat konstruirt er für England so, daß er etwa auf einen sehr zahlreichen Geheimenrath hinausläuft, in welchem alle, durch Amt und Alter thatsächlich erprobten, juristischen, politischen und militärischen Kapazitäten sitzen würden, also die pensionirten Spitzen der Büreaukratie, die freilich in England unabhängiger wären, als auf dem Kontinente. Doch erklärt er das ganze Institut eigentlich für überflüssig, er meint nur die wenigst schädliche Form desselben vorzuschlagen.

In dem vorletzten Kapitel bespricht er die Nationalität (die er mehr auf Bewußtsein, Willen und geschichtliche

Gemeinschaft, als auf Sprache und Abstammung zurückführt) in ihrem Zusammenhange mit der Repräsentativverfassung, und folgerichtig auch die Möglichkeit und die Grade der Freiheit bei repräsentativen Landesregierungen. Wir können uns nicht versagen, daraus folgende Stelle zu zitiren:

„Freie Staatseinrichtungen sind fast unmöglich in einem, aus verschiedenen Nationalitäten bestehenden Lande. Zwischen einem Volke ohne Brudergefühl, besonders wenn verschiedene Sprachen geredet werden, kann die zur Wirksamkeit einer Repräsentativregierung nothwendige Einheit der öffentlichen Meinung nicht vorhanden sein. Die Einflüsse, welche Meinungen bilden und zu politischen Thaten entscheiden, sind verschieden in den verschiedenen Theilen des Landes. Eine durchaus verschiedene Reihe von Führern hat das Vertrauen eines Theils des Landes und eines andern. Es gelangen nicht dieselben Bücher, Zeitungen, Flugschriften, Reden zu ihnen. Dieselben Vorfälle, dieselben Thaten, dasselbe Regierungssystem berühren sie auf verschiedene Art und jede Nationalität fürchtet mehr Nachtheil von den andern, als von dem gemeinsamen Schiedsrichter, dem Staate. Ihre gegenseitigen Antipathieen sind gemeiniglich viel stärker, als ihre Eifersucht auf den Staat. Daß eine von ihnen sich von der Staatsleitung des gemeinsamen Herrschers beeinträchtigt fühlt, ist genug, eine andere zu bestimmen, diese Staatsleitung zu unterstützen. Selbst wenn alle beeinträchtigt sind, fühlt jede, daß sie sich nicht auf den treuen Beistand der andern zum gemeinsamen Widerstande verlassen kann; die Kraft keiner einzelnen ist genügend, um allein zu widerstehen, und jede kann vernünftigerweise meinen, ihrem eigenen Vortheil zu dienen, wenn sie sich um die Gunst der Regierung, zu Ungunsten der übrigen, bemüht. Vor Allem fehlt in solchem Falle die große und allein Sicherheit gewährende Stütze zum letzten äußersten Schritte gegen den Despotismus, die Sympathie des Heeres mit dem Volke. Das Heer ist

der Theil des Gemeinwesens, in welchem aus Natur der Sache die Unterscheidung zwischen Landsleuten und Fremden die tiefste und stärkste ist. Dem übrigen Volke sind die Fremden nur Ausländer, dem Soldaten sind sie Leute, gegen die er binnen einer Woche aufgerufen werden kann, auf Leben und Tod zu kämpfen. Ihm ist der Unterschied, der zwischen Freunden und Feinden — wir können fast sagen, zwischen Mitmenschen und einer andern Art von Thieren: denn in Betreff des Feindes ist das einzige Gesetz das des Stärkern und die einzige Milderung dieselbe, wie im Falle mit andern Thieren, — die der einfachen Menschlichkeit. Soldaten, deren Gefühlen die Hälfte oder drei Viertheile der Unterthanen derselben Regierung Fremde sind, werden sich nicht mehr daraus machen, sie niederzuhauen, und nicht mehr nach der Ursache zu fragen, als sie thun werden, wenn es erklärten Feinden gilt. Ein aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetztes Heer hat keine andere Vaterlandsliebe als Treue gegen die Fahne. Solche Heere sind die Vernichter der Freiheit während des Verlaufs der ganzen neueren Geschichte gewesen. Das einzige Band, das sie zusammenhält, sind ihre Offiziere und die Regierung, der sie dienen, und ihr einziger Pflichtbegriff, wenn sie überhaupt einen haben, ist Gehorsam gegen Befehle."

Für jede Bundesverfassung stellt er als Bedingung auf:

1) Annähernde Homogeneität der Kultur zwischen den Völkern der Bundesstaaten; 2) daß der einzelne Staat dem Auslande gegenüber nicht stark genug sei, um die Verbindung entbehren zu können; und 3) ein solches Machtverhältniß, daß nicht einzelne Bundesglieder der Vereinigung oder der Mehrheit der übrigen überlegen seien. — Er sagt (S. 202):

„Ist ein solcher und nur Einer vorhanden, so wird er darauf bestehen, in den vereinten Berathungen den Meister zu spielen, und sind zwei da, so werden sie unwiderstehlich

sein, wenn sie zusammengehen; und wenn immer sie auseinandergehen, wird Alles von einem Wettkampfe um das Uebergewicht zwischen den beiden Nebenbuhlern abhängen. Diese Ursache reicht hin, den deutschen Bund fast zur Nichtigkeit herabzudrücken, abgesehen von seiner elenden inneren Verfassung. Er erfüllt keinen der wahren Zwecke einer Verbindung. Er hat niemals Deutschland ein gleichartiges Zollsystem oder auch nur ein gleiches Münzsystem verliehen und nur einzig gedient, Oesterreich und Preußen ein gesetzliches Recht zu geben, ihre Truppenmassen zu ergießen, um den Fürsten beizustehen, ihre Unterthanen dem Despotismus gehorsam zu erhalten, während in Beziehung auf äußere Angelegenheiten der Bund ganz Deutschland unter die Oberherrschaft Preußens, wenn kein Oesterreich, und Oesterreichs, wenn kein Preußen da wäre, bringen würde; in der Zwischenzeit hat jeder kleine Fürst wenig andere Wahl, als Anhänger Eines der Beiden zu sein, oder mit fremden Regierungen gegen Beide Ränke zu spinnen."

In dem letzten Kapitel entwickelt er das Programm der Emanzipation der Kolonien, dessen praktische Durchführung das unsterbliche Verdienst der Roebuck, Wakefield, Charles Buller u. A. m. ist. Die daran geknüpfte Erörterung, in der er die Aufhebung der Ostindischen Kompagnie beklagt, liefert den Beweis, wie wenig dieses ganze Thema noch wissenschaftlich durchgearbeitet ist; denn wenn seine Argumente stark sind gegen eine rein büreaukratische Verwaltung des interessanten, großen und unglücklichen Landes, so sind sie doch sehr schwach, insofern sie die Rückkehr zu dem alten Systeme zu empfehlen bezwecken.



## 3.
## Tocqueville über die französische Revolution.
(1856.)

„L'ancien régime et la révolution, par Alexis de Tocqueville.“)

In einer Zeit der Vielschreiberei, wo selbst das Genie sich durch Fabrikarbeit entehrt, macht ein gediegenes, jahrelang vorbereitetes und gründlich durchdachtes Werk doppelte Freude. Ein Buch wie das vorliegende ist unter allen Umständen eine Seltenheit; denn was in den exacten Wissenschaften die Erfindungen oder Entdeckungen, das sind in der Publicistik die fruchtbaren neuen Auffassungen, welche das Problem der sittlichen Freiheit seiner Lösung näherrücken. Der Verfasser des vorliegenden Buchs, einer der hervorragendsten unter den 40 Akademikern, dem activen politischen Leben erst seit dem Staatsstreiche des 2. December entrückt, hat seinem berühmten Werke über die nordamerikanische Demokratie hier gleichsam ein Analogon nachgeschickt, eine gründliche Analyse der französischen Demokratie.

Seine originelle Auffassungsweise erinnert an den Geist Montesquieu's, der gerade das Einfach-Richtige, aber von Allen Uebersehene findet. Selbst der entschiedenste Gegner könnte in diesem Produkt tiefsinniger Forschung und gereifter staatsmännischer Erfahrung keine Parteischrift sehen. Der Verfasser verleugnet seine, durch die Entbehrung gesteigerte Freiheitsliebe keineswegs; aber hätte er eine bestimmte Parteiformel zum Ausgangspunkte, zur Prämisse genommen, so würde er eben nothwendig zu keinen andern Resultaten gelangt sein, als alle die Tausende der bisherigen, in einseitigen Formeln befangenen Schriftsteller über die französische Revolulion.

Wir sind Alle mit einem gewissen idealen Cultus der

ersten französischen Revolution aufgewachsen, der mehr Schwärmerei als wahres Verständniß enthielt. Es gehörte eine zweite und dritte Revolution dazu, um die Phänomene der ersten richtig zu verstehen. Wie auch die verschiedenen Parteistandpunkte — der Imperialisten, Socialisten oder Girondisten — die Thatsachen auszulegen bemüht waren, immer betrachtete man das Jahr 1789 als ein fast unerklärliches historisches Wunder, wie einen unerhörten, mit nichts Andern in der Geschichte zu vergleichenden, vulkanischen Ausbruch, der so plötzlich kam und so Neues hervorbrachte, daß keine Weisheit ihn voraussehen und kaum die Wissenschaft ihn nachher motiviren konnte. Das Wunderbarste dabei schien die Volksbewegung, welche von literarischen Gedanken in Fluß gebracht worden war. Rousseau oder Voltaire? war die Frage: wer war der Einflußreichere, wessen Geist prägte den Ereignissen seinen Stempel auf?

Diese Fragen sind nicht müßig, aber sie sind einseitig. Tocqueville dringt tiefer in den eigentlichen Zusammenhang der Dinge ein; er erklärt, warum gerade diese Revolution einen so theoretisch-abstrakten Charakter trug; er erklärt das Gesetz ihrer Nothwendigkeit, ihre Bedeutung und ihre theilweise Unfruchtbarkeit. Er wirft Fragen auf und löst sie, die bisher nur oberflächlich angeregt oder mit einer falschen Wendung beseitigt waren. Woher kam der eigenthümliche Charakter der französischen Revolution von 1789? Was gab ihr die Richtung? Was wollte sie? Was hat sie erreicht? Wie verstand man damals die Freiheit? Wie hätte man sie verstehen sollen? Das Interesse dieser Untersuchungen reicht weit aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft in das praktische Leben hinein.

Mit geschichtsphilosophischem Scharfsinn und einer, selbst bei den berühmtesten französischen Historikern äußerst seltenen, publizistischen Gelehrsamkeit, was die vergangenen und gegenwärtigen Zustände anderer europäischen Länder — be-

sonders Deutschlands und Englands — betrifft, geht Tocqueville, wie schon der Titel andeutet, von dem Gesichtspunkte des allmälig reifenden Gedankens aus. Es gibt in der Geschichte keinen Sprung, und was so aussieht, ist nur ein unerklärter Uebergang. Die Menschen sind gar zu sehr geneigt, an das Außerordentliche, das Plötzliche, das Wunderbare zu glauben; zu allen Zeiten heißt es: „Wir leben in einer Zeit der Krisis.“ Als ob nicht jede Zeit eine kritische Uebergangsperiode von der Vergangenheit zur Zukunft wäre! Und wer übersieht die Dauer der Revolution? Das, was sich auf den Straßen begibt, der Lärm, die Unordnung, ist ja, wie das Fieber, nur ein Symptom der Krankheit, nicht die Krankheit selbst.

Tocqueville bewährt seine Meisterschaft schon durch seine historische Objectivität. Ihm ist das französische Volk nicht das auserwählte Volk Gottes; er zeigt vielmehr, daß dieselben Ursachen bei den meisten europäischen Völkern gleiche, ähnliche oder verwandte Folgen gehabt haben würden. Das Gesetz der Nothwendigkeit, welches er erkennt und nachweist, schmälert natürlich die Ansprüche des Nationalruhms. Trotz dieser philosophischen Dialektik ist sein Stil durchaus nicht abstrakt, sondern höchst lebendig, voll feiner und überzeugender Anspielungen auf die Gegenwart, von einer leisen Ironie durchzogen und, wenn im Einzelnen oft etwas nachlässig, im großen Ganzen von einer außerordentlichen Stimmung und Bestimmtheit. Die große Kürze — er hätte aus diesem Bande leicht zwei oder drei machen können — schadet nirgends der Lebhaftigkeit und Faßlichkeit seiner Darstellung. Das interessanteste Material ist, als Anhang, in den Noten zusammengedrängt.

Der erste Band erklärt die Revolution aus dem ancien-régime, der folgende wird sich mit den einzelnen Phänomenen der Revolution selbst beschäftigen und die Gesellschaft

schildern, die daraus hervorgegangen ist.*) Was das so oft genannte ancien-régime anlangt, so kannte das gebildete Publikum davon selbst in Frankreich nicht viel mehr, als das Hof- und Kriegsleben, die Maitressenwirthschaft, die großen Haupt- und Staatsactionen und etwa noch die religiösen Verfolgungen. Von den Zuständen der Bürger- und Bauernklassen, von dem ganzen Getriebe und der Organisation der inneren Verwaltung wußte man sehr wenig. Tocqueville geht von dem richtigen Satze aus, daß das, dem ancien-régime zu Grunde liegende Feudalsystem sich bis zu einem gewissen Punkte in den Hauptländern des civilisirten Europa gleichmäßig entwickelt hat. Was aber Frankreich alsbald von den übrigen unterscheidet, ist das frühe eintretende Uebergewicht des Königthums. Das Königthum isolirt sich in Frankreich von dem Adel, als dessen Spitze es in andern Ländern bestand; ja, es sieht in dem Adel seinen Hauptfeind. Philipp der Schöne, Ludwig XI. greifen den Adel direkt an, Ludwig XIV. vollendet dessen Ruin, indem er ihn an den Hof fesselt. Während in andern Ländern der Adel angetrieben wird, in der Provinz, unter den Bauern und für dieselben zu leben, wird in Frankreich der Absentismus des Adels fast obligatorisch. Noch Ludwig XVI. feindet den Adel an, kurze Zeit ehe derselbe sich für ihn in der Vendée schlägt. Hier sei es beigehends erwähnt, daß gerade in dieser Provinz (Anjou), wo Adel und Bauern für das Königthum kämpften, der Adel sich nicht hatte von seinen Gütern verdrängen oder wegziehen lassen, daß gerade in Anjou und Bretagne der Adel nicht zum Hofadel geworden war und theilweise mit den Ständen und den Parlamenten eine gemeinsame Opposition gegen den Ministerialismus betrieben hatte.

---

*) Bekanntlich starb Tocqueville vor der Vollendung dieses zweiten Theiles.

Wenn aber das Königthum in diesem Verhältnisse die niederen Stände zu begünstigen schien, so war das eben nur hohler Schein. Die Dynastie entzog dem Adel seinen hergebrachten Einfluß, soweit derselbe, in den Sitten wurzelnd, mancher harten Rechtsforderung die Spitze abbog, aber sie ließ ihm Privilegien genug, um ihn dem allgemeinen Hasse auszusetzen. Sie hob die Frohnden (corvées) und andere Feudallasten nicht auf, sondern eignete sie sich selber zu und trieb dieselben allmälig, in der Verzweiflung der Finanznoth und mit der Unbarmherzigkeit einer nicht direkt und persönlich eintretenden Macht, auf eine unerschwingbare Höhe, so daß der französische Bauer des achtzehnten Jahrhunderts in vielen Gegenden elender daran war als der des dreizehnten. Dem Adel war nur die Steuerfreiheit verblieben. Er hatte aufgehört, ein Stand zu sein, er verknöcherte als Kaste. Er behielt die Patrimonialgerichtsbarkeit nur noch als Finanzquelle. So ward er zum Werkzeug der Tyrannei, genöthigt zu schaden, wo er nicht mehr nützen konnte, ohne direkte Verbindung mit den Bauern, aber denselben fortwährend ein Gegenstand der Gehässigkeit und dumpfer Anfeindung. Die hohe Geistlichkeit befand sich in einer ganz ähnlichen Lage.

Auch in andern Ständen wurden die alten organischen Unterschiede, auf welchen die mittelalterliche Freiheit ruhte, angegriffen. Man hob das innere Gemeindewesen nicht mit einem Federstriche auf, aber man verfälschte alle seine Institutionen durch die kostspielige und gehässige Einmischung der Regierungsgewalt. Die Zünfte und die übrigen Korporationen wurden zu fiskalischen Erpressungsmaschinen mißbraucht und herabgewürdigt. Ueber drei Viertel von Frankreich bestanden zuletzt aus solchergestalt centralisirten Provinzen, die seltsamerweise »Pays d'élection« genannt wurden, während die fünf Provinzen, welche noch Stände behalten hatten, »Pays d'état« hießen.

Man muß diese Stände nicht, wie mehrfach geschehen, mit den alten Parlamenten verwechseln. Die Parlamente waren nur eine Art oberster Gerichtshöfe, welche sich in dem allgemeinen Chaos, als die verschiedenen Gewalten noch nicht so scharf getrennt waren, eine höchst wohlthätige und leicht zu rechtfertigende Kontrole über die Regierungsverordnungen angeeignet hatten. Diese wenigen »Pays d'état«, von denen eigentlich nur für Languedoc und Bretagne die Provinzialverwaltung durch »les gens des trois états« etwas mehr als konstitutionelle Fiktion geblieben war, zeichneten sich durch höhern Wohlstand und gemeinnützige Anstalten aus. In dem Rest der 24 Provinzen wich Alles einer ertödtenden Centralisation. Schon damals konnte an den fernsten Grenzen des Reichs kein Baum abgehauen, keine Straße gebahnt, keine Gemeindesteuer umgelegt oder angewandt werden, ohne daß der königliche Rath in Paris seine Einwilligung dazu gegeben hätte. Es ist der gröbste historische Schnitzer, diese Centralisation, welche alle Revolutionen überlebt hat, für eine napoleonische Erfindung zu halten. Sie ist dem französischen Gouvernementalismus schon längst in Fleisch und Blut übergegangen, ja sie hat sich schon damals in den Sitten und Vorstellungen des Volks ausgeprägt. Damals wurde Frankreich von 30 Intendanten regiert, ungefähr wie heutzutage von 86 Präfecten. Neben jenen Intendanten waren selbst die vornehmen Gouverneure der Provinzen machtlos. Natürlich, die Intendanten hingen mit der Finanzverwaltung zusammen, und das Geldinteresse war allmächtig. Denn alle, vom ancien-régime aufgebrachten Einrichtungen knüpfen an irgend eine maskirte Steuer, an irgend eine fiscalische Maßregel an. So die käuflichen Staats- und Gemeindeämter, von denen man die letztern von Zeit zu Zeit durch die belasteten Gemeinden ablösen ließ, um sie dann wieder von neuem zu veräußern; die dadurch be-

wirkte Auflösung der alten Gemeindeverbände; der verstärkte und complicirtere Zunftzwang; die massenhaft ausgebotenen und zuweilen aufgezwungenen Adelsdiplome, die Untergrabung, beziehungsweise Aufhebung der Parlamente und die daneben überwuchernde Cabinetsjustiz, welche sämmtlichen Beamten zu Gebote und zu Diensten stand; die eingeführte Güterparzellirung, welche die Steuerobjecte vermehren sollte. Die Wenigsten dachten daran, daß solche Erpressungen die Production an ihren Wurzeln untergraben. Man muß in Tocqueville's Buche die Détails der altfranzösischen Verwaltungsmethoden nachlesen, er liefert damit höchst fesselnde und schauderhaft spannende Genrebilder aus der guten alten Zeit.

Hier finden wir schon alle Elemente des für modern ausgegebenen Administrativ-Despotismus vollständig ausgebildet: die Centralisation und das Satrapenthum der Provinzialchefs; die Administrativjustiz mit all ihren falschen Begriffen, welche der wahren Gerechtigkeitspflege den Boden unter den Füßen wegziehen; die Abhängigkeit und Verderbtheit der Beamten und selbst der Richter; den Druck der meistentheils indirekten Steuern, auf den Aermsten lastend; die Zerstückelung und Verschuldung des Grundbesitzes; das Drängen aller Beglückteren nach der Hauptstadt, so daß die Provinzen entvölkert werden und verarmen.

Die psychologischen Wirkungen eines solchen Zustandes konnten nicht ausbleiben. Das allgemeine Nivellement isolirte die Individuen und löste die Gesellschaft atomistisch auf. Während eine bürgerliche Freiheit, wie wir sie in England finden, unter den verschiedenen Klassen organische Verbindungen bedingt und erzeugt, wirkt der Despotismus des ancien-régime nicht blos vereinsamend, sondern er nährt einen regen Haß der verschiedenen Stände gegen einander. Mit dieser Vereinzelung und Vereinsamung der Individuen bildet sich eine gewisse Unselbstständigkeit aus, welche in allen

Nöthen die Hülfe bei der Centralregierung sucht, welche selbst in den einfachsten ökonomischen Fragen Befehle, Rathschläge oder Unterstützung von oben verlangt und erwartet und den Staat für eine große Obervormundschaftsbehörde ansieht. Das führt im Volke zu einem gewissen bornirten Socialismus, dem selbst die Idee der Zwangspreise und Maxima (schon vierzig Jahre vor dem Ausbruch der Revolution!) nicht fern liegt (s. Tocqueville, l. c., S. 435).

So sehen wir im Keime Alles vorbereitet, was später als modern-revolutionäre oder gar imperialistische Errungenschaft für das büreaukratische Verwaltungswesen gepriesen wird. Selbst die Schule der Oekonomisten, welche ihr Prinzip der Handelsfreiheit — namentlich gegen die heillosen Provinzialdouanen — am leichtesten unter einer aufgeklärten Despotie zu verwirklichen hoffte und nur die öffentliche Meinung, die damals allerdings schon Kraft gewann, als nothwendiges Gegengewicht anerkennt, sowie andererseits der höfische Royalismus Voltaire's, welcher, mit der Mehrzahl der damaligen Schriftsteller, sein ganzes Talent gegen die Uebergriffe der Kirche und der übrigen Privilegirten richtete, trugen zu der Verwirrung des Freiheitsbegriffes bei.

Die Schriftsteller, die Denker gehörten alle natürlich selbst zu den mehr oder weniger privilegirten Ständen; und der französische Despotismus jener Zeit nivellirte nicht gerade in gewaltsamer oder blutdürstiger Weise. Für Alle, die über die „gent féable et taillable“, welche Thiers noch heute die „vile multitude“ nennt, hervorragten, war die Ausführung der Gesetze und Verordnungen schonend und oft ziemlich lax; für die stumme Masse dagegen wurde die Strenge der Verordnungen nach Belieben noch überspannt, denn von der Beamtenwillkür gab es keinen anerkannten gerichtlichen Recurs. Die öffentliche Meinung bildete sich also in den höheren Sphären aus, welche das Volk verachteten, aber beschützen und erziehen wollten, welche, wie Turgot und

Necker, von humanen Phrasen überquollen. Aber diese humanen Redensarten galten für so ungefährlich, daß der Adel, die Minister, ja der König selbst (Louis XVI.) sie häufig im Munde führten. Was sich denn freilich, wie immer, gerächt hat!' Denn das Volk war in der Stille gewachsen. Man darf nicht vergessen, daß der französische Bauer (d. h. über 4/5 der gesammten Bevölkerung), unter allen Bedrückungen, dem Gesetze nach lange schon emancipirt war, und daß sein, wenn auch beschränktes und verkürztes, Eigenthumsrecht ihn zur Thätigkeit angespornt, ihm Zähigkeit, Kraft, Ausdauer und einen gewissen politischen Egoismus gegeben hatte. Die Finanznoth der Regierung that das Uebrige.

Aus solchen Elementen entsprang die Bewegung, welche schon 40 Jahre vor der Versammlung der Notabeln einen bestimmten und populären Charakter angenommen hatte. Es war Alles schon vorher reif. Hätte z. B. die Nationalversammlung mit einem Decrete sämmtliche Provinzialgrenzen so gründlich abschaffen können, wenn dieselben nicht schon vorher in sich nichtig gewesen wären? Man lese nur die Cahiers der privilegirten Stände zu den Generalstaaten; alle Errungenschaften der 4. Augustnacht sind darin schon formulirt, und noch viel mehr, nur daß jede Kaste für sich einige Privilegien und namentlich die bloßen Ehrenrechte retten wollte!

Trotzdem dachte und glaubte noch kein Mensch selbst im Jahre 1788 an eine durchgreifende Revolution, nur von Reformen war die Rede. Die Revolution brach gerade in einer Zeit aus, wo Industrie, Ackerbau, die Entwickelung gemeinnütziger Anstalten, Alles in Blüthe und Aufschwung war. Blos der Staat war tief verschuldet. Die Statistik widerlegt demnach die Ansicht, daß Noth die unmittelbare Ursache der Revolution gewesen; aber ebenso wenig wäre dieselbe durch einzelne Reformen zu vermeiden gewesen. Toc-

queville meint, daß dieselbe geistige Bewegung, welche das gewerbliche Leben in die Höhe getrieben und den mittlern Classen ein Uebergewicht gegeben, bei der allgemeinen Auflösung aller festen Verhältnisse nothwendig zur Revolution führen mußte.

Das Feudalsystem, in Frankreich mehr abgeschwächt als in den andern Ländern, war um so verhaßter, je unnützer es erschien. Bei der vorgeschrittenen Zersetzung der bestimmten politischen Factoren konnte die revolutionäre Erhebung an keine feste constitutionelle Vorstellung mehr anknüpfen, das Königsthum war somit dem ganzen andrängenden Sturm als Zielscheibe zunächst und am meisten bloßgestellt. Daher auch der nothwendig abstracte und allgemeine Charakter dieser politischen Revolution, welche die Furchtbarkeit und den Fanatismus einer religiösen Revolution annahm. Eine Gewalt folgte der andern, aber jede war absolutistisch. Eine Centralisation, wie Frankreich sie realisirt hat, macht die Republik unmöglich und gibt der Demokratie jedesmal die Form der Dictatur. Die aufgeklärtesten Geister übersahen diesen Punkt; „eine starke Regierung" (das heißt im Grunde: eine Militärdictatur) war und blieb die fixe Idee aller Franzosen. So mußte die Revolution um den größeren Theil ihrer erwarteten Früchte betrogen werden. Für die Unmöglichkeit der Freiheit trösteten sich die Franzosen mit der Gleichheit und dem Ruhme. Diese Leidenschaft der Gleichheit ist mehr ein demokratischer, als ein republikanischer Charakterzug. Und der Ruhm — nun, die französische Gloire besteht darin, umsonst zu arbeiten! Frankreich gab welthistorische Gastrollen, das Kaiserthum trug in andere Länder die revolutionären Grundsätze, deren es Frankreich selbst größtentheils beraubt hat. Ein französischer Minister sagte einmal, Frankreich sei reich genug, seinen Ruhm zu bezahlen. Jawohl, es hat ihn theuer genug bezahlt, nicht blos, wie alle erobernden Völker, mit seiner Freiheit, sondern auch

mit den Eroberungen selbst. Man könnte dieselbe Bemerkung schon auf Louis' XIV. Eroberungen anwenden. Und man sieht den Gleichheitstrieb schon als Nivellement von oben herab unter den Bourbons vor der Revolution.

Doch ich merke, daß ich allmälig Tocqueville's Gedankengang auf eigene Faust fortsetze. Er zieht in diesem Bande noch nicht alle die, hier von mir anticipirten, Consequenzen; vielleicht wird er sie modifiziren, jedenfalls wird er sie besser ausdrücken. Hoffentlich hütet er sich vor einer zu pessimistischen Anschauungsweise. Meines Erachtens hätten die Franzosen Unrecht, sich von Englands Beispiel allzu tief demüthigen zu lassen. Frankreich ist nun einmal gründlich aus dem Mittelalter herausgeschritten, die Standesunterschiede sind wirksam aufgehoben, die ganze Nation ist nur ein Körper. Also muß es auch Frankreichs Mission sein, sich zu der neuen Form des humanen Staats durchzuarbeiten. Es ist voll lebenskräftiger Elemente und darf, trotz aller Irrungen, seiner Zukunft vertrauen. Es wird ihm freilich nicht so bequem gemacht, wie den Engländern. Aber wer weiß, ob diese noch lange von stürmischen Krisen verschont bleiben werden! Und wenn auch, so käme es daher, daß ihre Aufgabe eine minder hohe ist. Wir erwarten für das Heil der Menschheit mehr von Frankreich, als von England.

Die allgemeine Annahme, welcher auch Tocqueville zu huldigen scheint, daß die brittische Aristokratie noch heute die Stütze der constitutionellen Freiheit sei, ließe sich mit Thatsachen und Gründen vortrefflich bestreiten, und selbst Montalembert verläßt diese Ansicht, welche auf dem Continente mehr Anhänger hat, als in England, wo man ihr nur noch in den Compendien der Juristen und den unaufhörlich neugeborenen Commentarien zu Blackstone begegnet. Ist England durch seine Aristokratie, oder trotz derselben groß und blühend geworden? Aber auch der englische Bürgerstand ist ganz etwas Anderes als der französische. Diese Fragen

können hier nur angedeutet werden, wiewohl ich glaube, daß sie dem Gegenstande des Tocqueville'schen Buchs sehr naheliegen.

Ein anderer Punkt, in welchem wir nicht mit Tocqueville übereinstimmen, ist die Mission, welche er der Kirche einräumen möchte. Auch die Kirche hat in Frankreich ihre Selbständigkeit verloren; die Revolution hat hier einen Prozeß vollendet, welchen das ancien-régime gleichfalls schon längst angebahnt hatte. Die Staatskirche und der Priester als Staatsbeamter sind auch uns widerwärtige Vorstellungen. Aber ist die Kirche als Staat im Staate weniger gefährlich? Solche Anstalten mögen wohl gegen die Staatsgewalt zuweilen ein Gegengewicht bilden, aber wahrlich nicht im Interesse der Bildung und der Freiheit!

Ein Hauptverdienst Tocqueville's ist die richtige Würdigung der Centralisationstheorie. Denn bisher galt es in dem demokratischen Lager Frankreichs immer noch für eine Ketzerei, dieses Princip anzugreifen, und zumeist nur Legitimisten verfochten die Decentralisation im Interesse des Einflusses der niedern Geistlichkeit auf die Massen. Von der rechten Gemeinde- und Associationsfreiheit ist in Frankreich wenig die Rede; ultramontane Wühlereien und Dictaturgelüste, stille Reaction und laute Staatsstreiche stießen seither aufeinander. Daraus ergiebt sich nothwendig eine sehr geringe Achtung vor der formellen Legalität und also ein um so bunteres Parteispiel. Diese Folgerungen sind in Tocqueville's Buche mehr vorbereitet, als abstract ausgesprochen, aber sie liegen in seiner lebendigen und höchst anziehenden Schilderung des französischen Nationalcharakters und der französischen Volkssitten.

Am Schlusse sagt er: „Wenn ich diese Nation an sich betrachte, finde ich sie außerordentlicher als alle Ereignisse ihrer Geschichte. Gab es jemals ein Volk auf Erden, welches

so von Widersprüchen angefüllt und so extrem in allen seinen Handlungen war, mehr von Stimmungen als von Grundsätzen geleitet; ein Volk, das immer mehr oder weniger thut, als man von ihm erwartet, bald unter dem gewöhnlichen Niveau der Menschheit, bald hoch darüber; so unveränderlich in seinen hauptsächlichsten Instincten, daß man es noch in den Schilderungen erkennt, die vor 2—3000 Jahren von ihm entworfen sind, und doch zugleich so beweglich in seinen täglich wechselnden Gedanken und Neigungen, daß es sich selber zum überraschenden Schauspiele wird und sich über seine eigenen Thaten oft ebenso verwundert wie die Fremden; ein Volk, das, wenn man es sich selbst überläßt, mehr als alle andern an seiner Scholle und seinen alten Gewohnheiten klebt und, wenn man es einmal dem Allen entrissen hat, gleich bereit ist, bis an das Ende der Welt die äußersten Wagnisse zu treiben; ungelehrig von Natur, widerspänstig und doch unterwürfiger gegen die, selbst gewaltsame Willkürherrschaft eines Einzelnen, als gegen die freie und regelmäßige Regierung der ersten Bürger; heute der erklärte Feind jedes Gehorsams, morgen dienstbar mit Leidenschaft und serviler als die zu dienen gewöhnten Völker; geführt an einem Fädchen, so lange Niemand widersteht, unmöglich zu regieren, sobald das Beispiel des Widerstandes einmal gegeben ist; es täuscht stets seine Herren, die es bald zu wenig, bald zu viel fürchten; nie so frei, daß man daran verzweifeln müßte, es zu unterwerfen; noch so unterworfen, daß es nicht noch sein Joch abschütteln könnte; befähigt zu Allem, aber ausgezeichnet nur im Waffendienst; voll Anbetung für den Erfolg, den Zufall, die Kraft; Glanz und Lärm mehr verehrend als den wahren Ruhm; befähigter zum Heldenmuth als zur Tugend; mehr mit Genie als mit gesundem Verstande begabt; mehr geschickt, große Pläne zu fassen, als große Unternehmungen zu Ende zu führen; die glänzendste und gefährlichste der europäischen Nationen und

von der Peripherie auszugehen, aber es ist entscheidender, am besten dazu gemacht, um abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, niemals aber der Gleichgültigkeit zu werden."

An einer andern Stelle zeigt Tocqueville, daß die Franzosen des ancien-regime, als Individuen von einander getrennt und losgelöst, gerade dadurch unter einander so ähnlich geworden sind, und daß schon damals die gesellschaftlichen Formen eine gewisse Gleichheit der Berechtigung und der Bildung voraussetzten. Dazu kam noch, daß, nach Auflösung der bestimmten politischen Factoren, die geistigen Capacitäten der Schriftstellerwelt um so unbedingter vorherrschten. Hierin liegen die Keime der demokratischen Entwickelung der französischen Gesellschaft.

Nur wünschte ich, daß man bei einer derartigen Anwendung des Wortes Demokratie wohl unterscheide, ob man mit demselben eine historische Bezeichnung oder einen Parteistandpunkt der Gegenwart meint. Die Gleichheit vor dem Gesetze, die gleiche Berechtigung der gesellschaftlichen Stände ist ein demokratisches Element, aber sie ist noch lange nicht der ganze Inhalt des Demokratismus. Die Gleichheit ist selbst bedingtermaßen möglich unter einer absoluten Regierung, aber sie ist nur in Verbindung mit der politischen Freiheit ein befruchtendes und befriedigendes Lebensprincip. Sie mag sogar dem Absolutismus gedient haben, aber sie hat doch die Revolution beschleunigt. Die moderne Freiheit, das noch unerreichte Ideal, dem wir hoffend zustreben, unterscheidet sich gerade hierdurch von der mittelalterlichen Freiheit, welche heutzutage unmöglich geworden ist. Denn die entfernteste Zukunft ist immer möglicher und näher, als die nächste Vergangenheit. Freilich ist die politische Freiheit nicht haltbar ohne die Selbstregierung der Gemeinden, allein diese ist auch nicht denkbar ohne die persönliche und bürgerliche Freiheit im Allgemeinen. Es mag oft leichter sein,

im Centrum den Ausgangspunkt zu nehmen. Frankreich holt weit aus für den großen Sprung, den es vorhat. Was ihm bis jetzt am meisten fehlt, ist das richtige Verständniß seiner wahren Bedürfnisse. Und darum glauben wir, daß ein Buch wie das vorliegende auf die nächste politische Krisis den wesentlichsten Einfluß ausüben muß.

---

## 4.

## Lanfrey über die französische Revolution.

### (1858.)

Gewiß kann keine Thatsache mehr überraschen, als die, daß im gegenwärtigen Zeitpunkte Frankreich beinahe mehr für die Philosophie leistet, als Deutschland. Diese Behauptung, wird selbst bei dem großen Publikum jenseits des Rheins ein ungläubiges Erstaunen, diesseits vielleicht eine heilige Entrüstung erregen. Die Franzosen mag es freilich in Verwunderung setzen, da ihre größten lebenden Denker sich stets auf Deutschland, als auf das Mekka der Philosophie, berufen; aber wie dürfen wir Deutschen uns darüber wundern, da ja die ganze philosophische Arbeit der letzten Jahre bei uns in der Negation der Philosophie bestand! Mit den Formeln wurde der Inhalt ausgeschüttet, der krasseste Naturalismus trat an die Stelle der, oft abstrusen Dialektik, die sich selbst lebende Materie an die Stelle des sich selbst denkenden Gedankens, und die fade „Kraft und Stoff"-Literatur beweist uns, daß Holbach und der Abbé Morellet, wenn sie heuer als deutsche Professoren auferstünden, von unseren lieben Landsleuten als große und tiefe Denker verschrien werden

würden. Daß das Denken eine secernirende Funktion der grauweißen Nervenmasse ist, darüber sind wir Alle einig, aber der Mediziner, welcher die Logik aus der Physiologie des Gehirnes deduziren wollte, hat noch kein einziges Denkgesetz in der grauweißen Nervenmasse gefunden. Doch bemerkt ein französischer Philosoph sehr mit Recht, daß die Deutschen selbst den Atheismus mit Religion betreiben. Und so möchte ich hinzufügen, daß der Fanatismus, mit dem sie den Materialismus betreiben, der beste Beweis, für den, der menschlichen Natur inwohnenden Idealismus ist, ungefähr wie „der Einzige und sein Eigenthum" seine Ansichten schon durch die Propaganda, welche er für dieselben machte, selber ad absurdum führte. Nennt immerhin die Logik einen Theil der Physiologie, da ja Alles von der Natur umfaßt wird, aber betrachtet den Idealismus, d. h. das selbständige intellectuelle Leben nicht als eine bloße Krankheitsform!

Die französische Philosophie hat ähnliche Verirrungen schon zu früh durchgemacht, als daß sie heute noch an dieser Klippe stranden könnte. Zur Zeit des alten Sensualismus, der damals, aus purer Vorsicht, mit dem Deismus zusammenging, war die Naturwissenschaft noch nicht so weit vorgeschritten, als heute, aber das Verhältniß von Natur und Geist wurde nicht weniger vollständig überschaut. Es war schon den Schottischen Sensualisten und Condillac klar geworden, daß ein Schlag auf den Schädel die Gedanken im Gehirne verwirren kann, daß man in der unmittelbaren Natur weder Gott noch die Unsterblichkeit des persönlichen Ichs findet. Aber der Franzose strebt stets nach einer befriedigenden Abrundung, seine Philosophie war gewöhnlich mehr formell richtig, als kritisch tief begründet.

Die alten Doktrinen, deren innerer Gegensatz mit den Namen Rousseau's und Voltaire's bezeichnet war, hatten in den Kämpfen der ersten Revolution eine Art praktischer Existenz

gewonnen; im Parteileben gesättigt, waren sie in der Theorie erloschen. Dann kamen die Jahre der äußerlichen That ohne Idee, des blendenden, betäubenden Ruhms und der Gedankenlosigkeit. Mit den politischen und moralischen Demüthigungen — Nichts ist einer großen Nation gesünder! — kam die Einkehr in das stille Selbst, kehrte das philosophische Streben zurück. Da befriedigte der Cousin'sche Eklektizismus die idealistischen Bedürfnisse Frankreichs, erhob und tröstete, analog den Fichte'schen „Reden an die deutsche Nation", die unter der Restauration Gebeugten. Seidem ist Cousin, der Kommentator des großen Leibnitz, übrigens der Eklektiker par excellence, der bald aus Griechenland und bald aus Deutschland zusammentrug, was gerade dem philosophirenden Jüngling Frankreichs taugte, der offizielle Philosoph Frankreichs geworden. Seine Jünger füllten die Lehrstühle, ungefähr wie die Hegelianer eine Zeit lang in Preußen. Es bedurfte so vieler Verlockungen kaum, um Cousin und die Seinen in hohler Rhetorik untergehen zu lassen.

Nicht weit von ihnen stand Royer-Collard, der Begründer der doktrinären Staatsweisheit, welcher eine liberale Bedeutung hatte, so lange die Schüler Bonald's und de Maistre's, die sogenannten „Traditionalisten", die von der Kirche protegirte Philosophie öffentlich vortrugen. Alle diese Phänomene existiren noch, weil in der Philosophie, wie in der Religion, Nichts total untergeht, aber sie existiren auf sehr beschränktem Raume. Der Staat der Reaktion ließ Cousin, sowie Hegel, fallen, und in Frankreich wie in Deutschland protegiren Regierung und Kirche nur noch dieselben Sophisten. — Als sich Cousin von der Philosophie auf die heiteren Gefilde der galanten Memoiren-Literatur des siebzehnten Jahrhunderts zurückzog, und als Pensionair des Staats und der Akademie in den liederlichen Prinzessinnen der Fronde seine Musen erkannte, da trat Jules Simon die Erbschaft des Eklektizismus an. Es ist derselbe J. Simon, der manch-

mal von den Belgiern berufen wird, wenn sie ein liberal-philosophisches Bedürfniß befällt, sich die Freiheit des Gewissens beweisen zu lassen und ihre Bischöfe zu ärgern. Jules Simon, der selbst nicht dem bescheidensten Studiosen der Philosophie, der Niemanden außer sich selbst für den Chef einer Schule gelten kann, hat den Eklektizismus, den Zeitumständen gemäß, etwas weiter nach Links gerückt und mit demokratischen Prinzipien versetzt. Aber während in jeder wirklichen Philosophie die Anfänge am wichtigsten sind, findet man in Simon's Schriften nur Resultate, moralische Resultate. Sie nennen das „praktische Philosophie," man könnte es höchstens Philosophirerei nennen. Sein »Devoir« ist voll kategorischer Imperative, eine Art Cicero »de officiis,« eine Diatribe gegen die imperialistische Korruption, aber keine analytische Begründung des Moral-Begriffs. Seine »Religion naturelle« ist Nichts, als eine positive Religion ohne Offenbarung, voller Ausgleichungen mit dem Bestehenden, ohne eigentliche Begründung des Begriffs der Religion ohne dessen psychologisch-historische Entwickelung. Nichts, als rationalistische Rhetorik, die rasch 4—5 Auflagen erlebt, weil der Philister sich auf diese Weise bequem mit den idealen Tendenzen abfindet. Philosophische Schriften, die reißenden Absatz finden, sind verdächtig. Und in der That hat den armen Jules Simon sein Schicksal schon erreicht, als er sich auf der Höhe der Triumphe glaubte. Auf Angriffe von Rechts war er wohl gefaßt, aber nicht gerüstet gegen die Angriffe von Links, und doch war in der Stille eine junge philosophische Generation aufgewachsen, die, wie man in Berlin sagt, weit über ihn hinausgeht. Im Gegentheil, die katholischen Philosophen, Montalembert's Coterie, lobten ihn insoweit, als sie die geheimen Konzessionen, die Halbheiten in seinem System für so viel öffentliche Geständnisse der philosophischen Impotenz annehmen durften und natürlich aus Simons philosopischer Impotenz die

Bankerott-Erklärung des freien Denkens zu deuten suchten. Dagegen brach von Seiten der radikalen Philosophie, welche in Frankreich völlig ignorirt worden war, ein wahrer Sturm gegen Simon's Natur- oder besser natürliche Religion los, der dies schwache Buch im Namen der unerbittlichen Dialektik zermalmte, daß kaum Etwas davon übrig blieb. Die Kritiken Peyrat's und Lanfrey's waren insofern epochemachend, als sie die Existenz einer, über den Deismus und Eklektizismus hinausgehenden, philosophischen Richtung dokumentirten.

Seitdem erschienen die Schriften von Henri Taine und Ernest Renan, und nun hat die neue Erscheinung Gestalt gewonnen. Diese beiden Denker, welche zugleich große Gelehrte sind, verstehen Deutsch und haben unsere philosophische Literatur gründlich studirt; auch ist es im Allgemeinen nicht ohne Einfluß geblieben, daß Barni Kants Hauptschriften und selbst Vieles von Fichte und Hegel meisterhaft übersetzt hat. — Eigentlich sollten alle philosophischen Schriften die Feuerprobe der Uebersetzung bestehen, um von der, dem ersten Begründer gewöhnlich anhängenden, eigenthümlichen Terminologie in das allgemeine Verständniß einer fremden Sprache, gleichsam durch die Ablösung des Gedankens vom Worte in den gesunden Menschenverstand abgeklärt zu werden. Das ist zunächst die Mitgift, welche das junge Frankreich der deutschen Philosophie zubringt. Von nun an wird eine beiderseits vortheilhafte Wechselwirkung zwischen französischen und deutschen Denkern stattfinden, und alle jene sogenannten französischen Philosophen, die bisher genannt wurden, die Kirchlichen und die Traditionalisten, die Mystiker von Ballanche bis Pierre Leroux, die Positivisten Auguste Comte und Littré, die Druiden des Jean Reynaud, die Saint-Simonisten u. s. w., welche sich in unphilosophische Sackgassen verrannt haben, werden von selber beseitigt sein.

Zu den jungen Vorläufern, welche den Ernst der Auffassung charakterisiren, war schon P. Lanfrey zu zählen mit seinem Buche »L'église et les philosophes au 18e siècle.« Jetzt hat er mit einem zweiten Werke, das eigentlich die Fortsetzung des ersten bildet, einen Schritt weiter auf dem geschichtsphilosophischen Gebiete — speziell für die, Frankreich zunächst angehenden Probleme — gethan. Sein „Versuch über die französische Revolution“ schließt sich naturgemäß seiner Studie über den Kampf der Encyklopädisten gegen die Orthodoxie an. Mit mehr philosophischer Gewandtheit als Tocqueville, aber freilich nicht mit einem so sicheren politischen Takte, wendet er die Werkzeuge der modernen Dialektik zur wissenschaftlichen Ausbeutung jener geschichtlichen Stoffe an, welche bisher fast ausschließlich dem Partheigeiste gedient haben und darum niemals recht objektiv interpretirt worden sind. Er ist als der jüngere Schriftsteller auch weniger Pessimist, als Tocqueville, und während er dieselben Thatsachen konstatirt, preist er oft, was Jener verwirft. Er würdigt liebevoller die positiven Leistungen des achtzehnten Jahrhunderts inmitten der maulwurfsartigen Zerstörungsarbeit dieses „trefflichen Minirers“; aber auch er hebt mit Nachdruck den inneren und innigen Zusammenhang zwischen dem achtzehnten Jahrhundert und der Revolution dergestalt hervor, daß damit alle die revolutionären Wunder-Theorien von plötzlicher Erhebung, politischen Sündfluthen und von der Zauberkraft des souveränen Volkswillens, wie weggeblasen sind. Ein großer Theil der Revolution war schon von dem Gouvernementalismus vorbereitet worden; die schaffenden und befruchtenden Ideen der konstituirenden und gesetzgebenden Versammlungen lagen, schon gereift, in der populären Literatur des vorigen Jahrhunderts. Ich meine, die Demokratie von 1789 könnte immerhin auf den zweifelhaften Ruhm einer generatio aequivoca aus dem Haupte des Donnergottes verzichten, wenn sie dafür von

der historischen Kritik mit solchen Ahnen und einem so respektablen Stammbaum beschenkt wird. Indem sich die Demokratie auf historischen Boden stellt, gewinnt sie an positiver Kraft, was sie etwa an religiösem Nimbus einbüßt.

Das achtzehnte Jahrhundert ist neuerdings wieder zum Schiboleth des verhaltenen, zurückgetretenen, nur scheinbar unterdrückten Parteikampfes geworden. Die Pfaffen haben den Reigen eröffnet mit ihren Blasphemien gegen Voltaire, Rousseau, Friedrich den Großen u. s. w. Sie bewährten sich hierin als „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft!" Denn die Reaktion gegen ihre Lästerung ließ nicht auf sich warten. Und während Tocqueville hauptsächlich die negative, zerstörende Kraft des achtzehnten Jahrhunderts darlegte, entwickelt Lanfrey dessen positive Seite und Ideen-Reichthum. Sein neuestes Buch zieht schon die Konsequenzen und gibt die Resultate für die Gegenwart. Dies ist eine Kritik der Demokratie, von der Demokratie an sich selbst verübt, wie nur die demokratische Partei einer solchen fähig ist, und wie sie nur diese Partei vertragen kann. Bisher hatte fast jeder Historiker oder Publizist die französische Revolution behandelt, als stünde er mitten darin und müsse Partei ergreifen. Das dunkle Gefühl, daß die große Evolution noch nicht vollendet ist, trug wesentlich dazu bei, diese Verwirrung in den Auffassungen zu erhalten. Der Eine dachte, sprach und gerirte sich wie ein Girondist, der Andere wie ein Jakobiner. Ein Jeder hätte, wenn er nur zur rechten Zeit dabei gewesen wäre, für die wahre Freiheit den Ausschlag gegeben und den Sieg verewigt. Ein Jeder hatte seine politische Panacee, seinen Staatsstreich, seine Rettungsmaschine und vielleicht auch seine Proskriptionsliste in der Tasche. Es wimmelte von embryonistischen Cäsaren. Von einem Begriff der Nothwendigkeit keine Spur! Die neueste Zeit hat uns erst, zu unserer großen Demüthigung, bewiesen, wie wenig der Ein-

zelne inmitten solcher politischen Erdbeben vermag, daß die Besten nothwendig im falschen Lichte erscheinen, und vom Schauplatz abgerufen werden, noch ehe sie auf ihr Stichwort antworten können. Daß Leute wie Mirabeau, Necker, Lafayette glaubten, sie könnten unter Umständen die ganze Maschinerie leiten, ist natürlich; das ist ja eben der Irrthum, in dem und von dem der Held lebt. Daß selbst Necker's geistreiche Tochter, die der beste Publizist ihrer Zeit war, in solchen Illusionen befangen war und blieb, auch das möchte noch hingehen. Daß aber heutzutage Dieser oder Jener die Rollen von damals auswendig lernt, um sie gelegentlich nachzuimprovisiren, das ist doch zu lächerlich! — Herr Lanfrey greift diese Lächerlichkeit mit einer Heftigkeit an, welche ihn sogar gegen Louis Blanc viel zu strenge sein läßt, ja zur Ungerechtigkeit verleitet. Weil sich Louis Blanc mit Robespierre identifizirt, haßt Lanfrey in Robespierre den Louis Blanc. Für Lanfrey ist die französische Revolution selbst, von 1789 bis — ich weiß noch nicht die Jahreszahl, bis wann? — der Held. Wenn man ihm beweist, daß sie nichts gefruchtet habe, so beweist man ihm damit nur, daß sie nicht beendet sei. Ihr einheitliches Ringen nach einem bestimmten Ziele spricht sich schon durch den Parallelismus in der Wiederholung derselben Experimente aus. Die konstitutionelle Monarchie, die Republik, das Kaiserthum, — sie alle sind mehrmals da gewesen, gleichsam um die noch übrigen Illusionen, welche an den einzelnen Institutionen haften, recht gründlich zu zerstören. Die Geschichte verfährt dabei geduldig, wie ein Erzieher, und ausführlich, wie ein Professor.

Lanfrey analysirt die Grund-Elemente dieser Mischungen auf der Retorte der Kritik. Die Freiheit des Gedankens und der Empfindung führt er, mit einer bei Franzosen höchst seltenen Unparteilichkeit, auf die Reformation

zurück. Die viel geschmähte Theorie der Menschenrechte nimmt er gegen die Vorwürfe der Abstraktion und des hohlen Kosmopolitismus in Schutz. Man muß leider gestehen, daß in diesen Fragen die einfachsten Wahrheiten noch immer verkannt werden; führt doch selbst Lamartine in einer seiner gespreizten Demonstrationen die Natur des Rechtes auf den Willen des Gesetzgebers zurück! — Wenn de Maistre gegen die „Erklärung der Menschenrechte" ausruft: „Ich kenne wohl Franzosen, Deutsche, Russen, aber den Menschen habe ich nirgends erblickt," so antwortet ihm Lanfrey einfach und schlagend: „Und wo hast Du den Franzosen gesehen? Siehst Du nicht vielmehr Bretagner, Picarden, Auvergnaten u. s. w.?" — Man könnte diese Art der Replik und Duplik noch weiter fortsetzen, und, was zuletzt übrig bliebe, wäre gerade das Individuum, der Mensch.

Lanfrey beweist mit großem Scharfsinn die historische und politische Nothwendigkeit, welche der Erklärung der Menschenrechte zu Grunde lag. Die Kritik des Rousseau'schen Sozialkontraktes bringt ihn darauf. Die Rousseau'sche Hypothese mußte in ihren letzten, zwar von Rousseau desavouirten, Folgerungen zu einer Tyrannei der Majoritäten führen, wie sie Sparta, der Platonische Staat und Robespierre's Konvent offenbarten. Und Frankreich war darauf reduzirt, eine Exekutiv-Gewalt auf dieser Grundlage zu begründen, denn alle historischen Hemmschuhe, wie England sie in seiner Verfassung besitzt, waren für Frankreich unwiderruflich weggefallen. Die Constituante fühlte das wohl; sie suchte die Rettung vor dem drohenden Uebel einerseits in der Heiligung der persönlichen Rechte, welche der Hauptinhalt jedes weltgeschichtlichen Fortschrittes und der wahre Kern der politischen Formen und Reformen sind, anderntheils in der Theilung der Gewalten, so daß neben der Exekutiv-Behörde und der einen gesetzgebenden Versammlung die

richterliche Gewalt als unabhängige Körperschaft konstituirt ward. Dieser scharfsinnige Plan einer harmonischen Theilung der drei Gewalten, unter welchen die gesetzgebende jedenfalls präsidiren mußte, ward niemals anders, als auf dem Papiere realisirt. Das damalige Programm für die Justiz ist heute fast vergessen. An seine Stelle trat die Organisation des Code Napoléon, die die Freiheit für eine trügerische Gleichheit eskamotirte. Die negative Gleichheit, das heißt die Gleichheit in der Sklaverei, ist das befriedigte Streben des Pöbels und ungebändigten Gesindels.

Die Idee des Self-Government war der Constituante nicht fremd, aber ihre Ausführung wurde durch Konspiration, Krieg und den daraus folgenden Terrorismus vereitelt. Mirabeau selbst, der Gewaltsame, begriff das Gesetz der Selbstregierung der Gemeinden. Er wollte die Revolution durch die Monarchie retten, und er sah das Heil der Monarchie einzig darin, daß man seinen Händen das Steuerruder anvertraute. Lanfrey kann nicht umhin, zuzugeben, daß sein bewunderter Held, den er wohl mit Recht gegen die Anklage der Bestechlichkeit vertheidigt, zu ehrgeizig und zu gouvernemental für die Revolution war, und daß Irrungen dieser Art den so mächtigen Charakter auf dieselben Pfade geführt haben, auf denen später der Cäsarismus wuchs. Gegen Robespierre ist Lanfrey ungerecht; er verabscheut in ihm den Terrorismus, den Ehrgeiz und die Herrschsucht, und übersieht darüber den Fanatismus des abstrakten Gedankens, der immerhin etwas Großes ist, wenn eine ganze Epoche sich darin spiegelt. — Gegen Robespierre's Prophezeihung, daß durch den Krieg das Cäsarenthum herbeigeführt werde, nimmt Lanfrey, der mit Unrecht diese Maxime auf den Bürgerkrieg beschränken möchte, die Intentionen der Girondisten in Schutz, unter denen er übrigens mehr edle Denker, als Staatsmänner oder praktische Parteiführer, kurz „Ideologen“ und Märtyrer findet. Die Gironde vertritt

ihm die konstituirte Demokratie des Repräsentativsystems (trotz der Inkonsequenz, für den Prozeß des Königs eine Appellation an die Nation vorzuschlagen), während der „Berg" sich in dem absurden System der direkten Massenherrschaft resümiren läßt, welches allerdings nothwendig zum Cäsarenthum, sowie zu den andern Exzessen der mißverstandenen Revolution führen mußte.

Indessen erscheinen mir die Theorien der einzelnen Girondisten in dieser Beziehung noch keineswegs gehörig abgeklärt und weit entfernt von durchgreifender Uebereinstimmung. Selbst in des philosophischen Condorcet Verfassungs-Entwurf spielen die Primar-Versammlungen eine überwiegende Rolle.

So viel aber steht fest, daß es sich in all' den weltbewegenden Parteikämpfen nicht um den oberflächlichen Gegensatz von Monarchie oder Republik, sondern um den viel tieferen zwischen der individuellen, auf Gerechtigkeit ruhenden Freiheit und der rohen Massenherrschaft handelte. Athen und Sparta, d. h. die geläuterte Freiheit der Kultur und die leere Gleichheit des Gesetzes der Majoritäten, standen einander gegenüber. Auf diese Weise erklärt sich auch der Vorwurf des Föderalismus, welcher, der ungerechteste von allen und der am wenigsten begründete, den Girondisten am meisten geschadet hat. Denn die Massenherrschaft war nichts anderes als die Diktatur des Pariser Pöbels, und also in ihrer letzten Konsequenz die ertödtende Centralisation. So lange in Frankreich das prinzipielle Parteileben von den Intriguen der Faktionen in den Hintergrund gedrängt wird, so lange werden die Mächtigen sowohl, als die Aspiranten der Macht an dem thatsächlichen Uebergewicht von Paris festhalten, weil jede Faktion durch einen raschen Streich zu siegen, oder durch die gewaltige Konzentration sich zu behaupten hofft. Man sieht, daß hier ewige Rechtsgrundsätze gegen die selbstsüchtigen Forderungen des momen-

tanen Nutzens in die Schranken traten, und daß die Gironde an der Idee unterging, welcher sie ihre Unsterblichkeit verdanken wird. Die tragische Logik der Ereignisse wollte es, daß gerade der Krieg, welchen die Girondisten befördert hatten, der Pöbelherrschaft ein größeres Uebergewicht gab, und daß diese Pariser Wirthschaft, welche das Werk der Jakobiner gewesen, ihnen eine Diktatur auf den Nacken gesetzt hat, welche sie selber am wenigsten erwarteten. Nicht als hätte das Volk sich nach der Tyrannei zurückgesehnt. Aber das Volk, welches seine Repräsentanten wählt, ist freier als das Volk, welches die positiven Fragen direkt entscheidet, weil alsdann Alles von der Art der Fragestellung abhängt. (Vergl. 1848 und 1852!)

Der abstrakte Charakter dieser wahrhaft subversiven Theorieen, an welchen in Frankreich die Revolution und die Freiheit noch immer gescheitert sind, hängt mit dem bornirten Einheitstrieb zusammen, den Kirche und Staat der französischen Nation anerzogen haben. Lanfrey sagt: „Es gibt eine Quelle der Zwietracht, welche tausendmal mehr Plagen und Geißeln hervorbringt, als die Wuth des Krieges, es ist das Streben nach Einheit. Man kennt alle die Schrecken, welche dieser traurige Wahn in religiösen Dingen über die Welt losgelassen hat. Den Fanatikern des Berges war es vorbehalten, ihn auf das politische Gebiet zu übertragen. Da haben sie die unversöhnlichen Kriege des Dogmas gegen die Ketzerei neu belebt“. — — „Was das achtzehnte Jahrhundert im Katholizismus befehdet hatte, war das Prinzip der Einheit und Autorität, der alte römische Absolutismus. Diese Ideen, welche Chaumette aus dem Tempel vertrieben hatte, fanden alsbald eine neue Zufluchtsstätte an einem sicheren Orte, wo Niemand sie gesucht, Niemand sie aufgestört hätte — in Robespierre's Kopfe! Alle allgemeinen Formeln des katholischen Gedankens finden sich in seiner Doktrin, und das erklärt die geheimen Sympathien, welche

der Klerus ihm entgegentrug." — Wie Mirabeau der erste, so ist, nach Lanfrey, Danton der letzte Träger des revolutionären Gedankens. Die Analyse dieses Charakters, die feine Unterscheidung zwischen dem sündhaften Menschen und dem revolutionären Genie, das sich über den Egoismus und die Persönlichkeit erhebt, ist meisterhaft.

Fassen wir den Eindruck, den uns Lanfrey's Buch zurückläßt, in Kürze zusammen, so ist es der, daß hier noch alle Ideen in Gährung sind, daß die französische Geschichte noch keine der großen Fragen definitiv gelöst hat und daß die, welche von den positiven Errungenschaften der Revolution im Tone der gegenwärtigen Regierung sprechen, ihre Entwickelung zu unterbinden gedenken. Wenn Lanfrey mit Recht bei den theoretischen Vorarbeiten anfängt, so hat er vielleicht Unrecht, die Kritik, welche dem Rousseau'schen Contrat social gilt, auf die unschuldige Hypothese des Sozial-Kontrakts überhaupt auszudehnen. Es war eine spezifisch französische Einseitigkeit, dieselbe bis zum Kommunismus und Despotismus auszudehnen. Mably hat Rousseau darin überboten und Robespierre spricht vom „Föderalismus der Familien" als einem staatsfeindlichen Elemente. Aber in Fichte ist dieselbe philosophisch schwache Hypothese mit dialektischer Schärfe bis zur Anerkennung und zum Verständniß der individuellen Freiheit entwickelt.

Lanfrey ist der erste Franzose, welcher den Gegensatz der romanischen und der germanischen Rechtsidee, den der Widerspruch zwischen der formalen und der idealen Demokratie deutlich erkennt. Er hat freilich die meisten Probleme nur skizzenhaft bearbeitet, aber auch dieses Verdienst ist höchst anerkennenswerth in einer Zeit, in welcher systemathisch darauf hingearbeitet wird, die liberale Partei durch den Mangel an freier Diskussion in ihren extremen Verirrungen erstarren, in ihren Selbsttäuschungen ersterben zu lassen. Allein, was die Presse uns nicht mehr leisten kann,

das bieten die Ereignisse. Und die traurige Gegenwart trägt den Franzosen die reiche Frucht der retrospektiven Selbsterkenntniß!

---

## 5.
## Schriften über die deutsche Frage.
### (1861.)

### A. August und Peter Reichensperger, Deutschlands nächste Aufgaben.

Die politische Diskussion hat seit einem Jahre Deutschland ebenso wenig zu einem theoretischen, als zu einem praktischen Resultate geführt. Das Individuum zieht sich in die stille Einsamkeit zurück, um eine schwierige Gedankenreihe zu Ende zu denken, aber die Völker bedürfen der historischen Bewegung, um den Schatz ihrer politischen Grundsätze zu vermehren. Die jüngst verflossene Zeit war nun gerade weder der absolute Stillstand, noch die thatkräftige Bewegung. Es war die Spannung vor dem Sturme, das Erwarten großer Ereignisse, an denen wir Nichts zu-, noch abthun konnten. Ein unerträglicher Zustand für das Individuum, ein demüthigender für Nationen! Wir hätten derweilen unser Haus bestellen können, aber die Trägheit insinuirte, das sei nicht der Mühe werth, weil ja doch heute oder morgen das Dach über unsern Köpfen abbrennen würde. Diese stumpfe Verzweiflung der schimpflichsten Faulheit barg sich vielfach hinter gewaltigen Rodomontaden, hinter Renommagen, auf welche der gesunde Menschenverstand nicht immer die richtige Antwort zu geben wagte. So bewegte sich die Debatte immer wieder schwerfällig in demselben ausgetrete-

nen Geleise von Gemeinplätzen, und man war oft versucht, den hitzigsten Rednern zuzurufen:

„Seid Ihr doch, wie die Weiber, die beständig
Zurück nur kommen auf das erste Wort,
Wenn man Vernunft gesprochen Stunden lang!"

Die vorliegende Schrift würden wir, ihrem spezifischen Inhalte nach, kaum mehr zu besprechen brauchen, wenn sie sich nicht durch die vereinigten Namen der beiden Herren Verfasser und noch durch manches andere Symptom als ein politisches Partei-Programm ankündigte. Jedermann weiß, welche Partei das auf dem Titel genannte Dioskurenpaar bezeichnet, und Niemand wird sich von den liberalen Phrasen in dem Buche irre machen lassen. Es gab keine Zeit noch, in welcher die hergebrachten Formeln so sehr demonetisirt waren, keine Zeit noch, wo der ehrliche Mann so dringend veranlaßt war, dem Schein zu mißtrauen und auf den Kern der Parteiprogramme zu dringen. Alle Parteiformeln sind völlig verbraucht, und die liberale Phrase steht Louis Napoleon ebenso gut zu Gebote, wie Franz Joseph und seinen Ministern; ja, die österreichischen Programme sprechen jetzt mehr vom Nationalitäts-Prinzip (für Slowaken und Ruthenen nämlich) als selbst die berüchtigten Dentu'schen Broschüren. Der Ultramontanismus aber hat seit jeher mit der Demagogie gebuhlt, wenn er in irgend einem Punkte an der weltlichen Macht anprallte, und die Reichensperger brauchten nicht erst so häufig den Grafen Montalembert als ihren Schutzpatron anzurufen, um dieses Stratagem wiederum der Welt zu enthüllen. Am Ende werden sie sich aber doch über den Succurs gewundert haben, der ihnen nachderhand von der linken Seite zukam. In der wunderlichen Drei-Männer-Erklärung*), welche vor Kurzem

*) von Rodbertus, Bucher, Berg.

die gebildete Welt Berlins in Erstaunen setzte, stehen einige Phrasen, die wörtlich dem Reichenspergerschen Buche entnommen zu sein scheinen. Wenn diese Worte in dem Munde zweier Unterzeichner überrascht haben, so erklärt des Dritten Namen und Signatur dieselben hinreichend; und die ganze äußere Form dieser Manifestation beweist zur Genüge, daß wir es hier mit einem Kompromiß zu thun haben, durch welches sich gewisse Individuen außerhalb der bisher bestehenden Parteien stellen. In einem ausgebildeten öffentlichen Leben jedoch hat die individuelle Ueberzeugung sich erst in Partei-Organen zu gestalten, ehe sie berechtigt in die Oeffentlichkeit tritt, und die ganze Sonderbündlerei der vielen Strandläufer, von denen jeder für seine Erklärung oder Entdeckung eine besondere Autorität in Anspruch nimmt, beweist nur, wie wenig entwickelt das politische Leben bei uns ist.

Diese Bemerkungen führen von selbst auf das Reichenspergersche Buch zurück, weil auch hier die eigentliche Tendenz der Autoren masquirt ist. Alle Ueberzeugungen sind ehrenwerth, und es ist gut, daß auch die katholische Kirche in Preußen ihre Wortführer hat; aber wer für die katholische Kirche sorgt, der sorgt darum nicht für den preußischen Staat, und sollte nicht für diesen zu bangen scheinen, wenn er ihn für jene den äußersten Gefahren auszusetzen trachtet. Oesterreich trägt jetzt das Panier des Ultramontanismus, und die scheinbar warme Theilnahme der R. für Venetien und die Mincio-Linie deckt nur das wärmere Interesse für die weltliche Herrschaft des Papstes.

Das officielle Programm der vorliegenden Schrift besteht darin, uns für Oesterreich in solidarische Haftbarkeit zu bringen und den österreichischen Gesammtstaat mit deutschem Blute zu retten. Ja, Gut und Blut für Deutschlands Wohl und Ehre — das ist selbstredend jedes anständigen Deutschen Parole, aber nur nicht immer Deutschlands Blut

für Habsburgs Gut! Doch davon ein andermal! Die Frage ist schon sattsam erörtert, und vom Volke entschieden, wenngleich noch nicht von den Kabinetten. — Die Herren Reichensperger setzen, um uns die bittere Pille zu versüßen, ein verjüngtes, Oesterreich voraus; aber sie selbst hegen ernsthafte Zweifel, ob Oesterreich einer inneren Wiedergeburt fähig sei, und sie geben zu, daß „diese Arbeit der inneren Wiedergeburt die deutsch-nationale Aufgabe Oesterreichs leicht beeinträchtigen könnte." (Vergl. S. VII. der Vorrede.) Sollen wir nun ruhig abwarten, was für Mäuschen die kreisenden Berge Oesterreichs gebären werden und ob die Habsburgische Dynastie ihren Besitzstand durch Befolgung der Reichensperger'schen Rathschläge zu retten entschlossen und im Stande sein wird? — Denn der zweite Theil der Schrift wendet sich nicht an uns, sondern an Oesterreich und zeichnet ein Rettungsprogramm vor.

„Eng bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume drängen sich die Sachen."

Ja, wenn das Alles so leicht ginge! Wenn hundertjährige Sünden im Handumdrehen gesühnt werden könnten! Wenn die Religionsfrage (wohlverstanden: mit dem Konkordat!), wenn die Nationalitäts- und Sprachen-Frage nur eines Reskriptes bedürften! Von den Finanzen rede ich nicht, hierüber sind die R.'schen Vorschläge wahrhaft lächerlich. Das Konkordat wird in der bekannten, oft widerlegten Weise vertheidigt, als ob die Katholiken in ihrer Religionsfreiheit beeinträchtigt wären, wenn man ihnen nicht die Unterdrückung der anderen Konfessionen gestattet, und als ob zwischen dem Cäsareopapismus und dem Papalcäsarismus gar keine dritte Möglichkeit läge! Die Verfasser, welche an mehreren Orten wohlgefällig die Zustände Nordamerikas citiren, mögen doch sagen, ob dort ein Konkordat gilt und ob dort Katholiken oder andere Konfessionen unterdrückt sind. Die bekannte Polemik gegen die bureaukratische Centralisation im Interesse der Pfaffen-

wirthschaft und des „christlichen Zunftgeistes“ findet hier natürlich wieder ihren Platz. Dagegen wird die Centralisation den Nationalitäten gegenüber dringend empfohlen, wiewohl die verbrüderten Autoren für die kleinen slavonischen Racen, welche Oesterreich, und namentlich für die, welche die Türkei bewohnen, ein höheres Interesse zu haben scheinen, als z. B. für die große italienische Nation. Trotz dem Gebot „Du sollst nicht stehlen“, welches die H.H. R. ganz einfach gegen die Unabhängigkeitskämpfe der Nationalitäten anwenden, (S. 168) scheint ihnen eine überwiegende Betheiligung Oesterreichs bei der Erbschaft des kranken Mannes sehr am Platze. Im Uebrigen zeichnen die R. eine nagelneue Gesammtverfassung vor, welcher Ungarn seine historischen Rechte nicht entgegenhalten dürfe, weil es dieselben „kraft des proklamirten Kriegsrechtes“ 1849 eingebüßt habe (s. S. 136). Also etwa wie Polen 1831! Mit dieser Maxime wären die meisten anderen Verfassungen noch leichter zu beseitigen, als die ungarische. Die Autokratie hätte nur den Kampf zu wagen und sie vernichtet mit den Leibern auch das ewige Recht! — Allein trotz der erborgten Siege von 1849 muß die österreichische Regierung heute wieder mit Ungarn rechnen, und die Reichensperger sagen uns nicht, wie Ungarn zur Annahme ihrer erfundenen Verfassung genöthigt werden kann. Wenn aber der Patient nicht stille hält, wird die Operation nothwendig mißlingen. — Wir haben also noch eine kleine Frist, ehe wir uns über die Anarchie der R.'schen Vermittelungs-Traktate zwischen Oesterreich und Deutschland entscheiden müssen, und die ultramontane Partei wird noch manche Programme aufstellen, bevor ihr Hort (vergl. S. 107 der Schrift) in Oesterreich dieselben auszuführen im Stande sein wird.

Von Oesterreich zum deutschen Bunde ist nur ein Schritt; seitdem Oesterreich in Noth ist, hat der Bundestag eine Menge unerwarteter Vertheidiger gefunden. Die Reichen-

sperger gehen noch einen Schritt weiter und vertheidigen sogar die Kleinstaaten (S. 84 u. ff.), natürlich nur, weil im Föderalismus die Gewähr der Freiheit liege! Es ist auch, nach den R., rein zufällig, daß der deutsche Bund bisher Nichts gethan hat; er braucht nur zu wollen und er wird uns die Hohenstaufen-Macht wiederherstellen! Daß aber die Stärkung Deutschlands unter Oesterreich und dem österreichischen Bundestage unmöglich sei, geben gerade die Freunde Oesterreichs mit ihrer Polemik gegen die Tendenzen des Nationalvereins implicite zu. Diese Partei will die Schwäche im Centrum und die ausschreitentende Energie an der Peripherie, das gäbe eine Art oströmischen Reiches, dessen Existenz nur von der Ohnmacht der Nachbarn abhinge; es wäre der schmählichste Verfall mit großen Prätentionen, wie in China! — Wir wollen zunächst die Konzentration der nationalen Kräfte zu würdigen Zwecken, ehe wir das Bestehen der Nation leichtsinnig auf das Spiel setzen.

Mit diesem Gegensatze könnten wir unsere Kritik beenden, hätte uns nicht der logische Gang der Fragen dazu geführt, das vorliegende Buch von hinten nach vorne zu besprechen. Und so müssen wir schließen, womit die Verfasser anfangen, mit Italien nämlich. Laguerronnières Idee, daß Rom sich für das Papstthum opfern müsse, ungefähr wie, nach Reichensperger, der kleine Staat Columbia für die nordamerikanische Union (S. 99) ist hier ohne Weiteres aufgenommen; an einem anderen Ort aber wird dieses Rom als das glücklichste Gemeinwesen gepriesen. Es wird behauptet, daß nur ein Prozent der Aemter von Prälaten besetzt sei, obgleich nicht geläugnet wird, daß die geistlichen Beamten ein volles Siebentel der Staatsausgaben beziehen. Wie verdächtig die Quellen der Verfasser in diesen Dingen sind, und welcher Werth ihren Citaten beizulegen ist, dafür brauche ich nur anzuführen, daß Montanelli, das

anerkannte und hervorragende Haupt der italienischen Föderalisten-Partei, auf S. 37 als ein Hauptrepräsentant des „unitarischen Liberalismus“ angeführt wird.

## B. Konstantin Frantz, Drei und dreißig Sätze vom Deutschen Bunde.

Weshalb gerade 33? Etwa, weil es so viele Bundesregierungen giebt und weil sie alle, bis auf Lichtenstein-Vaduz (wohlverstanden: inclusive!) dem Verfasser zum Wohle des deutschen Vaterlandes unentbehrlich erscheinen? Es sind aber in der That nur 33 Kapitel in dem Büchlein, was von 33 Sätzen, Grundsätzen, Thesen, oder gar neuen Sätzen wohl unterschieden werden muß. Der Verfasser, dem Berliner Publikum längst bekannt, hat die in der deutschen Publizistik überaus glückliche Stellung, zu einer Minoritäts-Partei zu gehören; er ist ein leidenschaftlicher Gegner des Nationalvereins. Warum ich den Nationalverein als eine Majoritätspartei bezeichne, und warum ich es für ein Glück erkläre, als deutscher Publizist einer Minorität anzugehören, läßt sich mit zwei Worten sagen. Der Nationalverein nämlich, insofern er das Streben nach preußischer Hegemonie auf der Grundlage des Repräsentativ-Systems darstellt, vereinigt doch jedenfalls die relativ größte Partei um sich, (die Demokratie ist in diesem positiven Sinne mehr und auch weniger als eine bloße politische Partei!) — während namentlich die reaktionären Gegner desselben in hundert verschiedene Fraktionen zerfallen, die sich unter einander zerfleischen würden, hätten sie nicht in dem gemeinschaftlichen Gegner einen Vereinigungspunkt. Unter sich aber sind sie so verschieden, als die Länder und Ländchen, welche sie bewohnen, als die Landesfürsten oder Minister, deren Interessen oder Systeme sie verfechten. So lange nun die politische Parteibewegung auf rein theore-

tischem Gebiete verbleibt, ist das Polemisiren gegen eine herrschende Meinung viel vortheilhafter, angenehmer und fruchtbarer, als das stille Verharren auf dem Punkte, wo die Ueberzeugung fertig ist und die That beginnen sollte. Wer sagte doch: „Im Anfang war die That!" Bei uns steht sie noch nicht einmal am Schlusse. — Indem nun die bezeichneten Gegner wider unsere „Hirngespinnste" und „Utopien" für das Bestehende zu Felde ziehen, erklären sie sich ein über das andere Mal für große Staatsmänner, sprechen auf jeder Seite von ihrer staatsmännischen Weisheit und lassen sich im Grunde weiter auf keine Diskussion ein. Anfangs glaubte ich wirklich, der Grundstock diplomatischer Weisheit, der in den letzten Jahren einen so schmählichen Bankerott gemacht, sei im Aufstreich zu billigen Preisen an diese Herren gerathen; bei näherem Zusehen aber entdeckte ich meinen Irrthum. Die Herren v. Beust und v. d. Pfordten haben ihre eigentliche, esoterische Weisheit für sich behalten und bedienen sich ihrer literarischen Jünger nur zur Ausposaunung gewisser exoterischer Dogmen, mit denen man dem Publikum — Sand in die Augen streut.

Vielleicht thue ich Herrn Frantz Unrecht, daß ich ihn mit diesen Leuten, über die er immerhin um eine halbe Kopfeslänge hervorragt, zusammen nenne; möge er sich für dieses kleine Unglück bei seinem Freund Fröbel bedanken, der ihm Broschüren dedizirt und ihn für den Meister der Schule erklärt. Als ein besonderes Verdienst wird ihm dabei angerechnet, daß er in seinen „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht", in denen übrigens manches Gute steht, den Begriff Großmacht zergliedert habe. Aus dem Beweise, daß Frankreich, England, Rußland und Nordamerika Weltmächte seien und daß die Staaten, welche weder Kolonien noch Marine haben, noch in mehreren Welttheilen Fuß gefaßt haben, noch bei allen welthistorischen Fragen direkt betheiligt sind, weder den Namen einer Welt-

macht, noch den einer Großmacht verdienen, wird kurzweg zu der Folgerung übergesprungen, daß Preußen für das ruinirte Oesterreich die solidarische Verantwortlichkeit übernehmen und sich unter dessen Fittigen mit sämmtlichen Mittel- und Kleinstaaten, an denen auch nicht einer fehlen darf, auf der Basis der gleichmäßigen Berechtigung zu vereinigen habe. Mit Sondershausen und Strelitz soll der geträumten Gefahr einer slawischen und romanischen Völkerwanderung begegnet werden; ohne sie geht es nicht. Unseres Erachtens brauchte die Gefahr nicht gar so ungeheuerlich zu sein, um Deutschland an die Schwäche seiner Verfassung zu mahnen. Gefahr ist immer da, so lange Deutschland nicht besser konstituirt ist, und es bedarf dazu keiner besonderen Cassandra-Warnungen. Niemals hat der nationale Instinkt stärker und lauter gesprochen, als in dem Verlangen nach Einheit. Herr Frantz erkennt auch das Einheitsstreben als eine zu berücksichtigende Potenz an, aber nicht als eine Macht; die handelnden und mitwirkenden Mächte in Deutschland sind nach ihm, nur die Staaten, die 33 sogenannten „Staaten". Wer anders denkt, ist ein Utopist. Der „Politiker" fragt nicht: „Wie ist es möglich, die deutsche Nation zur Einheit zu führen?" sondern: „Wie ist es möglich, Oesterreich, Preußen, Sachsen, Baiern u. s. w. zu vereinigen?" (S. 9 der „33 Sätze".)

Der „Politiker" wiederholt es noch an manchem andern Ort mit dürren Worten, das Volk sei ein non-ens, nur die Regierungen kämen in Frage, diese müßten durch „Ueberredung" zur Eintracht bewogen werden, — und darüber hinaus sei kein Heil! — Allerdings sei es nicht viel mit dem deutschen Bundestage, aber desto mehr mit dem Bunde selbst. Und worin besteht die Reform? Die Bundesfürsten sollen sich selber, d. h. in höchsteigner Person, in Frankfurt versammeln, eine Landes- und eine Bundes-Residenz haben; im Uebrigen aber wird denselben weiter nichts Schlimmes zu-

gemuthet, außer daß sie sich in Frankfurt mit einer „Bundesgarde" von 15,000 Mann begnügen sollen, welche zugleich als Uebungskorps und zur Deckung des Oberrheins gegen den „Erbfeind" dienen soll. Selbst eine Art von Volkshaus wird für allerspäteste Zeiten nicht absolut ausgeschlossen. Bisher, so sagt der Verfasser, habe man oft behauptet, der deutsche Bund sei eine Verschwörung der Fürsten gegen die Völkerfreiheit; dies sei aber ein Irrthum, da ja — die Fürsten gar nicht persönlich dabei zusammengekommen wären! (Fast wörtlich so zu lesen auf S. 108 der „33 Sätze".) Aber Herr Frantz beantragt erst einen rechten, richtigen und, wie es heute heißt, „korrekten" Fürstenbund. Wir danken bestens für diese schönen Hoffnungen.

Nachdem ich mit dieser kleinen Blumenlese aus Herrn Frantz's neuestem Bouquet den geneigten Leser hoffentlich genugsam angelockt habe, werde ich endlich — mit dem Anfang anfangen. Herr Frantz findet, daß nur ganz hohle Menschen, Utopisten, Ideologen (diese Herren haben ihre Schimpfwörter vom großen Napoleon geerbt, mit dem sie auch das Streben nach „Macht" gemein haben), — daß also nur so unstaatsmännische Ideologen, wie wir, dem deutschen Bund die Einheit wünschen, während es doch nur auf die Aktivität ankomme. Da Herr Frantz sich viel auf seine exakte „Fragestellung" zu Gute thut, so erlaube er mir, ihm zu bemerken, daß wir die Einheit nicht für den Bund, was ein Unsinn wäre, sondern für die Nation erstreben. Allein auch abgesehen davon: Eine Nation kann durch gemeinsame Aktion eins werden, ein Staatenbund aber muß erst einig sein, um gemeinsam zu agiren. Doch solche dürre Logik ist unstaatsmännisch! — Auf welcher Seite aber ist hier „die falsche Fragestellung?"

Frantz, wie Fröbel, haben die tiefsinnige Entdeckung gemacht, daß es sich in der Politik nicht um Menschen und Bürger, sondern einzig und allein um Staaten und Regierungen handle.

Folglich ist die deutsche Einheit nur eine Sache der Bundesregierungen. Wir könnten nun eigentlich, nach dieser Inkompetenz-Erklärung, ruhig nach Hause gehen, da wir, eben so wenig, wie Herr Constantin Frantz oder seine Kollegen, die Ehre haben, eine Bundesregierung zu sein oder im Namen einer solchen aufzutreten; da er indessen fortfährt zu sprechen, so wird uns das Zuhören und gelegentliche Dreinreden wohl auch gestattet sein. Der Staat ist für Frantz, wie für Fröbel, nur ein formeller Begriff; es ist der schlechthin bestehende Staat, Oesterreich oder Sachsen-Meiningen, um welchen es sich handelt. Nur daß das in jeder Menschenbrust unverwüstliche Bedürfniß der Idealität den Einen dazu treibt, den Begriff des positiven Staates in den der „Weltmacht“ aufzulösen, während der Andere auf demselben Wege zum Begriffe des „Reiches“ kommt; Beide vereinigen sich in der bekannten Theorie des „70-Millionen-Reiches“ mit Oesterreich und Preußen als „Ostmarken“ und (was die, ihnen vielleicht unbewußte, aber nothwendige Konsequenz ihrer Theorie ist) Baiern als eigentlichem Bundeshaupt. (Vergl. S. 54 der „33 Sätze“.) — Die Wiener Schlußakte, welche freilich nicht vom 70-Millionen-Reich redet, erklärt den deutschen Bund für „eine in politischer Einheit verbundene Gesammtmacht“. Mit diesem Wechsel unter dem Kopfkissen legt sich Herr Frantz ruhig schlafen.

Die gute Schlußakte! Daß ihr Programm nicht ganz genau verwirklicht worden, ist nicht ihre Schuld, auch nicht die Schuld ihres Haupturhebers Metternich, den nur dumme und vom Haß verblendete Demagogen für das von ihm vertretene System verantwortlich machen können. Es ist die ausschließliche Schuld des „pentarchischen Großmachts-Systems“. (S. Kap. VI.) Auf deutsch übersetzt, heißt das: die Unmöglichkeit, zwei Großmächte in einem festen

Bundesstaate zu vereinigen. Etwas Anderes sagt auch der National-Verein nicht, freilich ohne dabei, von staatsmännischer Weisheit inspirirt, alle Andersdenkenden so tief zu verachten. Die Pentarchie wird übrigens nicht mehr so gar lange bestehen, da Napoleon III. mit Constantin Frantz darüber einig sind, die deutschen „Großmächte" zum Tempel hinaus zu jagen. — Allerdings giebt es noch keine deutsche Gesammtpolitik, und es gab noch niemals eine. Wer hat das Reich aufgelöst, wer hat z. B. als Reichsvogt, als Schirmherr und Kaiser, Baiern einverleiben wollen, das damals von Preußens „einzigem" Könige gerettet ward? Wer hat vor allen Anderen deutsche Provinzen an den Erbfeind veräußert? wer fremde Hülfe in's Land gerufen? Oesterreich und immer wieder Oesterreich! — Aber nicht Oesterreich allein trägt die Schuld, nicht Oesterreich allein beging das Verbrechen. Der wahre Gedanke der deutschen Einheit war verloren gegangen, und auf allen Reichstagen, Kongressen und Konferenzen sprach nur der einseitigste und eigensüchtigste Souveränitätsdünkel der größten und kleinsten Dynastien, der noch heute spricht und nebenbei auch die von uns angefeindeten Publizisten begeistert. Haben die Regierungen jemals einen Schritt zur Einigung, geschweige denn zur Einheit, gethan? Selbst eine politisch harmlose Schöpfung, wie den Zollverein, untergraben sie aus Leibeskräften. Sie lassen lieber unsere Küsten und Handelsstädte ungeschützt, als daß sie dem winzigsten Regal entsagten. Und daneben immer das Geschrei nach „Macht"! Wie soll auf diesem Wege eine Einigung denkbar sein! Wie kann Herr Frantz an eine solche ernsthaft denken, wenn er jedem deutschen Bundesstaate das Recht der selbständigen diplomatischen Vertretung erhalten wissen will! — Ja, das deutsche Volk soll fortwährend das wesentlichste Grundrecht seiner Existenz entbehren, aber kein Haar darf gekrümmt werden auf dem Haupte ihrer Souveränitäten.

Haben denn die Regierungen so skrupulös gehandelt? — Selbst Oesterreich, der große Schirmherr der Legitimität, erklärte (1851): „das historische Recht habe stets der politischen Nothwendigkeit weichen müssen, und verliere, dieser gegenüber, seine Geltung.“ — Und Gentz, den Herr Frantz wohl als Autorität gelten lassen wird, setzte in einem Memoire für die Ministerial-Konferenzen von 1834 sehr weitläufig und sehr scharfsinnig auseinander, daß die deutsche Bundesverfassung, trotz dem Art. 13 der Bundesakte, mit einem wirklichen Repräsentativ-System in den Einzelstaaten durchaus unverträglich sei. Und mit vollem Recht! — Demnach wäre allerdings der Bund eine Verbindung der Fürsten, welche, selbst wenn sie nicht direkt gegen die Freiheit gerichtet wäre, doch jedenfalls, ihrer innersten Natur gemäß, der Freiheit konträr entgegenstände. Quod erat demonstrandum!

Aus dem Labyrinthe dieser Widersprüche folgt am Ende mit Bestimmtheit, daß in einer, zum politischen Bewußtsein erwachten Nation, wie der deutschen, der Staat dauernd nur auf dem Prinzip der Nationalität erbaut werden kann. Die sogenannten „Nationalitäts-Politiker“ aber verfolgt Herr Frantz mit seinen schwersten Waffen. Nicht genug, daß sie heillose Demagogen und Revolutionäre sind, das möchte noch hingehen, aber sie sind Sympathie-Philister, sentimentale Kosmopoliten u. s. w. Freilich, wir haben es immer gesagt: Nationalität und Kosmopolitismus, weit entfernt, sich auszuschließen, gehen Hand in Hand. Warum sollte man das Streben, das man selber zu Hause verfolgt, bei dem Nachbar anfeinden! Beruht nicht alle Gerechtigkeit auf der wechselseitigen Anerkennung der individuellen Rechte! Es ist etwas Großes darum, in seinem Rechte zu sein und die Anerkennung der Welt für sich zu haben. Wir dürften es auf die Länge lieber mit Frankreich und Rußland zugleich aufnehmen, als mit den Sympathien der gebildeten Welt. Italien liefert

uns den Beweis, welche Macht die öffentliche Meinung ist. Hat es nicht die englischen Ministerien aller Parteien durch die allgemeine Sympathie zu Alliirten erzwungen? Und ist die letzte Russell'sche Note etwas anderes, als der Ausdruck dieser idealen Macht, welche das ganze Legitimitäts-Prinzip ein für alle Mal über den Haufen wirft? Rechnet immerhin nach materiellen Kräften, aber laßt die Kraft aller Kräfte, die politische Urkraft, das Bewußtsein des ewigen und unveräußerlichen Rechts, nicht außer Eurer Berechnung! —

Herr Frantz erklärt den Föderalismus, und damit den Gegensatz gegen Frankreich, für das historische Prinzip der germanischen Racen und für die geschichtliche Mission Deutschlands. Wir verstehen unter Föderalismus etwas anderes, als er, der diesen Begriff mit Vielherrschaft verwechselt; aber wir glauben überhaupt, daß das Föderativ-System, welches zwar in Griechenland und den Niederlanden seiner Zeit blühen konnte, sich seit Jahrhunderten überlebt hat und daß der wahre Gegensatz der Centralisation im Self-Government, und nicht im Föderalismus, liegt. Herr Frantz fühlt selbst, daß die Völker sich leichter vereinigen lassen, als die Fürsten. Er sagt einmal: „Mit einem Staatenbund ist es sehr eigen bestellt. Da läßt sich nichts forciren, weil man überall auf Souveränitäten stößt, welche unheilbar sind und nonnenhaft spröde. Man darf sie niemals reizen, will man nicht Alles verderben, oder man müßte sonst die Absicht, und respektive die Macht haben, sie unverzüglich zu vernichten. Will man sie führen und leiten, so nehme man Blumenguirlanden zum Bande." — Oh, des unvorsichtigen Schwärmers, der so seine eigenen Strategeme verräth! Die Fürsten werden künftig den Rathschlägen des Herrn Frantz mißtrauen und sich selbst von der Versicherung, daß sie neben der Bundes-Diplomatie ihre eigenen Gesandtschaften, neben dem Bundes-Kommando ihre

eigene Militär-Oberhoheit behalten sollen, und überhaupt von der ganzen bekannten Trias-Doktrin des weisen Verfassers nicht mehr beruhigen lassen. — An einer andern Stelle meint Herr Frantz, wenn wir die Kleinstaaten im Innern Deutschlands beseitigten, so würden die Schweiz, Holland, Belgien, Dänemark u. s. w. ein ähnliches Schicksal fürchten und sich nicht mehr mit uns alliiren wollen. Aber er selbst spricht es in lichten Momenten zu wiederholten Malen aus, daß es in der Politik auf die That und die Kraft ankomme, und daß selbst die englische Allianz uns gesichert wäre, wenn wir uns erst als einheitliche Macht konstituirt hätten. Das unterschreiben wir von ganzem Herzen.

---

## 6.

## W. H. Riehl, über „die Deutsche Arbeit."

### (1861.)

Gustav Freytag erzählt in der Widmung seines bekannten Romans, daß er die Grund-Idee desselben dem Herzog von Koburg-Gotha verdanke, der ihn aufgefordert habe, „das Volk bei seiner Arbeit aufzusuchen." Auch Riehl verdankt den „befruchtenden Gesprächen" mit seinem Fürsten den „Keimgedanken" seines neuesten Buches, das nicht in der Studierstube, sondern „auf dem fröhlichen Reiterzuge durch's Hochgebirg im Sommer 1858" entstanden sei. — Wir haben Nichts dagegen, weder gegen die etwas gesuchte Romantik, mit der sich Riehl auf fröhlichen Reiterzügen oder, den Knotenstock in der Hand, auf der frisch-fromm-fröhlich-freien Wanderschaft produzirt, noch gegen die Dedikationen, welche den Ruhm des Werkes nicht blos Gott in der Höhe, sondern auch dem König auf dem Throne überweisen. Ob das die

rechte Demuth ist, lasse ich dahin gestellt; die verrufenen Dedikationen der französischen Klassiker an ihre königlichen oder sonst vornehmen Brodherren enthielten jedenfalls mehr Selbstgefühl, denn das Verdienst seiner Idee und seines Werkes ließ sich Keiner von ihnen nehmen. — Freilich, wenn die Thatsache richtig, so ist das Lob keine Schmeichelei und meine Parallele ungerecht. Desto besser! Möge dann auch den Fürsten, die sich so lebhaft für die Romantik der Arbeit interessiren, der Sinn für die Freiheit der Arbeit aufgehen, für die Entfesselung der hartbesteuerten Arbeit, der materiellen und der geistigen, von Zunftzwang und anderen Hemmnissen! Leider aber ist die Freiheit gar nicht romantisch, sie hat eine andere, tiefere, gesündere Poesie, die nicht aus alten Sprüchen und Sagen destillirt wird.

Allein was geht das Herrn Riehl an! Die Wissenschaft kümmert sich nicht um die politischen Zwecke, sie sucht die Wahrheit bedingungslos, und Herr Riehl arbeitet im Dienste der Wissenschaft, einer Wissenschaft, deren Entdecker und Begründer er ist, der Sozial-Politik! — Mit diesem deutschen Namen benannte er sie wenigstens in einem seiner ersten Bücher, dem „Land und Leute.“ Er hat bis jetzt nur die deutsche „Sozial-Politik“ behandelt und wird schwerlich jemals die „Sozial-Politik“ eines anderen Volkes in dieser Weise zu behandeln im Stande sein. —

Ich verkenne Herrn Riehls Verdienste nicht, ich würdige den Styl und den Inhalt seiner Bücher, die ich stets mit Vergnügen lese, obgleich aus denselben nicht viel mehr gewonnen wird, als einige piquante Beobachtungen und gewisse Aperçüs, die mehr glänzend, als wahr, und gewisse Erklärungen, die nur aus vereinzelten Thatsachen abstrahirt sind. Aber wie in aller Welt kommt er zu der Prätention, eine eigene Wissenschaft begründet zu haben! Die Ethnographie oder Völkerkunde war schon ehedem eine Wissenschaft, und zwar eine methodische, in welcher die Sitten-

geschichte ihren Platz findet. Es ist freilich wahr, daß die letztere, d. h. die lebendige und poetische Seite der Völkerkunde bisher mehr, als billig, vernachlässigt worden ist. Was in dieser Richtung geleistet worden, ist Stückwerk, aber auch Riehl's Arbeiten, so verführerisch und blendend sie bisweilen auftreten, können höchstens für vereinzeltes und sehr einseitiges Material zur Sittengeschichte des deutschen Volkes gelten. Man denke sich eine gute, umfassende Ethnographie der deutschen Nation, wie müßte die beschaffen sein? —

Zunächst sollte sie geschrieben werden von einem klaren Kopfe, der seine Anschauungen in bestimmte, mathematisch zu prüfende Formeln zu fassen verstünde, der die Masse der Erfahrungen zu allgemeinen Regeln zu gestalten wüßte. Dieser Kopf müßte den Entwickelungsgang des deutschen Geistes durch die verschiedenen Gewerbs-Stände und Klassen der Nation hindurch ohne schwächliche Sehnsucht nach der Vergangenheit, sondern mit dem festen Blick auf die neueste Entfaltung und die Zukunft verfolgen; er müßte den verschiedensten Richtungen ihr Recht angedeihen lassen, alle Strebungen zu einem großen Strome vereinigen. Was der Handwerker, der Fabrik-Arbeiter, der Landmann denkt, fühlt, liest und glaubt, gehört allerdings in sein Bereich, aber noch mehr gehört dahin, daß und wie die Mitglieder aller dieser Stände einem allgemeinen und bewußten Staatsbürgerthum zustreben. Von dem Gewerbsleben soll ihn nicht blos die romantische Schrulle interessiren, sondern auch und bei weitem mehr noch das große Ganze, das Facit und Resultate Denn das Was der Arbeit ist nicht gleichgültiger, als das Wie; im Was liegt sogar das Wie. Wenn wir, an der Hand der teutonisirenden „Sozialpolitiker," zu dem Zunft-Unwesen zurückgedrängt würden, so würde das Objekt der Arbeit bald ein Ende haben, und damit denn auch die Romantik seiner Erscheinung, etwa mit Ausnahme der „Spitz-

buden-Arbeit" und der „Poesie der Faulheit." Was produziren und fabriziren wir? Das ist die Frage. Wie können wir mit den großen Nachbar-Völkern gleichen Schritt halten, um uns durch wechselseitigen, auf gleicher Berechtigung und verschiedenen Fähigkeiten beruhenden Austausch zu bereichern? — Die Frage scheint philiströs; in der That aber liegt in dem Welthandel mehr lebendige, nehmlich gegenwärtige Poesie, als in dem Zunftwesen. Vielleicht verwahrt sich Riehl gegen den Vorwurf, ein Anhänger des veralteten Ständethums zu sein, aber dann ist er es unbewußt, denn er will, z. B., daß der Bauer als Bauer, der Handwerker als Handwerker ein eigenes moralisches Kostüm trage.

Nicht daß der Bauer als Bauer fortbestehe, ist ein „sozialpolitisches" Interesse, sondern daß der Bauer zum Bürger werde, menschlich existiren und seine Kinder human erziehen könne. In England ist der ganze Bauernstand von der fortschreitenden Entwickelung der großen Industrie aufgelöst worden, aber das Volk hat dadurch weder an Eigenthümlichkeit, noch an Wohlstand verloren. In dem nivellirten Frankreich, vor dem Herr Riehl gern ein Kreuz schlägt, sucht der Fabrikarbeiter seine Ehre in der geschmackvollen Ausführung und der Eleganz seiner Arbeit; er sagt sich, darin liege seine französische Eigenthümlichkeit und National-Ehre. In den Niederlanden, also gleichfalls unter dem „Druck" der Gewerbefreiheit, bestehen auf kleinen Dörfern Zeichnenschulen, die, wenn sie auch keine Rembrandts mehr bilden, doch dem Gewerbe einen idealen Schimmer verleihen. — Die Riehl'schen Gebirgsdörfer dagegen an der Röhn und im Westerwalde, das „Land der armen Leute", das vom Steinklopfen oder Nägelschmieden vegetirt, mögen dem Durchreisenden pittoresk vorkommen, sind aber in der That die traurigsten Anklagepunkte gegen unsere Verwaltung. — Ueberhaupt dient Herr Riehl der Reaktion, vielleicht ohne es gerade zu beabsichtigen, ohne selbst ein illiberaler Mensch zu sein.

Es liegt aber in Riehl's poetisirender Auffassung überlebter Zustände, wie harmlos sie auch in dem Individuum entstanden sein mag, mehr als eine verdrießliche Seite. Da ist falsche Gemüthlichkeit und falsche Naivetät, das heißt: ein heuchlerisches Spiel mit Charakter-Eigenheiten, die nur so lange wahr sind, als sie unbewußt sind, und die unwahr werden, sobald sich eine Absicht drein mischt. Besonders der falschen Naivetät schreibe ich das Gedusel und Gedahle mit dem spezifischen Volks-Tone und dem eigenthümlichen Volks-Gefühle zu, das sich anstellt, als wäre das Volk etwas ganz Apartes, als müßte man mit ihm in eigenen Idiomen reden und etwa Diminutive gebrauchen, wie bei kleinen Kindern. Gerade in Deutschland wurde nach dieser Richtung am meisten Unfug getrieben, und gerade in Deutschland gibt es am wenigsten wahrhaft populäre Schriftsteller. Den Riehl selbst versteht kein Mann des Volkes so gut, als etwa den von ihm verachteten Börne, wo Börne volksthümlich reden wollte. Wenn ich aber die Wahl habe zwischen einer demokratischen Verfassung oder einer wahrhaft volksthümlichen Literatur, so wähle ich letztere, denn mit dieser ist jene sicherer zu erreichen, als umgekehrt. Denken wir klar und scharf bis zu bestimmten Konsequenzen, und das Volk wird uns verstehen!

Was die falsche Gemüthlichkeit der besagten Riehl'schen Richtung am schärfsten bezeichnet, das ist ihre Polemik gegen das sogenannte Nivelliren der modernen Staatsidee. Im Grunde wird die Rechtsgleichheit, die Gleichheit vor dem Gesetze hiermit angefeindet; die Volks-Eigenthümlichkeiten sollen anerzogen oder doch in beschränkten, isolirenden Zuständen konservirt werden. Man sieht, diese ganze Romantik schmeichelt so recht allen Vorstellungen der privilegirten Stände, keineswegs aber dient sie den wahren Interessen des Volkes.

Das Fernliegende nimmt sich poetisch aus, in der

Geschichte, wie in der Landschaft. Das ist wohlfeile Poesie, die theils auf der Entfernung, theils auf der Willkür der Darstellung beruht. Der wahre Dichter, wie der wahre Volksfreund, erkennt die poetischen Keime in der Gegenwart und sucht die schöne Mannigfaltigkeit des Lebens auf die Freiheit der Bewegung zu begründen. Die halben Poeten freilich, versenken sich in die Vergangenheit und jammern über die Gegenwart, die sie nicht verstehen! — Schiller's „Glocke“ enthielt zu ihrer Zeit die wahre „Poesie der deutschen Arbeit“ und wurde dafür auch von den Romantikern, wie billig, gründlich verachtet.

Alle diese Betrachtungen sind mehr gegen die Riehl'schen Tendenzen, als gegen Riehl's Leistungen gerichtet. Wir wiederholen es: in seinen Schriften finden sich feiner Beobachtungen und poetischer Auffassungen gar viele. Seinem eigentlich vorgesteckten Ziele aber kommen andere Schriftsteller viel näher; ich möchte hier ein, scheinbar auf einem anderen Gebiete liegendes Buch erwähnen, um zu zeigen, wie man sich des Stoffes bemächtigen soll, um den Riehl herumgeht, — ich meine Bonnemère's vortreffliche „Geschichte des Bauernstandes“; Bonnemère behandelt auch die Zustände der Gegenwart mit ausreichender Gründlichkeit und mit ebenso viel Liebe zur Sache, als Sachkenntniß. Oder soll ich Monteil's „Geschichte der Franzosen der verschiedenen Stände“ nennen, oder Mayhew's Studien über die englischen Volksklassen? — Von diesen Männern erhebt freilich kein Einziger den Anspruch, eine neue Wissenschaft begründet zu haben. Der Stoff ist auch vorzugsweise geschichtlich oder deskriptiv zu behandeln. Eine Wissenschaft dagegen ist ein logisches Ganze von bestimmten, sich gegenseitig bedingenden Wahrheiten. Wer wollte aber aus Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“, einem gewiß schätzenswerthen Buche, oder gar etwa aus Bogumil Goltz's aphoristischen Schilderungen, oder aus Dr. Wuttke's

„deutschem Volksaberglauben der Gegenwart," oder aus dem Allen zusammengenommen, einen besonderen Zweig des akademischen Studiums machen?! — Das sind angenehme Seitenwege, die von der Hauptstraße der Wissenschaft abführen.

Neben den französischen und englischen Schriftstellern, die oben genannt wurden, muß vor Allen Bastiat gepriesen werden, der, wie kein Anderer vor oder nach ihm, in seinen «Harmonies économiques» den Organismus der arbeitenden Gesellschaft objektiv entwickelt und zugleich seine poetische Seite, zur Versöhnung aller Interessen, lebendig dargestellt hat. Hier ist die Wissenschaft des modernen Staates und in dieser freiheitlichen Auffassung desselben unendlich mehr Idealität, als in Allem, was Riehl hervorgebracht und hervorgerufen hat!

---

## 7.

## J. Streiter über Tyrol.

(Studien eines Tyrolers. Von J. Streiter. 1862.)

Ein wackerer Streiter ist dieser Bürgermeister von Botzen, der die Fahne der Gewissensfreiheit in der „Grenzfestung des Ultramontanismus" seit langen Jahren hoch hält, und zwar ohne Geprahle und ohne Gepränge, aber mit sicherer Ausdauer und bescheidener Selbstverleugnung.

Das vorliegende Buch scheint aus einzelnen, zu ganz verschiedenen Zeiten geschriebenen, größeren Zeitungsartikeln zusammengestellt zu sein; doch bildet es ein Ganzes mit vielleicht mehr innerer Einheit, als wenn es absichtlich in Einem Zuge geschrieben wäre. Die Einheit des Buches liegt im Geiste des Verfassers begründet und mehr noch in seinem

bestimmten Verhältnisse zu dem Gegenstande. Sein Buch enthält eine höchst gelungene politische Physiologie eines interessanten, dem größeren Leserkreis nur oberflächlich bekannten Landes.

Streiter beginnt mit einem Hauptabschnitt in der neuesten Geschichte Tyrols, mit der Wiedereinführung der Jesuiten nämlich. Wie liebedienerische oder fanatisch bornirte Beamte ihnen ein Pförtchen geöffnet haben, wie sie sich unter der verstohlenen Gunst des Augenblicks eingeschlichen, sich dann allmälig der Gewissen und der Geldbeutel bemächtigt, von dem Allen wird hier ein allgemein gültiges, höchst lebendiges Musterbild aufgestellt. Tyrol war ein prädestinirter Boden für das Unkraut, das so üppig darauf emporschießen sollte. Blinder Stolz ist selten ein Zeichen wirklicher Größe, weder bei Individuen, noch bei Völkern. Wie viel man auch von dem Nationalstolz der Engländer und Franzosen zu erzählen habe, er ist mit dem der Türken oder Dänen nicht zu vergleichen, so wenig, als dieser mit dem Nationalstolz noch kleinerer, abgesonderter, von der großen Heerstraße der Weltgeschichte seitab gelegener Volksstämme. Das Nationalbewußtsein scheint auf dieser Skala im umgekehrten Verhältniß zu den Verdiensten zu steigen, aber im direkten Verhältniß mit der Isolirung, d. h. der Unkultur. Montenegriner und Tyroler halten sich für die Auserwählten des Herrn, und das nur um so unerschütterlicher, je weniger sie von der Außenwelt wissen, je weniger sie von dem Hauch der Civilisation durchweht werden. Da ist eine Angst vor jeder fremden Berührung, als ob sie E n t w e i h u n g wäre, eine vererbte Verachtung des Fremdartigen, ein ängstliches Festhalten der angestammten Beschränkung und Beschränktheit. Der Herrschsüchtige, der die Schlüssel des Glaubens in Händen hält, bestärkt darin und narrt die armen Teufel mit ihrer vermeintlichen Gottähnlichkeit, die auf Unkenntniß und Abschließung beruht.

Man hat Tyrol mit der Vendée verglichen und nicht mit Unrecht. Der heldenmüthige Kampf von 1809 beruhte bekanntlich auf einer eben so argen Düperie, als die Erhebung der Vendéer und bretonischen Bauern für die Privilegien des Adels. Hätten diese gesiegt, so hätten sie über die Dankbarkeit des Adels und die Heiligkeit des gegebenen Wortes ungefähr dieselben Betrachtungen anstellen können, wie des Sandwirths Waffengefährten und Landsleute über den berühmten „Dank vom Hause Oesterreich“, das sie nicht nur, wie allbekannt, preisgab, nachdem es sie aufgestachelt*), das sich später nicht einmal zur nothdürftigsten Herstellung der angelobten Verfassungsrechte entschließen konnte, — der populäre Kaiser Franz hatte einen Widerwillen gegen dergleichen, bequemte sich aber in Zeiten der Noth, das wenigstens zu versprechen, was er nie zu erfüllen gedachte; — sogar der dienstfertige Agent (Hormayr), der die Tyroler in österreichischem Auftrag und Interesse bearbeitet hatte, wurde einige Jahre danach (1813) als unbequem verfolgt, verhaftet und fand später seine Zufluchtsstätte bei dem damaligen „Erbfeind“ Bayern, aus dem im Laufe der Zeiten, trotz vielfach erlittener Unbilden, ein so eifriger und bereitwilliger, aber freilich nicht sehr zuverlässiger Bundesgenosse für Oesterreich geworden. — Weder die Bauern der Vendée, noch die Tyroler Pfaffenknechte waren servil im eigentlichen Sinne des Wortes; welches Volk wäre das auch! Sie waren nur verblendet und leicht zu gängeln; sie glaubten für ihre eigene Sache zu streiten und zu wagen. Es waren wirkliche Freischaaren, keine willenlosen Glieder eines stehenden Heeres; der religiöse Fanatismus vermag vortreffliche Guerillas zu bilden und einen Krieg zu führen, bei

*) Sogar die Offiziere, welche Andreas Hofer's irdische Reste aus Mantua nach seiner Heimath brachten, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt (1823) und kamen nur zur Noth mit einem Verweise davon.

dem Weiber und Kinder sich betheiligen. Die Pfaffheit verstand es, namentlich bei solchem abgesonderten Bergvölkchen, seit jeher, sanft zu bethören, den Willen zu fangen, den Geist zu umnebeln und das Trugbild einer selbstisch engen Freiheit vorzuspiegeln, neben welcher die, allerdings ungeschickten, josephinischen Emanzipationsversuche wie ein unerträglicher Despotismus erschienen. Nach Joseph II. und Leopold II. ging auch die weltliche Macht Oesterreichs bei der Hierarchie in die Schule; aber dem ersten entschiedenen Widerstande gegenüber verlor sie den Kopf und wurde einfach brutal. Natürlich, sie glaubte selbst nicht an sich, wie die geistliche Macht.

„Das schöne Land Tyrol" ist durchaus nicht blos von Gemsenjägern und Kuhhirten bewohnt: auf seinen Landtagen saßen von Alters her vier Stände, unter denen der Bürgerstand freilich sehr zurücktrat. Es hat auch eine Universität, eine, von der Börne's Wort gelten mag, daß sie die Bevölkerung auf zehn Meilen in die Runde verdummt. Aber es hat auch wirkliche Gelehrte und freisinnige Männer hervorgebracht, wie Hormayr, Fallmerayer u. A. m. Herr Streiter selbst ist ein ächter Tyroler; man merkt das nicht blos an der zürnenden Liebe zu seiner gebirgigen Heimath, an gewissen sprachlichen Eigenthümlichkeiten (wie z. B. „farcht" statt fürchtete) und einer populären Lebendigkeit des Ausdrucks; man merkt es zumal an dem ungerechten Haß gegen das sogenannte Wälsch-Tyrol, das, trotz einiger staatsrechtlichen Thatsachen, seiner innersten Natur und seiner Geschichte nach, zu dem eigentlichen Tyrol noch viel weniger gehört, als auf der anderen Seite das ehemals zum Schwäbischen Kreise gehörige Vorarlberg, das wenig Klerus und keinen Adel besitzt. Allerdings sind die Bezirke von Trient und Roveredo deutsches Bundesgebiet und, wie es scheint, dem österreichisch-deutschen Defensivsystem unentbehrlich; wirklich deutsche Gemeinden liegen dazwischen oder doch in

nächster Nähe. Allein daß diese Bezirke in keinem naturgemäßen Zusammenhange mit dem eigentlichen Tyrol stehen, daß sie fortwährend von den Tyroler Ständen und der Landesregierung hintangesetzt und dummerweise erbittert wurden (z. B. bei der Etsch=Regulirungsfrage), das wird selbst nach Streiter's oft leidenschaftlicher Darstellung unwiderleglich klar.

Doch kehren wir zu dem Anfange zurück: Der Anfang aller Dinge in Tyrol sind die Jesuiten. Der Vorhang geht auf und Streiter zeigt uns, was sie sind und w i e sie wirken. Ihre Wiedereinführung geht auf die Krönungsfeierlichkeiten des Jahres 1838 zurück; es war die Zeit von Droste=Vischering und den Kölner Wirren; die Ausstellung des heiligen Rockes wurde schon vorbereitet. Bescheiden, in kleiner Anzahl, unter schüchternen Vorwänden, zogen sie ein: wie Lämmer sind sie gekommen, wie Wölfe haben sie gehaust — sind aber nicht, um dem Diktum des Kirchenfürsten vollständig zu entsprechen, wie Hunde hinausgejagt worden. Erst übernahmen sie eine Ritter=Akademie und dann ein Gymnasium; es waren fünf Ordensmitglieder unter einem Vorgesetzten. Im Beginn erhielten sie sich aus eigenen Mitteln; nach einigen Jahren war ihnen das ganze Land tributär, und das Jahr 1848 fand sie im Besitz großer Reichthümer und weit umfassender Liegenschaften, die damals, der Sicherheit halber, auf den Namen von Privatleuten eingetragen waren. G l a u b e n s r e i n h e i t und G l a u b e n s e i n h e i t waren die Parolen, mit denen das arme Volk seitdem für die verschiedenartigsten Sonderinteressen mißbraucht ward. (Die Austreibung der gewerbfleißigen Zillerthaler geschah im Widerspruch mit dem Toleranzedikt und anderen klarsten Landesgesetzen.) Anfangs wurde die Uneigennützigkeit der Jesuiten als Lehrer in allen Tonarten gerühmt, andere Lehrer wurden „besoldete Miethlinge“ gescholten; bald aber nahmen Jene nur noch r e i c h e Schüler

zu hohen Preisen an. Und was Diese baar auszahlten, war noch lange nicht ihr größter Verlust. — Die Jesuiten und ihre Affiliirten trieben es so, daß sich um die Mitte der vierziger Jahre zu Innsbruck eine Opposition gegen sie erhob, die sich der, damals unter dem Censursystem gestatteten Mittel vorsichtig, aber ohne Zweideutigkeit bediente. Allein die Censur war der Geistlichkeit übertragen. Und das Volk da draußen auf den Bergen, wo nach dem Dichter die Freiheit wohnt, das hatten sie fest und sicher umgarnt. Was sie scheinbar unentbehrlich machte, das war der systematisch betriebene Verfall des weltlichen Unterrichts: Die Volksschullehrer wurden nach einem dreimonatlichen Vorbereitungskursus mit Jahresgehältern von 25 bis höchstens 50 Gulden bestallt. Denn Kaiser Franz hatte die Maxime: „Ich brauche keine gelehrte, sondern nur gute Unterthanen.“

Die guten Unterthanen wurden denn auch auf starke Proben gestellt. Neben dem unerträglichen Steuerdruck, der Censur und der vierzehnjährigen Dienstzeit, die in den vierziger Jahren zwar auf dem Papiere, aber nicht in Wirklichkeit auf acht Jahre herabgesetzt ward, herrschten Stock und Peitsche. Unter dem Namen von Ungehorsams- und Lügenstrafen wurde die grausamste Tortur fortwährend angewandt. Daß selbst die wissenschaftliche Behandlung des Civilrechts von den Machthabern gefürchtet ward, davon giebt das Verbot Zeugniß, welches gegen die Interpretation der Gesetzbücher, ja selbst gegen die Veröffentlichung richterlicher Entscheidungen bis 1848 auf administrativem Wege aufrecht erhalten wurde. Mit solchen Mitteln gelang es der Verwaltung, die bestehenden Gesetze unbrauchbar zu machen und nach Belieben für einzelne Fälle aufzuheben. So wurde plötzlich das gemeine Recht für Tyrolische Forstsachen außer Kraft gesetzt, und sämmtliche Auen, Alpen und Forste des Landes als „Hoheitsrecht“ vom Aerar in Anspruch genommen. Da sich die Landesgerichte endlich zu widersetzen erkühnten, so wurde

das Berggericht zu Hall, welches unter den Finanzbehörden stand, durch allerhöchste Beschließung als das einzig kompetente Forum für Waldstreitigkeiten erklärt. — Dies ist ein Exempel für Viele, was der patriarchalische Staat unter Gerechtigkeitspflege verstand. Dabei wurde in allen Reskripten mit der ekelhaftesten Heuchelei von der unermüdlichen „Sorge um das Landeswohl" geprahlt.

Als Kaiser Franz sich 1809 in mehreren Handschreiben an seine „lieben, getreuen Stände Tyrols", an seine „Kinder" von Tyrol wandte, bedauerte er auf das Schmerzlichste, daß er ihnen im Augenblicke der Trennung (1805) nicht ihre alte angestammte Verfassung habe gewährleisten können. Fünf Jahre später mußten sich die „Kinder" glücklich schätzen, wieder in den Besitz des Vaters zu kommen, aber von der Verfassung war kaum mehr die Rede. Endlich nach zwei Jahren wurde „die, unter der vorigen Regierung aufgehobene, ständische Verfassung Tyrols wiederherzustellen beschlossen, jedoch mit den „Verbesserungen, welche die veränderten Verhältnisse und das Bedürfniß der Zeit erheischen." Demnach wurden die alten vier Stände (Prälaten, Herren und Ritter, Bürger, Bauern) wieder zu neuem Scheinleben galvanisirt: dreizehn Abgeordnete für jeden Stand, bei den niederen Ständen landesherrliche Bestätigung der „freien" Wahl auf Lebenszeit des Gewählten; jeder Stand wählte nur aus *seinen* Gliedern; und derartige hübsche Einrichtungen mehr! Außer dem Recht der Bitten und Vorstellungen hatten sie nur die Umlage der für Tyrol ausgeschriebenen Steuern zu besorgen, einen Theil der Staatsschuld als Landesschuld zu übernehmen; daneben allerlei Spuck mit Adelsmatrikeln und zwölf Landeserbämtern; und Das ward für historisches Recht ausgegeben! — Diese Stände verspotteten die Eisenbahnen als „Poesie" und verschoben die Fragen der Grundentlastung, wie der Etschregulirung,

aber sie beschlossen Prozessionen, unterwarfen das Land den Liguorianern und vertrieben die „Inklinanten“ (Andersgläubigen). Während sie die Quellen des Wohlstandes so theils verstopften, theils versiegen ließen, verhinderten sie die Ueberlastung des Landes mit Steuern nicht. — Das Bischen Industrie, welches in dieser Periode aufkam, ward von Schweizern eingeführt, die der billige Arbeislohn und andere Fabrikationsbedingungen, z. B. große Wasserkräfte, anlockten. Sie konnten aber die massenhafte Auswanderung nicht aufhalten.

Da brach die Sündfluth von 1848 herein, aber die Wogen erreichten unmittelbar kaum Tyrols hohe Berge. An Wünschen und Forderungen fehlte es freilich auch hier nicht, aber sie waren eigener Art. „Der Unterschied vom Streit in den vorwiegend protestantischen Staaten lag darin, daß man dort Gleichberechtigung, hier aber unbedingte Alleinherrschaft anstrebte,“ für den Glauben nämlich. „Das deutsche Tyrol — sein südlicher, italienischer Theil war darin klüger — hatte, vermöge der Stimme der irregeleiteten Menge, von der Bildung des ersten politischen Vereins bis zum Attentate eines Bauernkongresses bei seiner gesammten parlamentarischen Vertretung in und außer den Bergen nur e i n e zarte Angelegenheit des Herzens und Gewissens: j u n g f r ä u l i c h  z u  b l e i b e n  i n  s e i n e m  B e k e n n t n i ß.“ Natürlich sind von diesem Standpunkte aus alle Verfassungen, Grundrechte u. s. w. nur sündhafte, gräuelvolle Ausgeburten der Hölle; und die „Jungfräulichkeit des Glaubens“ bot nebenbei noch eine scharfe Waffe gegen alle Grundentlastungs- und Zehntablösungs-Gesetzentwürfe.

Etwas freilich mußte hier und da auch geboten werden; als die erste Nachricht von der Wiener Revolution und dem k. k. Patent vom 15. März ankam, hoffte der Gouverneur zwar, daß die „treuen Tyroler und Vorarlberger ihren Dank für die allerhöchste Gnade vor Allem durch Aufrecht-

haltung der Ruhe und Ordnung beweisen" würden, aber er versprach doch — den Viehbesitzern ein Drittel Salz mehr, als bisher, zu niedrigem Preise! Der Salzpreis enthielt nun lange nicht die schwerste Bedrückung des Tyrolers, und es kam, nachdem die Schleusen einmal geöffnet waren, zu einer mit zehntausend Unterschriften bedeckten Petition, die, neben Herabsetzung der Steuern und Vereinfachung des chikanösen Stempelgesetzes, auch für das Volksschulwesen und die Annäherung an Deutschland dringende Wünsche enthielt.

Als der Sturm verhallte und die ungewohnte Begeisterung bald der mattherzigen Ernüchterung Platz machte, da standen die Pfaffenführer schon in Reih und Glied, hier einen Schwankenden ganz abwendig zu machen, dort einen Schreier zu erkaufen und der thörichten Menge die Hölle heiß zu machen. Es regnete von unmaßgeblichen Bedenken, „treuherzigen Worten an die lieben Landsleute" und den perfidesten Verdächtigungen gegen Alle, die nach Gleichberechtigung strebten. Die Konstitution wurde einem „Rahmen ohne Bild" verglichen, für das man die ständische Verfassung, das alte Erbstück der Ahnen, nicht hingeben dürfe. Dann wieder wurden gegen das Schrecknis der modernen Verfassung Bittgänge „mit dem Gnadenbilde Mariahilf" veranstaltet. Um diese Zeit war der Klerus, der sonst Thron und Altar gemeinsam, den Thron am Altare zu schützen vorgab, nicht sehr loyal: in dem Kampfe gegen die wälschen Tyroler blieb er sorglich neutral und versagte alle Hülfe, die von ihm hätte ausgehen können.

Desto lebhafter beschäftigte ihn von Anfang an das Verfassungswerk. Da das k. k. Patent vom 15. März die Betheiligung von Abgeordneten der Provinzialstände in Aussicht gestellt hatte, so berief der gouvernirende Landeshauptmann auf den 17. April zwölf Mitglieder des ständischen Kongresses, je drei von jedem Stande; daß davon zwei Bauernvertreter ausblieben, verschlug den Uebrigen

Nichts. Die tyrolischen Anträge gingen auf eine breitere ständische Vertretung mit mehr Geistlichen und mehr Grundherren, mit Virilstimmen für Bischöfe und Kuriatstimmen für Stifter. — Zum Glück machte das Alles damals keinen Eindruck in Wien, wo man auf die zerfahrenen partikularistischen Tendenzen vieler Provinzen längst vorbereitet war. Um so rascher steigerte sich gerade der Partikularismus in der „gefürsteten Grafschaft Tyrol", deren leitende Dunkelmänner sich in Träumen künftiger Unabhängigkeit wiegten, und diese Träume durch heftige, mit freiheitlichen Phrasen gespickte Proteste gegen die Einwirkung von Außen zu verwirklichen hofften. Die Pfaffen agirten selbständiger, als vorher, — unbehelligt von der, sonst Alles behelligenden Büreaukratie. Da wucherten die Piusvereine, Geißlervereine und der sogenannte „konstitutionelle Katholikenverein" „zur Wahrung und Beförderung der katholischen Interessen und der Grundsätze der konstitutionellen Monarchie mit Berücksichtigung der eigenen Provinzialverfassung" (sollte heißen: der nicht abzulösenden Zehnten und sonstigen Feudallasten.) Mit solchen Mitteln wurden die Wahlen nach Wien und Frankfurt geleitet. In den Wahlprogrammen wurde unter der Firma „Verbesserung des Volksschulwesens" die Abschaffung des Zwangs zum Lesen- und Schreibenlernen, natürlich mit Vorbehalt des Religionsunterrichts, eingeführt; statt vom Anschlusse an den deutschen Zollverein, war nur noch von „naturgemäßen Mittelzöllen" die Rede; die Selbständigkeit der Gemeinden bedingte nur den Ausschluß aller Fremden, Heirathsverbote und andere mittelalterliche Zwangsanstalten mehr, die uns zum Theil auch noch aus dem Mecklenburger Lande bekannt sind. Namentlich aber wurde der Landtag aufgefordert, „den Kampf gegen die, im Bundesgesetz zu Frankfurt ausgesprochene, öffentliche Religionsfreiheit und gegen die §§. 17, 27 und 31 des Reichsgrundgesetzes für Oesterreich zu übernehmen."

Die Wahlen entsprachen diesen Vorbereitungen: die Parlamentsglieder aus Tyrol erregten das Erstaunen der civilisirten Welt. Dann kam die vom „katholischen Konstitutionsverein“ kolportirte Riesenpetition gegen Gewissensfreiheit, die mit 125,000, mehr oder weniger apokryphen Unterschriften bedeckt war, wogegen die liberale Petition früher kaum 10,000 erlangt hatte; die Proskriptionsliste gegen 38 Liberale, von denen Einzelne wirklich mißhandelt wurden, Alles in majorem Dei gloriam, d. h. für tyrolische Rechtsgläubigkeit, auf daß, wie das Stichwort hieß, Tyrol Tyrol bleibe und seine altständische Verfassung behalte, die so alt sei, als das deutsche Volk! — Auf dem konstituirenden Landtag galt es zunächst, das Wahlrecht möglichst einzuschränken; dabei wurde die bisher geringe Betheiligung der niederen Stände als ein Motiv für die Verminderung ihrer Wahlrechte angezogen. Dann kamen die Intriguen für die bestehenden Grund- und Feudal-Belastungen. Allein alle deßfallsigen Entwürfe und Beschlüsse fanden durch die, für das gesammte Kaiserreich oktroyirte Verfassung und das allgemeine k. k. Grundentlastungspatent vom 17. August 1849 ein Ende.

Am 7. Mai 1848 war die Aufhebung des Jesuitenordens als einer „der öffentlichen Ruhe gefährlichen Gesellschaft“ kraft Ministerial-Erlaß vollzogen worden. Die Ausführung dieses Dekrets ward in Tyrol unter allerlei Vorwänden fünf Monate lang (bis in den September) verzögert, wodurch die Affiliirten Zeit gewannen, alles bewegliche und unbewegliche Vermögen in Sicherheit zu bringen. Wenn vorher die Erhaltung des Ordens beim Erzherzog Johann als „zeitgemäß“ befürwortet worden war, so wurde später mit Volksaufständen für denselben gedroht, und die Stutzen von 1809 wurden mit Geräusch von den Wänden herabgenommen. Die Pfaffenblättchen, zum großen Theil unter der Leitung des berüchtigten Professors Moy aus München,

forderten: 1) Religionseinheit; 2) Erhaltung aller in Tyrol bestehenden Klöster; 3) Protest gegen die Einziehung der Kirchengüter, „da sie Tyrolergut sind"; („die Tyroler haben keine Staatsschulden gemacht und tilgen sie auch nicht".) — Das war der, seit 1809 berühmte, österreichische Patriotismus der Tyroler: Glaubenseinheit statt, ja gegen Staatseinheit. So sagten sie zur Begründung einer vierten Forderung, die auf „Gewährleistung der alten und gerechten Einkünfte für die Priester" ging, nur der Papst könne die Ablösung des Zehnten erlauben, und ferner: „Wir protestiren gegen die Beschlüsse des abscheulichen Reichstages zu Wien; wir nehmen weder von diesem, noch von jenem zu Frankfurt etwas Nachtheiliges an. Wir haben einen eigenen Landtag" u. s. w. Dergleichen Brandschriften wurden in zentnerschweren Massen über das Land zerstreut, mit Fäusten und Knütteln unterstützt. Vor diesem Terrorismus wichen Anfangs selbst die Beamten zurück; ein fanatisches Bauern-Regiment stand vor der Thüre; auf einer Bauernversammlung zu Meran wurde (am 8. Oktober) ein großer Bauernkongreß nach Sterzing ausgeschrieben. Die Bewegung drohte den kaiserlichen Behörden über den Kopf zu wachsen; da aber die Führer schließlich gern auf Unterhandlungen eingingen, das am Narrenseile geführte Volk selbst eigentlich willenlos war, so gelang noch ein Einlenken zur Zeit, nicht ohne drohende Vorbehalte, welche die im ganzen Reiche wieder an's Ruder gebrachte Reaktion bald als überflüssig erscheinen ließ. Die aufgestachelten Leidenschaften wurden auf Kommando beschwichtigt; und Streiter schließt seine historische Darstellung mit den Worten: „Die beißendste Ironie lag wohl darin, daß die gehetzten Bauern auf das Kommando der geistlichen Führer gegen ihren eigenen Antrag stimmten, für den sie ihre Fäuste einzusetzen gedachten."

Wir müssen uns versagen, auf die Einzelnheiten dieser

ganzen geschichtlichen Entwickelung einzugehen, die Streiter in mehreren, neben einander laufenden, politischen Genrebildern durchführt. Dazwischen stehen die Charakteristiken der hervorragendsten geistlichen und weltlichen Leiter, verschiedener politischer Achselträger und parlamentarischer Intriguanten, in deren wechselnden Physiognomien sich die jedesmalige Situation abspiegelte. Da ist Graf Brandis, der Gouverneur aus der alten Schule, der mit seinen kleinen Regierungs-Hausmittelchen und sonstigen Temperamenten auch in die neue Bewegung sich zu schicken und gegen den Strom durchzulaviren versteht. Da sind die Brüder Giovanelli, die den Jesuiten die Bahn eröffnet haben, dann beim Sturm unterducken und bei erster Gelegenheit wieder auftauchen. Da sind die weltlichen Werkzeuge der Geistlichkeit: die Deputirten Dr. Schüler, Dr. Fischer, Albert Jäger; lauter Leute, die nach oft veränderten Rollen im Schooß der gnadenreichen Kirche mit voller Absolution wieder aufgenommen werden; dann der Hanswurst Beda Weber, der im neunzehnten Jahrhundert den Pater Abraham a Santa Clara zu spielen versucht und in dem sonst aufgeklärten Frankfurt am Main wirklich eine Gemeinde gewinnt, die ihn eine Zeit lang ernsthaft nimmt. Kurz, eine Fülle politischer Genrebilder aus der Zeit! Wir finden hier alle Elemente einer raffinirten, ja verderbten, politischen Welt inmitten eines mehr als naiven Volkes, das seinen kostbaren Glaubensschatz mit dem Preisgeben aller irdischen Güter und weltlichen Rechte erkauft. Würde es frei, unterrichtet oder wohlhabend, seine Gläubigkeit wäre gefährdet, verloren. Sie ist es nicht, dafür wird gesorgt! — —

Bekanntlich wurde vor Jahr und Tag die pfäffische Artillerie Tyrols wieder gegen das neue Reichstags- und Gesammtstaats-Programm in's Feld geführt, so daß hier die Klerikalen, wie im Norden der Monarchie die Hocharistokraten, den auf den Dualismus hinauslaufenden Forderungen der Ungarn wider Willen in die Hände arbeiteten.

Die Unzufriedenheit der Tyroler ist ein unbestrittenes Faktum; fraglich ist nur, welchen Ursachen sie zuzuschreiben ist. Die Sage geht, daß sie mit Wehmuth und Sehnsucht ihren, über die bayrische Grenze entschwindenden Silberlingen nachschauen, und daß manche politische Thatsache von heute sie über ihre gestrigen und vorgestrigen Irrthümer aufklärt.

---

## 8.

## De Maistre als Diplomat.

### (1858.)

War Joseph de Maistre wirklich kein Absolutist? Die Deutschen, denen der wunderliche Mann bis jetzt nur durch Kompendien oder sonst aus zweiter Hand bekannt ist, werden diese Frage höchst lächerlich finden. De Maistre und Bonald werden ja gewöhnlich in einem Athem zitirt von denen, die beide nur vom Hörensagen kennen. Auch Bonald war kein Absolutist, sondern ein konsequenter Klerokrat, ein illiberaler Guelfe, ungefähr wie Dante ein liberaler Ghibelline war. Es giebt ja überhaupt unter den Menschen, die denken, reden und schreiben, keine konsequenten Absolutisten, und gerade de Maistre beweist uns das. Dieser irrende Ritter der monarchischen Treue, dieser Don Quixote des Royalismus hatte zum Grundsatz: „Man muß unaufhörlich den Völkern die Wohlthaten der Autorität und den Königen die Wohlthaten der Freiheit predigen." — Da der vornehme Mann mit den Völkern durch die Druckerpresse, mit den Fürsten aber unter vier Augen zu sprechen pflegte, so ist uns natürlich die erste Hälfte des Programmes besser bekannt und tiefer eingeprägt worden, als die zweite. Er

sagte auch: „die Mißbräuche führen zu Revolutionen, aber die Revolutionen führen nicht zu Reformen.“ Allein er pflegte den zweiten Theil dieses Satzes öfter zu wiederholen, als den ersten. Wahrscheinlich wäre der Verfasser der „Petersburger Abende“ und der „Betrachtungen über Frankreich“ gar nicht zu solchen zweischneidigen Wahlsprüchen gekommen, wenn er nicht im praktischen Leben die Höfe und ihre Häupter aus der Nähe kennen gelernt hätte. Er verdammte ihre Laster und Schwächen schärfer, weil er ein geistreicher Mann war; und weil er ein geistreicher Mann war, wurde er schärfer von ihnen mißhandelt. Selbst in den Zeiten der Noth, wenn die Großen der Intelligenz bedürfen und sich verzweifelnd an redliche Männer von Geist, wie de Maistre, wenden, vermögen sie es noch nicht über sich, ihren Widerwillen und ihr Mißtrauen gegen solche Naturen zu überwinden. — Die Emigration hatte damals an de Maistre und Rivarol zwei brillante Publizisten, wie eine Aristokratie im Glücke sie vielleicht niemals hätte aufkommen lassen, und auch im Unglücke konnte sie ihren Uebermuth gegen den Geist nie ganz verläugnen. Indessen waren beide mit der scharfen Waffe der Ironie ausgestattet, die bei Freund und Feind Respekt gebietet.

Macaulay macht einmal die Bemerkung, daß die meisten Biographien zu Apologien werden; das liegt in der Natur der Sache. Und das Buch, welches die obigen Betrachtungen in uns erweckt hat, muß um so mehr mit kritischer Vorsicht aufgenommen werden, als es von vornherein einen apologetischen Zweck verfolgt. Da die Reaktion ohnedieß gerne mit liberalen Phrasen prunkt, so war das beabsichtigte Verfahren nicht allzu schwierig. Man könnte in dieser Beziehung selbst in Gentz's Schriften viele Analogien mit de Maistre auffinden, namentlich was die oben erwähnte Gravitations-Theorie betrifft.

Joseph de Maistre's*) „politische Denkschriften und diplomatische Korrespondenz" sind jetzt von einem jungen Turiner Gelehrten zum ersten Male veröffentlicht worden. Der dicke, ziemlich ausführliche Band erschien in Paris, wie es scheint, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich und unter der Aegide des Grafen Cavour. Das ganze Werk athmet den reinsten Haß gegen Oesterreich, und das ist wohl auch das vollständigste Beweis-Thema der ganzen Arbeit, und dasjenige, um welches es dem piemontesischen Minister vorzugsweise zu thun war. Daß das Haus Savoyen im Anfang dieses Jahrhunderts durch Oesterreichs Verrath zu Grunde ging, ist im Eingang bis zur letzten Evidenz erwiesen. Ein Blinder hätte damals schon sehen können, daß Oesterreich, einem natürlichen Antagonismus und einer ererbten Politik folgend, diesen „Alliirten wider Willen" opfern mußte, und Sardinien vertraute auch nur, nicht aus Vertrauen, sondern aus Schwäche und Rathlosigkeit. Die Revolution war das Gespenst, welches die Schafe dem Wolfe in den Rachen trieb. Oesterreich ließ sich von seinem bornirten Nachbarn Festungen und Distrikte einräumen, gegen das Versprechen, ihn zu beschützen, und unterhandelte dann über seinen Kopf weg. Als Sardinien das zu spät begriff, warf es sich besinnungslos den Franzosen in die Arme und ward von diesen behandelt wie ein Besiegter, ja schlimmer, als wenn es mit den Waffen in der Hand unterlegen wäre. In der Geschichte der Diplomatie wiederholen sich gewisse Situationen, ungefähr wie in der Kriegsgeschichte dieselben Schlachten und Belagerungen immer wieder an gewissen Punkten vorkommen. Oesterreichs stille Feindschaft, um so gefährlicher, je maskirter sie auftrat,

---

*) Nicht zu verwechseln mit seinem jüngeren Bruder Xavier de Maistre, dem Verfasser der „Reise um mein Zimmer."

verfolgte den vertriebenen König noch, als er hoffnungsarm umherirrte. Vergebens klopfte er an allen Thüren, keine ward ihm aufgethan. Denn für die Kabinette ist das Unglück, gleich dem Fluche Gottes: nicht Kain, der Brudermörder, ist es, der da das Zeichen auf der Stirne trägt, aber Abels Leiche wird noch gemieden, als ob sie verpestet wäre! —

Unter solchen Auspizien trat unser Held in die Diplomatie ein. Ohne Geld, ohne Titel und ohne Mittel, ward er als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg geschickt. Damals wimmelte es von solchen Diplomaten in partibus, welche hohe Prätentionen, aber kein Reich zu vertreten hatten. So Wenige waren treu geblieben, (de Maistre selbst hatte sich in Savoyen, seiner Heimath, von der Liste der Emigrirten streichen lassen, und demnach, mit seinem ererbten Grundbesitz, auch das neue französische Bürgerrecht angetreten!) daß man sich für einen so wichtigen Posten zu dem Manne bequemen mußte, den man sonst gar nicht zu würdigen verstanden und unbequem fand, weil er zuweilen das Richtige traf und gelegentlich die Wahrheit sagte!

Jedenfalls paßte de Maistre vortrefflich zu seinem neuen Amte. Sein leichter, französischer Esprit, seine schlagenden Witzworte brachten ihn rasch in der Petersburger Gesellschaft in Mode und ersetzten dadurch, was ihm an Mitteln zum äußerlichen Glanze abging. Dann hatte er gerade die rechte Mischung von frivolem Geistreichthum und kühner theoretischer Kombination, um auf das Gemüth Kaiser Alexanders I. von Rußland zu wirken, auf welches nur auch von anderen Seiten eben so leicht einzuwirken war. De Maistre konstruirte umfassende Weltorganisations-Systeme, in welchen Rußland den ersten und das sardinische Königreich jedesmal auch einen genügenden Platz einnahm. So vergingen 10 Jahre, und der kalte Winter von 1812 wäre freilich auch ohne de Maistre's Theorien gekommen. —

Seine Gesandtschaftsberichte sind pikant und zeugen von feiner Beobachtung. Man glaube nicht, hier einen unbeugsamen rigoristischen Priester zu finden, eher wäre der gewandte Jesuitenzögling herauszuerkennen. Da wird keine Gelegenheit zum Skandal versäumt, hundert Cancans über des Kaisers Maitressen werden mit Wohlgefallen und Wichtigkeit vorgetragen. Derselbe de Maistre, den der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) bei der Abfassung seiner Protestationen und Proklamationen zu Rathe zog, der selber, seinem Charakter, Geist und Ursprung nach, wesentlich zur französischen Emigration gehörte, versucht Anknüpfungen mit Napoleon und weiß gelegentlich den Feinden seines Prinzips auf's Schönste zu schmeicheln. Aber als Pius VII. zur Krönung Napoleons sich anschickt, da schleppt der Verfasser des Buches „vom Papste“, welcher der Unfehlbarkeit des Papstthums so viele Stützen gebaut hat, seine energischsten Flüche gegen den Papst herbei, „der tiefer als Alexander VI. Borgia das Papstthum entehre.“

Obgleich er alles konstitutionelle Wesen haßt, so empfiehlt er doch seinem Könige, sich der Forderung einer Konstitution unter Umständen zu fügen (wenn dieselbe nämlich von England oder Rußland ausginge!) und weiß die bittere Pille recht geschickt zu versüßen. Ueberhaupt darf man sich einen schönen Begriff von dem Hofe machen, an welchem de Maistre zur Opposition gehört hat. Gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts hatte die Schwärmerei für Friedrich den Großen, der ein kleines Territorium zur Großmacht erhoben, den Turiner Hof zur Einführung einer Militär-Herrschaft bewogen, welche auch dort, statt dem Untergange vorzubeugen, denselben vielmehr beschleunigt hat. De Maistre schrieb einmal seinem Monarchen: „Glauben Sie nicht, daß Ihre Herrschaft in den Nachbarländern gewünscht wird; der Militärstaat ist überall unpopulär. Kann es z. B. selbst in Ew. Majestät Intentionen liegen, daß derselbe Mensch,

welcher wegen drei Wochen Gefängniß von fünf ergrauten Richtern abgeurtheilt werden muß, von jedem unbärtigen Seconde=Lieutenant zu 25 Stockprügeln verurtheilt werden kann!" — Und derselbe de Maistre wurde 1818 Minister in Piemont, Minister eines Königs, dessen Thronfolger zu sagen pflegte: „Meine Soldaten sind in Wien." Auch prophezeite de Maistre auf seinem Todtenbette (1821) den Untergang Europa's; denn, mehr als Napoleon, war ihm das Haus Oesterreich der Erbfeind aller Kultur und alles Glaubens. Nach der Schlacht bei Austerlitz behauptet er steif und fest, Oesterreich habe die Schlacht absichtlich verloren, um Rußland zu verrathen; er giebt darüber so seltsame als merkwürdige Details, denen er übrigens selbst einige Zeit danach (Seite 266 u. ff.) widerspricht. „Die vielhundertjährige Rivalität zwischen Oesterreich und Frankreich", sagt er, „ist endlich von dem Genie der französischen Nation beseitigt, und Oesterreich ist für immer gestürzt!" — „Selbst die Bourbons werden es nicht wieder aufrichten!" — Man sieht, de Maistre war kein Prophet; er hatte überhaupt mehr von einem Fastenprediger, als von einem Jeremias!

Nach Austerlitz sieht er nur noch drei Großmächte, und als vierte Macht Preußen, das bestimmt sei, zwischen Frankreich und Rußland das Gleichgewicht zu erhalten, wie Sardinien zwischen Frankreich und Oesterreich (dem für immer gestürzten Oesterreich!). Sardinien ist überall sein letztes Wort, aber er ist mehr Edelmann als Patriot, und mehr Hausdiplomat als Staatsmann. Die Entschädigung seiner (undankbaren) Dynastie liegt ihm bei all' seinen großartigen Konstruktionen viel mehr am Herzen, als der Wiederaufbau seines Staates. Seinem Fürsten, der sich mit besserem Takt nach der, ihm übrig gebliebenen, Insel Sardinien zurückzog, rieth er, ein Asyl in Odessa anzunehmen, und als einmal davon die Rede war, denselben mit einem

neugriechischen Throne zu entschädigen, schlägt der ultramontane de Maistre sogar einen Religionswechsel vor und meint, über Nacht zur Freigeisterei bekehrt, „Gott verstehe auch Griechisch!" — Ein anderes Mal bekämpft er das Vorurtheil, daß ein piemontesisch-savoyischer Staat im Stande sei, die Alpenpässe gegen Frankreich zu vertheidigen und zu behaupten. Daneben stehen wieder Deduktionen zu Gunsten großer Zwecke und historischer Allianzen, welche als Vorahnungen der Karl-Albert'schen Politik und selbst des faulen Friedens von Villafranca gelten können.

So kreuzen sich die verschiedensten Standpunkte: der große Paladin der Legitimität will dieselbe auch auf den vertriebenen König von Schweden angewandt wissen, dessen unregelmäßige Geburt er doch selber sehr erbaulich mittheilt; der Anhänger des „göttlichen Rechtes" räth seinem König und Herrn zu Ländertausch aller Art und verschmäht bei diesem projektirten Seelenschacher auch die zweideutigen Mittel der Diplomatie nicht. Dann hat er wieder lichte Momente und sagt: „Wir können nur mit den Bourbons zusammen wieder aufleben!"

Das Buch wimmelt von Widersprüchen, Inkonsequenzen und Halbheiten. Aber, so wie es ist, ist es dennoch das interessanteste und vielleicht das wahrste Buch des berühmten Autors. Die geistreichen und frivolen Schilderungen haben ihren Werth, trotz ihres durchgängigen Mangels an innerer Authentizität. Die Kritik Preußens und die Charakteristik vieler russischer Celebritäten ist besonders hervorzuheben. — Allein der junge und jugendliche Herausgeber (Dr. Albert Blanc) hat aus dem gebotenen Material zu viel machen wollen; man kann in de Maistre Alles finden, und Herr Blanc findet sogar, nicht ganz mit Unrecht, Saint-Simonistische Anklänge in seinen theokratischen Träumen. Das moderne sardinische System ist ebenso wenig mit Folgerichtigkeit darin vertreten, als irgend ein anderes logisch durch-

führbares System. De Maistre mag ein redlicher Mann, ein guter Familienvater, ein treuer Unterthan gewesen sein, er war auch ein geistreicher Ironiker, ein Erzähler, ein Frondeur, aber — ein Denker? Nimmermehr! Wer sich darüber noch täuschen könnte, der lese das vorliegende Buch. Und die Männer der Reaktion mögen diesen großen Schatten immerhin in die Rumpelkammer der verbrauchten Popanze werfen. Von den Italienern als Nation ist bei de Maistre nirgends die Rede, und der Satellit des Grafen Cavour konnte kein unpassenderes Substrat für sein Lieblingsthema wählen. Ja, seine eigenen Kommentare beweisen, wie wenig historische Berührungspunkte die Einheit Italiens mit der Größe des Hauses Savoyen hat.

---

## 9.

## Der Prinz Louis Napoleon als Schriftsteller.

(1857.)

Wenn man die prachtvollen vier Groß-Oktav-Bände, welche Louis Napoleon's „sämmtliche Werke" enthalten, in den Bibliotheken aller französischeu Beamten, Höflinge und so vieler europäischen Diplomaten antrifft, so drängt sich der Gedanke auf, daß das Kaiserwerden eines der glücklichsten und erfolgreichsten Mittel für die Verbreitung der Schriften eines Autors ist, und die literarische Ruhmsucht allein könnte schon manchen Schriftsteller zu einem kleinen Usurpations-Versuche verleiten. Anders freilich steht es mit der Propaganda der Ideen. Hat man schon oft die Bemerkung gemacht, daß ein Oppositions-Mitglied, welches Minister wird, einen Theil seiner politischen Bagage hinter sich läßt, um wie viel mehr ist das bei einer so un-

geheuren, unberechenbaren Veränderung der Fall, wie die war, welche aus dem Gefangenen, dem Flüchtling, dem hoffnungslosen Prätendenten einen absoluten Kaiser gemacht hat! Allein die politischen Gedanken des Flüchtlings, welche von dem Kaiser aufgegeben wurden, sind nicht so bedenklich kompromittirt, als diejenigen, welche von ihm in Ausführung gebracht wurden. Die aufgegebenen Ideale kompromittiren nur den Menschen, die ausgeführten Ideen kompromittiren den Staatsmann und den Denker; sie nahmen sich auf dem Papiere erträglich aus, — nicht so in der Wirklichkeit! Die politische Allmacht findet nicht blos ihre Grenze, sondern auch ihre Kritik in sich selbst. Fürsten und Staatsmänner sollten handeln, aber schweigen; sobald sie sprechen, widersprechen sie sich selbst. Exempla sunt odiosa! Aber wo sich das Beispiel selbst anbietet, wie hier, darf man es nicht umgehen.

Zu gleicher Zeit mit den Schriften des Neffen werden, von einer kaiserlichen Kommission, die ersten Bände der Schriften des Onkels (der Korrespondenz Napoleon's I.) herausgegeben. Diese, die Schriften des Onkels, sind nach der That abgefaßt, die des Neffen vor der That. Der Unterschied liegt auf der Hand: jene sind praktisch bedingt, diese sind ideologisch. Dennoch finden zwischen beiden wichtige Berührungspunkte statt. Von des großen Napoleon Schriften und sonstigen aufbewahrten Aeußerungen kennen wir schon die beiden äußersten Endpunkte: die Korrespondenz mit seinem Bruder Joseph und das Memorial von Sanct Helena. Jene zeigt den praktischen Staatsmann in seiner ganzen Kraft, mit seiner praktischen Detailkenntniß, seiner feinen Berechnung, seiner Menschenverachtung, den unverhüllten Plänen seines Ehrgeizes, — ein Polizei-Genie, das nach der Universal-Monarchie strebt. In dem Lascases'schen Buche dagegen ist viel Affektation, viel Roman, nachträgliche Rechtfertigung, Un-

terschiebung hohler kosmopolitischer Motive, Aneignung aller großen Ideen des Jahrhunderts. Alle Fehler wurden von Anderen gemacht, alle liberalen Reformen gehören ihm allein; wenn man Napoleon I. nur noch etwas Zeit gelassen hätte, so wäre der ewige Frieden und die Freiheit in Europa und dessen Nebenländern auf erzenen Grundlagen befestigt worden! —

An diese und ähnliche Phantasmagorien knüpfen die Schriften des Neffen an. Der Prätendent hatte nicht blos ein Reich zu erobern, er hielt sich auch für den Erben eines Systems, und er strebte nur nach der Herrschaft, um dieses, ihm nach der Erbfolgeordnung von 1808 oder 1810 zugefallene Menschheits-Beglückungs-System ins Werk zu setzen. „Das Napoleonische System", „die Napoleonischen Ideen", als theoretische Wahrheiten aufgefaßt, — man muß sich an diese Vorstellung erst gewöhnen. Es sind Schatten, welche zerfließen, sobald man nach ihnen greift, aber diese Schatten vergegenwärtigen uns die wunderlichen Mißverständnisse der Regierungsperiode Louis Philippe's, als die radikale Opposition sich der Reminiszenzen des Kaiserthums bemächtigte, und die Regierung selbst die Asche des Mannes im Triumph einholte, dessen Erben und Verwandten sie die Thore des Vaterlandes verschlossen hielt. Damals schnitzte die Opposition Pfeile aus jedem Holz, denn der Gedanke der Demokratie steckte noch ungeklärt in den Köpfen der glanzsüchtigen Franzosen. In dieser Zeit und unter solchen Voraussetzungen konnte Louis Napoleon als Schriftsteller der Opposition dienen.

Die wenigen persönlichen Dokumente, welche die Sammlung enthält, — sie beziehen sich fast alle auf die Expedition von Straßburg, kein einziges auf die von Boulogne, — zeigen uns den Verfasser als einen, von seiner Mission erfüllten Menschen, und als einen, der an seine Zukunft glaubt.

Aber die theoretischen Produktionen sind ohne wahren Enthusiasmus, es ist eine diplomatische Methode selbst in den „Träumereien", ein kaltes, nüchternes Pathos, das sich sehr leicht in den offiziellen Begeisterungsstyl bestehender Behörden übertragen läßt. Das Ganze ermangelt nicht einer gewissen Einheit; ja, die innere Uebereinstimmung bleibt, im Laufe der Jahre und trotz aller gemachten Erfahrungen, so groß, daß dieselben Stellen Seiten lang in den verschiedensten Schriften wörtlich wiederholt werden. Der Styl ist fleißig korrigirt, die Bilder sind zwar oft gesucht, aber überall bemerkt man die sorgfältige Ausarbeitung eines Menschen, dessen Schriften den wichtigsten politischen Spekulationen dienen sollen, und der glaubt, daß von ihm jedes Wort gewogen werde! — Da er im Programme des alten Napoleonismus blieb, so war ohnedies nicht zu befürchten, daß seine Versprechungen allzu weit gehen würden. Nur mußte er den Napoleonismus in's Friedliche übersetzen. „Das Kaiserthum ist der Friede", — dieser Satz hatte damals nur eine literarisch-oppositionelle Bedeutung. Der Kriegsruhm steckt ja ohnehin schon in dem Napoleonismus drin, und überdies bedarf es des Neuen, um die Völker zu locken. Da Versprechen leichter ist als Halten, so haben alle Prätendenten natürlich leichtes Spiel. Allein mir schien es immer, als ob sie diese Chance ungeschickt benutzten; — indem sie Allen Alles versprechen, erwecken sie bei Niemandem Vertrauen. Wenn man ihnen zuhört, haben sie, Jeder für sich allein und mit Ausschließung aller Uebrigen, das Geheimniß gefunden, die Gegensätze von Freiheit und Autorität, von starker Central-Gewalt und ungehemmter individueller Entwickelung in Harmonie zu bringen. Nur ihr Rezept ist das richtige, sie allein verstehen es, die Dosen zu mischen! — Die Aufgabe, mit allen Parteien zu liebäugeln, ist in Napoleon's Schriften gewissermaßen zum Prinzip erhoben: die

Regierung steht über den Parteien und versöhnt alle Gegensätze; aber da es dazu einer starken Regierung bedarf, so — wissen wir schon gleich, was wir von dieser scheinbaren Objektivität, die sich in einem falschen Zirkel bewegt, zu halten und zu hoffen haben.

Wir finden denselben Ideen-Zyklus — ein System kann man es nicht nennen — in den 1840 geschriebenen «Idées Napoléoniennes», in den «Rêveries politiques» und in einer, von Ham aus datirten, Polemik gegen Lamartine, als dieser (im Jahre 1843) einmal ausführte, Napoleon I. habe die Reaktion fixirt, als dieselbe schon unnöthig, als die Freiheit selbst schon friedlich geworden. Es zeigt sich nicht blos bei dieser Gelegenheit, wie aufrichtig Louis Napoleon bedauerte, den Verfasser der „Girondisten“ nicht für seine Sache gewinnen zu können; er kommt oft auf ihn zurück; er zitirt Cormenin gegen ihn, der damals für einen Radikalen galt, aber er zitirt von Cormenin eine Apologie der Zentralisation, und diese ächt französische Leidenschaft, welche aus dem alten Cormenin einen Bewunderer des ersten Kaiserthums gemacht hatte, trieb ihn ja auch, — man könnte sagen: dieselbe Leidenschaft trieb ganz Frankreich — zur Adhäsion an das zweite Kaiserthum. — Ueberall wird das erste Kaiserthum als das goldene Zeitalter geschildert und eines der Haupt-Argumente besteht dabei in der Vergleichung der Endsummen der Napoleonischen Budgets mit den Budgets unter Louis Philipp. Erstere sind natürlich geringer, aber wie viel theurer war damals das Geld, und es wäre leicht zu erweisen, daß die Steuern vor 50 Jahren weit schwerer zu erschwingen waren, als vor 20 Jahren. — Man sollte glauben, wenn man die Schriften des Neffen liest, der Oheim habe für die, in dem sogenannten Code Napoléon niedergelegte, moderne Gesetzgebung die ausschließliche Initiative in Anspruch zu nehmen, und er habe Europa

nur bekriegt, um die Grundsätze des modernen Rechts und der Gleichheit in allen Ländern einzuführen. Ja, es wird ausdrücklich erklärt, daß Napoleon I. nur die Befreiung und unabhängige Konstituirung aller Nationalitäten im Auge gehabt habe. In einem gegebenen Moment, der leider nicht eingetroffen ist, weil Napoleon I. für die Ausführung seiner humanen Pläne gerade um 5 (sage fünf) Jahre zu früh fiel, würde er den Italienern Venedig und das Vicekönigreich, den Deutschen Hamburg und Westphalen wiedergegeben, würde er aus dem Großherzogthum Warschau einen großen polnischen Staat gemacht haben, um starke, auf sich ruhende Nationalitäten und damit den ewigen Frieden in Europa herzustellen. Die Franzosen selbst würden sich natürlich schönstens dafür bedankt haben! — Wenn solche Behauptungen einer Widerlegung bedürften, so könnten wir dagegen eine diplomatische Studie Armand Lefebure's (des Akademikers, Staatsraths und alten Napoleonisten) anführen, wonach Napoleon's auswärtiger Minister noch unter dem 7. Januar 1814 an Metternich schrieb: „Ein Punkt, von welchem Frankreich niemals abgehen kann, ist, daß die durch Senatsbeschluß mit ihm vereinigten Departements mit ihm vereinigt bleiben. Hamburg, Münster, Oldenburg und Rom gehören zu Frankreich, wie Bordeaux oder Marseille. Sie abzutrennen, käme einer Auflösung des Reiches gleich; und dazu müßte erst eine halbe Million feindlicher Truppen den Montmartre und die anderen, Paris beherrschenden Anhöhen besetzt halten. Anders freilich steht es mit Illyrien u. s. w. u. s. w." Und wie oft hat sich Napoleon I. gegen die Wiederaufrichtung eines unabhängigen Polens erklärt! Freilich hat Napoleon selbst auf St. Helena die Idee der heiligen Allianz (ein schönes Verdienst!), das heißt: das Projekt eines europäischen Föderativ-Systems, für sich in Anspruch genommen. — Der Neffe meint, Napoleon I. sei nur deßhalb gefallen, weil er ein zu rascher, ein zu

kühner und leidenschaftlicher Reformator gewesen, aber er lebe fort in seinen Ideen und Institutionen. „Warum", ruft der Neffe aus, „hätte er die Preßfreiheit fürchten sollen! beschämten nicht seine Leistungen auch die schärfste Kritik?" — Madame de Staël, Paul Louis Courier, der Buchhändler Palm könnten Antwort geben auf diese naive Frage. — Eine starke Regierung, das ist die überall wiederkehrende Manie, eine Regierung, welche, an der Spitze des Zeitalters stehend, die Initiative aller Ideen und Fortschritte in sich konzentrirt! In diesem Sinne wird Wilhelm III. von England mit Louis Philippe verglichen (in „1688 und 1830"), darum wird auch die englische Allianz der Orleans im Style des „National" angegriffen.

Eine starke Regierung in — einer „monarchischen Republik"; monarchisch müsse die Republik sein, weil „der Rhein kein Meer sei", weil Frankreich der stehenden Heere und überhaupt der konzentrirten Staatskräfte bedürfe. Tiefer geht die Kritik der französischen Zentralisation nirgends. Der moderne Konstitutionalismus wird in der bekannten Weise als atomistischer Individualismus kritisirt; Napoleon I. habe statt dessen die „Organisation" versucht. Diese laxen Begriffe von Organisation, Nihilismus u. s. w. sind, wie man sieht, für die widersprechendsten Theorien zu gebrauchen, und Louis Napoleon bedient sich solcher Redensarten gerade so gut, wie de Maistre, Fourier, Stahl oder Professor Riehl in München. „Man zerstört nur Das wirksam, was man ersetzt!" ist eine oft wiederkehrende Phrase, die zwar tiefsinnig klingt, im Grunde aber nicht viel bedeutet; da es in der Politik so wenig, als in der Natur, einen leeren Raum gibt, so tritt von selbst immer etwas Neues an die Stelle des Zerstörten. Dieses Neue nun soll die „Organisation" sein! Nur durch die Organisation von unten herauf, auf Grundlage des allgemeinen Wahlrechtes, welches nicht zu fürchten sei, denn

das Volk sei seiner Natur nach konservativ, könne eine wahrhaft konservative Politik geschaffen werden. Diese Theorie enthält klärlich die Panazee, das Volk in Masse abstimmen zu lassen, aber die Gewalt und selbst die Diskussion davon ganz unabhängig zu erhalten. 1851 und 1852 haben diese herrliche „Organisation" in's Leben gerufen, oder vielmehr in Szene gesetzt. Wir sehen heuer in Frankreich ein allgemeines Stimmrecht, welches zwar keine Bauern und Arbeiter, dafür aber desto mehr Höflinge und Agioteurs in den gesetzgebenden Körper schickt. Wenn Napoleon I., heißt es, länger regiert hätte, so würde er in Frankreich eine liberale Verfassung begründet haben. Die 100 Tage beweisen das! — Aber, mich däucht, Napoleon I. lebt in Napoleon III. fort, und — doch vielleicht wissen wir nicht, was eine liberale Verfassung ist. Wenigstens meinen Persigny und Véron, Frankreich sei freier, als es wisse! — — Louis Napoleon hat bekanntlich auch über den Pauperismus geschrieben, und sich zu jener Zeit damit bei allen Denen, welche die, vom Gefängniß zu Ham aus datirte, Broschüre nicht gelesen haben, in den Ruf eines Sozialisten gebracht. Louis Napoleon's „Vernichtung (Extinction) des Pauperismus" hatte das Verdienst, keinen eigentlich reformatorischen Anlauf zu nehmen und keiner eigentlich sozialistischen Theorie anzugehören. Es ist die Empfehlung von Ackerbau-Kolonien für das Proletaritat mit einigen ausführlichen Berechnungen über deren Kosten und Ertrag, welche, wie alle solche Berechnungs-Tabellen, die Probe der Praxis schwerlich bestanden hätten, und auch seit 1851 klüglich nicht auf diese Probe gestellt worden sind. Es war eine jugendliche Huldigung an die Mode; jeder gebildete Mensch mußte damals ein Spezifikum gegen den Pauperismus entdeckt haben und Diejenigen bewährten ihren gesunden Menschenverstand, welche nicht in der Auflösung des Eigenthums

und der Familie die nothwendige und rasch wirkende Radikalkur erblickten.

Wir übergehen die fragmentarische „Geschichte der Artillerie," welche den vierten Band ausmacht, weil darin wenig Eigenthümliches zu entdecken ist; vielleicht kann dieser Band Männer von Fach interssiren, wir gehören nicht dazu. Bedeutsamer ist eine Kritik des Rekrutirungsgesetzes, worin das preußische Landwehrsystem und überhaupt die ganze preußische Militärverfassung außerordentlich gepriesen werden. — In einem Aufsatze über den Sklavenhandel — natürlich gegen das Durchsuchungsrecht, denn der Artikel datirt aus dem Anfang der vierziger Jahre — heißt es, das Gefühl gegen den Sklavenhandel sei „wahr und ächt, weil populär!" — 1844 wird gegen den Rangtitel ohne Würden (z. B. Duc de Pasquier) polemisirt, nicht als ob das Kaiserthum, sondern als ob die Juli-Monarchie den neuen französischen Adel geschaffen hätte. (Der Herzog von Malakoff?)

Ueberhaupt haben die kleinen Schriften, welche in der ersten Hälfte der vierziger Jahre theils im «Progrès du Pas de Calais,» theils in der kurzlebigen «Revue de l'Empire,» erschienen sind, mehr psychologisches als theoretisch-politisches Interesse. Da wird die Besetzung von Ancona in einer Weise kritisirt, welche Alles eher, als die spätere «Expédition de Rome» errathen ließe. Da wird eine sehr wunderliche Geschichte erzählt, wie Pozzo di Borgo auf dem Wiener Kongresse während der hundert Tage zu spät von Napoleon bestochen worden. Da finden wir einen Aufsatz, der Chateaubriand zur Korrektur vorgelegt worden war, und in welchem der greise Legitimist, bei Besprechung der Volkssouveränität, das Wort „Nation" für „Volk" zu setzen vorschlug.

In einigen Aufsätzen wendet sich der Verfasser den praktischen Fragen zu; z. B. behandelt er die berühmte

Zuckerfrage, den Konflikt zwischen den Interessen der Runkelrübenzucker-Fabrikanten und der Kolonial-Pflanzer, deren vermittelnde Ausgleichung der parlamentarischen Regierung Frankreichs so viel zu schaffen gemacht hat. Der Artikel ist vor des Verfassers Aufenthalt in England geschrieben, und man merkt darin, daß er über das System des Freihandels noch sehr im Unklaren ist. Vielmehr zitirt er Englands Beispiel für seinen protektionistisch vermittelnden Vorschlag, der auf einer gleitenden Skala (sliding scale), ähnlich der damals in den brittischen Getreidezollgesetzen bestehenden, beruht. Wahrhaft sonderbar ist der Eingang dieser praktischen Erörterung, wo der Verfasser — gelegentlich der Zuckerfrage — seine ererbten Sympathien konsultirt. Er gesteht, daß die Erinnerung an den großen Napoleon, der Achard's Erfindung, den Rübenzucker, zum Zweck der Kontinentalsperre eingeführt habe, ihn für das inländische Produkt bestimmen müßte, wenn er nicht mütterlicherseits, durch die Kreolin Josephine, mit dem Kolonialzucker verwandt, und so recht eigentlich zu einer vermittelnden Lösung der Frage geeignet sei! — Das nenne ich Erbweisheit!

Im Jahre 1845 wurde, von Ham aus eine Unterhandlung mit einem Diplomaten von Nicaragua geführt, welcher dem französischen Staatsgefangenen die Freiheit erwirken wollte, um ihn an die Spitze einer Aktiengesellschaft zur Durchstechung eines, beide Weltmeere verbindenden Kanals zu stellen. Louis Napoleon ging bedingterweise auf den Vorschlag ein und schrieb nach den vorgelegten Dokumenten ein Mémoire, welches die universale Wichtigkeit dieser Idee und die praktischen Vorzüge der Oertlichkeit Nicaraguas vor Panama darlegte. Ein weitläufiger Kolonisationsplan — gleichfalls auf Aktien, — welcher den Aktionären ganz enorme Zinsen versprach, wurde daran geknüpft. So hätte der Bonapartismus beinahe auch die Beglückung Cen-

tral=Amerika's in Pacht genommen. Man sollte an die Bereitwilligkeit der Central=Amerikaner, sich dieser Beglückung zu unterwerfen, ohne Weiteres glauben, wenn man in dem Nekrolog Joseph Bonaparte's liest, daß ihm die Mexikaner, das heißt wohl: eine der zahlreichen Parteien dieses unglücklichen Landes, einst die Krone der Inkas, den legitimen Thron Montezuma's, angeboten haben. Aber König Joseph, der ein sehr reicher Privatmann geworden, schrak vor dem Gedanken zurück, die dritte, und wiederum eine so bestrittene Königskrone zu tragen. Auch scheint er die Unternehmungen seines Neffen stets gemißbilligt zu haben.

Zum Schlusse sei einer größeren Arbeit über die Schweiz, vom Jahre 1833 gedacht, welche sich, aus politischen und strategischen Motiven, gegen das Neutralitäts=System der Schweiz erklärt. Napoleon I. habe schon gesagt, das Interesse der Vertheidigung und Selbsterhaltung binde die Schweiz dauernd an Frankreich, nur ein vorübergehendes Interesse des Angriffs könne die Schweiz zur Allianz mit anderen Mächten treiben. Louis Napoleon fügt hinzu, die Schweiz sei der natürliche Verbündete Frankreichs, von Frankreichs Unabhängigkeit hänge auch die Schweizer=Freiheit ab, und darum sei die Schweizer=Neutralität eine Illusion; sobald Frankreich angegriffen werde, müsse die Schweiz sich schlagen. — Wir dächten, das sollte auch umgekehrt gelten, wenngleich der „Moniteur" vom Dezember 1856 diese Wahrheit nicht gelten lassen wollte. Natürlich ist die Napoleonische Mediations=Akte die bestmögliche Verfassung der Schweiz, der sie nachzustreben hat, um allmälig die Vollkommenheit zu erreichen (1833). Der Verfasser spricht die größte Bewunderung für die helvetische Freiheit und den Schweizer Nationalcharakter aus; er sieht ein, daß die Schweizer Freiheit zu den Bollwerken Frankreichs gehört, und scheint den Fall, daß diese Freiheit und Unabhängigkeit von Frankreich selbst bedroht wer=

den könnte, gar nicht als möglich zu statuiren. Freilich ist das vor der Zeit geschrieben, wo die ihm gewährte Gastfreundschaft zu den Drohungen Louis-Philippe's Veranlassung gab. — Einer der vier Bände enthält ausschließlich die gesammelten Proklamationen, offiziellen Reden und Briefe seit dem Jahre 1848, von der Zeit an, als Louis Napoleon die Kandidatur für die Assemblée constituante bescheiden zurückwies und sich momentan aus Frankreich entfernte, „um der provisorischen Regierung keine Verlegenheiten zu bereiten," bis zu den letzten großen kaiserlichen Demonstrationen, den Staatsstreich, die Heirath, den orientalischen Krieg, die Weltausstellung und den Thronerben einbegriffen.

Noch keine französische Zeitschrift hat bis jetzt über die offiziöse Anzeige dieses Werkes hinauszugehen gewagt, selbst die dem Hofe angehörigen Blätter nicht. Wie es scheint, fürchten selbst die publizistischen Sykophanten, sich in Verlegenheiten zu stürzen, wenn sie die, in diesen Bänden niedergelegten, theoretischen Grundsätze anders, als mit der äußersten Vorsicht, zitiren wollten; bald würden sie riskiren, eine geheime Absicht zu verrathen, bald, einen schreienden Widerspruch aufzudecken!

Somit bleibt noch die Frage übrig: Warum die Ausgabe veranstaltet worden ist? — Aber diese Frage hängt mit mehreren andern zusammen: Warum hat man die Herausgabe der Korrespondenz zwischen Napoleon I. und König Joseph gestattet, in welcher das imperialistische Polizei-System in seiner ganzen Nacktheit erscheint? — Warum hat man des Doctor Véron detaillirte Geschichte des Staatsstreichs (in den „Memoiren eines Bourgeois") passiren lassen? Vielleicht um das Bewußtsein der Stärke zu dokumentiren, vielleicht um gegen gewisse Anklagen das Prävenire zu spielen, so lange man das Heft in Händen hat und über die Kritik gebietet; vielleicht, weil man an die unendliche Dummheit des großen Publikums glaubt.

Wir zögern, diese Fragen zu beantworten, aber wir fühlen, daß die uns auffallende Handlungsweise einem praktischen System angehört, welches sich der komplizirtesten Mittel bedient, um — in der innern, wie in der auswärtigen Politik — die öffentliche Meinung systematisch irrezuführen. Und wer das Alles nicht gelten lassen wollte, der möge zunächst annehmen, daß unter dem kaiserlichen Hermelin das Herz des Schriftstellers schlägt, der seine Werke nicht untergehn lassen mag.

## 10.

## Die cäsarischen Theorien in Frankreich.

(1858.)

Eine Regierung, die in ihrer Entstehung gewaltsam, ihrem eigentlichen Inhalte nach autokratisch, in ihren Verwaltungs-Grundsätzen eklektisch ist, und die doch nicht müde wird, ihr „Prinzip" zu suchen und zu diskutiren, ist jedenfalls eine seltsame Erscheinung. Es ist eine gefährliche Schwäche des Kaiserthums, daß es, weit entfernt sich als vollendete Thatsache hinzustellen, durch geschraubte, theoretische Untersuchungen selber zur Kritik seines Ursprungs auffordert, und, was es besser mit Nacht und Schweigen bedeckte, immer wieder von Neuem an das helle Licht der Diskussion heranzieht. Diese Schwäche verräth das Bewußtsein der Schwäche, und das ist eben das Gefährliche. Alle kaiserlichen Reden tragen das Gepräge einer doktrinären Entschuldigung der Existenz des Kaiserthums, alle offiziellen Kundgebungen weisen darauf zurück. Die Armee, welche jubelt, befestigt den Thron, wie es in allen Bülletins heißt;

folglich würde er wanken, wenn sie schwiege. Troplong, der Senatspräsident, sagte im Ackerbauverein des Eure-Departements (Normandie): „wie die Rede von Bordeaux („„das Kaiserthum ist der Frieden!““) das Kaiserthum begründet habe, so habe die Rundreise durch die Normandie und Bretagne dasselbe befestigt!“ Troplong kam, selbst bei dieser Gelegenheit, auf sein altes Steckenpferd, den Parallelismus der Cäsaren zurück, indem er sich jedoch gegen die Nutzanwendung erklärte, daß das gegenwärtige Frankreich mit dem kaiserlichen Rom, dem Rom des Verfalls, zu vergleichen sei. Die Answanderung des Landvolkes in die Städte, welche so viel besprochen und so lebhaft beklagt wird, bedroht Frankreich nicht, wie das römische Reich, mit der Verödung der Felder. Es fehlt jetzt, nach Troplong, nicht an arbeitenden Händen, sondern die Aufgaben der Handarbeit haben sich rasch vervielfältigt. Das moderne Prinzip, die freie Vertheilung des Bodens, verbürgt uns einen freien und zahlreichen Bauernstand. — Troplong mag hierin gegen die Jeremiaden gewisser reaktionärer Nationalökonomen Recht haben, aber warum das Alles an das Kaiserthum anknüpfen? Macht das Kaiserthum in der That, wie das französische Sprüchwort sagt, den Regen und den Sonnenschein?

Wie dem auch sei, das Kaiserthum hat das Bedürfniß gefühlt, seine eigene Geschichtsphilosophie zu haben, an deren Schluß es selbst im bengalischen Feuer hervortritt, und um diesem Bedürfnisse abzuhelfen, hat sich Herr Hippolyte Castille vor die Bresche gestellt. Dieser Mann gehört zu den nützlicheren Schriftstellern des Imperialismus, weil er eine demokratische Vergangenheit hat, in welcher er sich einen gewissen Styl, etliche Gedanken und selbst einen kleinen Leserkreis erworben hat. Die Belmontet, Barthélemy und einige bewaffnete Literatur-Korsen, deren ganzes Evangelium in Lascases' »Mémorial de Sainte-Hélène« besteht, machen ebensowenig Wirkung, als jene literarischen Condottieri des

„Constitutionnell“ oder „Pays“, welche noch jeder Regierung mit gleichem Eifer gedient haben. Dagegen sind Leute, wie Hippolyte Castille oder Paulin Limeyrac, die sich den Uebergang von der Demokratie in das kaiserliche Lager durch einen kurzen Feldzug gegen die verhaßten „Doktrinärs“ gebahnt haben, sehr willkommene und gutbesoldete Hülfstruppen. Als die „Montagne“ im J. 1851 in der Hitze des Gefechtes einen Augenblick lang gegen die konservative Majorität die Partei des Prinz-Präsidenten ergriff, beging sie einen folgenschweren, aber verzeihlichen Fehler, den sie gleich bereut und schwer gebüßt hat. Die Literaten aber, welche dieses momentane Mißverständniß zur dauernden Operationsbasis ihrer publizistischen Thätigkeit erheben, stehen nicht höher und sind nicht respektabler, als die kritischen Plänkler in Deutschland, welche Rußlands Zukunft preisen, während sie den Parlamentarismus in Belgien und England anfeinden.

Das neue und schon lange angekündigte Buch des Herrn Castille, welches die vorstehenden Betrachtungen in uns angeregt hat, trägt folgenden charakteristischen, dreifältigen Titel an der Stirne: „Parallelle zwischen Cäsar, Karl dem Großen und Napoleon. Das Kaiserthum und die Demokratie. Philosophie der Kaisersage (der »Légende impériale«). Man muß gestehen, daß es viel ist für 5 Fr., und auf 22 Bogen. Wie alle Apostaten, fühlt sich Castille gedrungen, zuerst von der Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugungen zu reden. Seine Forschungen, seine Ansichten wurden 6—7 Jahre lang zurückgehalten und werden jetzt erst veröffentlicht, weil jetzt „alle Cadres der Verwaltung besetzt sind.“ Welch' ein kostbares Argument! Thue Recht und scheue Niemand, auch wenn die Regierung keinen Pfennig mehr zu ihrer Verfügung hat! Es ist aber unverzeihlich, daß Herr Castille so lange mit seinen Entdeckungen hinter dem Berge gehalten hat.

In der Einleitung wird mit Gründen, die in Deutschland längst zu den Gemeinplätzen gehören und auch in Frankreich schon außer Cours gesetzt sind, die Theorie des unendlichen Fortschritts in der Geschichte geläugnet, wobei denn der Verfasser die Turgot, Condorcet, Pierre Leroux und Proudhon mit leichter Mühe überwindet. Dies scheint mir eine gefährliche Art der Kriegführung. Wenn man, um das Kaiserthum dialektisch zu begründen, den Fortschritt, die Freiheit und die Gerechtigkeit als hohle Abstraktionen verwerfen muß, so wäre es wohl besser, gleich alle Diskussion abzuschneiden und „glücklich zu sein, doch ohne Lärmen.“ Dieses Journalistenvolk gehört doch überall zu den enfants terribles und ist nie ganz zu disziplniren! Bei dieser theoretischen Einleitung weiß man nicht recht, ob der Verfasser zu den absichtlichen oder zu den unwillkürlichen Hohlköpfen gehört. Seine Negation des Fortschrittes führt ihn zu folgenden Sätzen: „Die Freiheit besteht in der National-Souveränität (nicht: Volkssouveränität); der Fortschritt in der nationalen Entwickelung.“ Wir werden diese unbestimmten Redensarten um so weniger zu prüfen und zu widerlegen suchen, als man sie bei dem Verfasser selbst an ihren Früchten erkennen wird. Jede Regierungsform ist ihm die Herrschaft einer Klasse, und die Demokratie ist nach ihm die Herrschaft des Proletariats, mit was für Phrasen man sie auch verbrämen möge. Aber diese Demokratie ist zugleich das Ideal Hippolyte Castille's. Darin sieht er die Zukunft; das Proletariat (nicht das Volk) wird kein großes Jahrhundert haben, wie es die Monarchie unter Ludwig XIV. gehabt hat. Die Liberalen, welche das Proletariat in den Bürgerstand auflösen wollen, sind, unserem Autor zufolge, utopische Träumer. Ein solcher Fortschritt ist nicht nur eine Chimäre, es wäre ein großes Unglück! — Das Proletariat soll und muß (vergl. S. 35) ohne Besitz bleiben, seine Mission ist, ohne Individualität zu sein

und als Masse zu wirken; es soll seine Wirkungen nur als Masse erreichen, „wie die Kathedralen des Mittelalters und die Singvereine“ (wörtlich!). Warum spricht er nicht auch von den Pyramiden und der großen Armee? Das Volk wird sich für solche Missionen bedanken, für welche man freilich eines Proletariats bedarf.

Natürlich kann die neue Aera, wie Castille sie auffaßt, nicht durch liberale Institutionen eingeweiht und entweiht werden, — diese würden das Proletariat nur in den Bürgerstand erheben, o bejammernswerthes Loos! — sondern durch die starke Initiative der Centralgewalt, die, um desto stärker zu sein und um zur wahren Solidarität durchzudringen, auf Usurpation beruhen muß. (s. S. 38). Also fort mit der verächtlichen Legalität! Während die Republik immer nur eine maskirte Oligarchie der Celebritäten sein kann (sie ist es, nach Castille, auch in Nordamerika), ist das usurpirte Kaiserthum die Herrschaft der „Kollektivmasse“, Proletariat genannt, und seine „Idee“ besteht in folgenden Dingen: „gouvernementale Initiative, — Kollektivmacht, — die Nation in Waffen, — Wechselseitigkeit und Garantie.“

Das ist das eigentliche Programm der Cäsaren, welche, wie jener erste Cäsar, im Namen des Proletariats die Oligarchie gestürzt haben. Castille stellt sich an, als habe er den Cäsar entdeckt, oder zum allerwenigsten, als habe er allein ihn verstanden, während doch, sogar in Frankreich, die historische Kontroverse in dieser Beziehung längst erschöpft und die Mommsensche Anschauung, in Troplong, schon vor 3 Jahren von L. de Rouchaud schlagend widerlegt worden ist. Aber Castille geht weiter, als sein gelehrter Vorgänger; er entwickelt das »panem et Circenses« der Cäsaren als die höchste Blüthe der politischen Weisheit; er beweist, daß Cäsar's Laster (»omnium mulierum vir et omnium virorum mulier!«) ein wesentliches Bestandtheil seiner Größe und namentlich seiner Herrscherqualität war. Selbst

der „Ehrgeiz," der in der Einleitung als eine der häßlichsten Eigenschaften des Demagogen gebrandmarkt wird, wird hier auf einmal philosopisch definirt als „das Streben nach Einheit durch das Beherrschen des Ich." Daraus folgt, daß Cäsar seines Ergeizes wegen von der Vorsehung zur Herrschaft berufen war! — „Wenn wir in Cäsar den Hermaphroditen (»l'androgyne«) des Genusses finden, so finden wir auch in ihm den Hermaphroditen des Genies; Cäsar war Schwert und Gedanke zugleich." Der Rubicon ist Cäsar's 18. Brumaire. Wer wäre heute noch so bornirt, dabei von Gesetz oder Tugend zu reden! Denn „die Staatsstreiche sind das nothwendige Gegengewicht gegen die gesetzlichen Umgehungen des Rechtes" (s. S. 104). Fällt Einem bei solchen Definitionen nicht Platen's „reisender Rubel" ein: „Was ist der Mensch? Ein Schuft! — Und schüttelst du das Haupt dazu, — So leg' es in die Gruft!"

Nachdem Castille einmal den Begriff „Proletariat" für den Begriff „Volk" eingeschmuggelt, Republik und Oligarchie verwechselt hat, eskamotirt er die Einheit an die Stelle der Demokratie. »Et le tour est fait!« Warum aber hat Cäsar, dieser providentielle Usurpator, dessen Diktatur die größte Wohlthat für Rom war, keine Staatsform begründet? Darauf bleibt uns Hr. Castille die Antwort schuldig. Er verläßt Cäsar an dieser Stelle, um den großen Frankenkönig in seiner belletristisch-historischen Retorte zu verarbeiten. Auch Carolus Magnus hat die Anarchie und die Oligarchie zu bekämpfen und thut es im Namen des Proletariats. Aber mit ihm wird es nicht so genau genommen, und seine (nach Castille „unnatürlichen") Laster sind nur Details des Privatlebens ohne geschichtsphilosophische Bedeutung, doch waren sie der Analogie wegen erwähnenswerth.

Der dritte Theil der Castille'schen Trilogie hebt mit den Worten an: „Cäsar, Ausdruck des römischen Rechts

und der politischen Einheit, ward das Ideal der Gallier. Karl der Große, Ausdruck des Ritterthums und Feudalrechtes, wurde das Ideal des Mittelalters. Napoleon I., Ausdruck des modernen Rechtes und der französischen Revolution, wird das Ideal des neunzehnten Jahrhunderts bleiben.“ Dann heißt es: Wie in Strauß's „Leben Jesu“ die deutsche Philosophie ihr höchstes und letztes Resultat erreicht habe (!), so sei die französische Politik mehrerer Jahrhunderte in Napoleons Leben resumirt! Deutschland sei vor Strauß's Buch zurückgeschreckt, aber das demokratische Frankreich schrecke vor Napoleons Bild nicht zurück!

Die Geschichte der revolutionären Laufbahn Napoleons veranlaßt Castille, dessen Verhältniß zu Robespierre mit seinem Haß der Anarchie zu erklären, und das triviale Vorurtheil, welches man noch immer gegen politische Renegaten hege, noch einmal gründlich zu bekämpfen. Das Beste, was übrigens bei dieser geschichtlichen Entwickelung vorkommt, ist dem dritten Band der gesammelten Schriften Napoleons III. fast wörtlich entnommen. Die nüchterne Logik des Epigonen spricht mehr für wirkliche Ueberzeugung, als das schöngeistige Flackerfeuer des gedungenen Speichelleckers. Ueberhaupt ist Castille ungeschickt, er berührt Punkte, die er besser mit Stillschweigen überginge, und beweist oft das Gegentheil seiner Thesis, weil er zu viel beweisen will. Warum z. B. kommt er wiederholt auf die Moralität der Staatsstreiche zurück, auf den Verfassungseid? „Nicht der Usurpator verletzt ihn, sondern die Nation,“ sagt er. „Der Treuschwur eines Beamten, der Republik geleistet, hört mit dem Staats-Vertrage (der Verfassung) selbst auf.“ „Der Huldigungseid eines Beamten an einen Monarchen dagegen bindet an die Person, auch wenn der Titel verloren worden.“

„Die Ideen sind mächtiger als die Leidenschaften,“

sagt Castille, „und Napoleon I. hatte zwei (!!) Ideen: den Glauben an die erlösende Kraft der Autorität und das National-Gefühl.“ Die bisherigen Apologisten à la Castille, welche die Usurpation zur Demokratie umfälschen wollten, hatten Napoleon „das Schwert der Revolution“ genannt. Castille geht weiter. Ihm ist Napoleon der wahre Gründer des modernen Staates, der Reformator der europäischen Menschheit. „Cäsar ladet die Völker zur römischen Einheit ein, aber er absorbirt sie darin. Karl der Große, Schutzherr der Nationen, entwirft die Grundzüge eines europäischen Staatenbundes. Napoleon I. gibt die vollständige Idee desselben.“ — Napoleon I. arbeitete für die deutsche, skandinavische, italienische, griechische, türkische, rumänische u. s. w. Einheit. „Er hat den deutschen Bund erfunden.“ Aber seine größte Leistung, sein Meisterstück, das war die Auflösung der Parteien: er hat die Ideologen, die Utopisten, die Raisonneurs aus dem Tempel gejagt, um der „Nation“ darin Platz zu machen. Leider hat sich das ideologische Ungeziefer nachher wieder in dem Tempel eingenistet, so daß der Neffe sich, 40 Jahre später, dasselbe Verdienst erwerben mußte.

Das Castille'sche Buch, so viel Anläufe zum Dithyrambischen es auch nimmt, ist nicht geschrieben, um die Napoleonspoesie, welche unter der Berührung mit der rauhen Wirklichkeit etwas gelitten hatte, wieder aufzufrischen. Dazu hätte man einen Méry oder Théophile Gautier gebraucht. Bei Castille sind die politischen Nutzanwendungen auf die Gegenwart die Hauptsache. Wir übergehen daher die epischen Parthien, und eilen zum Schlußkapitel: „die beiden Prinzipien.“ Darunter wird die Freiheit und die Autorität verstanden, welche sich gegenseitig ausschließen. Die Freiheit muß der Autorität geopfert werden. Und im Interesse der Autorität müssen Frau v. Staël und Benjamin Constant, 30 Jahre nach ihrem Tode, von dem edlen Hippo-

lyte Castille nachträglich verleumdet werden. — Ein Pröbchen von der Dialektik des Verfassers: „Guizot war während der 100 Tage bei Ludwig XVIII. in Gent“ (wollte Gott, daß Das seine einzige politische Sünde gewesen wäre!) „und Villemain hat dem Kaiser Alexander I. von Rußland eine Glückwunschs-Rede gehalten.“ „Folglich vertritt der parlamentarische Liberalismus in Frankreich nichts als die zweite Emigration und das geheime Einverständniß mit den Feinden des Vaterlandes.“ Was für Folgerungen könnte man nicht mit dieser Methode aus den Huldigungen ziehen, welche die liberale Opposition der dreißiger und vierziger Jahre seit Armand Carrel thörichter Weise dem Bonapartismus gezollt hat! Selbst der heutigen Opposition der Anspiegelungen (opposition allusionelle) gegenüber, welche der Verfasser mit so großer Verachtung behandelt, als wäre es ihre Schuld, daß sie auf bloße Anspielungen beschränkt ist, weiß Castille nichts Besseres, als zu schimpfen, wie über B. Constant und Frau v. Staël. Er verzeiht es den Guizot und Villemain nicht, daß sie nicht ihrer unfruchtbaren Opposition den Sokratischen Giftbecher vorgezogen haben. Hoffen wir, daß Hippolyte Castille ihn einst bereitwillig und mit Anmuth leeren werde! — Für was aber sollten sie sterben, die armen Doktrinärs, welche ihr ganzes langes Leben mit der ausgleichenden Vermittelung zwischen Freiheit und Ordnung zugebracht haben, wenn nun zufällig die Ordnung, ich will sagen die Autorität, ein wenig das Uebergewicht gewonnen hat! Man stirbt nicht für so wenig! Freilich, diese Autorität ist, nach Castille, zugleich der Sieg der Demokratie, d. h. eines Proletariats, für welches Alles geschieht, das für sich selber den Louvre baut und die Parks pflanzt, und das im Kaiserthum seinen höchsten Ausdruck findet. »Le grand Siècle du prolétariat!« Nur übersehen die französischen Publizisten in der Regel, daß ihre „großen Jahrhunderte“ jedesmal zur Verkleinerung Frankreichs beigetragen haben.







Das Castillesche Buch ist in diesem Punkte ebenso naiv, als seine Vorgänger, es ist ein neuer Beleg des alten Satzes, daß allzuscharf schartig wird und daß blinder Eifer den Gegnern nützt. Es ist eine unbewußte politische Satyre, welche der eigene Verfasser irrthümlicher Weise für baaren Ernst hält. Immerhin ist es auch beachtenswerth, daß der feile Kultus der Usurpation dieselben Blasen treibt, wie der Höflingsdienst des Gottesgnadenthums.

**Nachtrag zu S. 141. Z. 6 von oben.**

Sogar Hassenpflug entkam den Verurtheilungen durch Berufung auf seine eigenthümliche Auslegungsweise der kurhessischen Verfassungsurkunde. Man denke sich nun gar das interpretationsfertige Ministerium Bismarck vor Gericht! — Und andererseits vergegenwärtige man sich auch, was aus der Strafjustiz überhaupt werden müßte, wenn jedem gemeinen Verbrecher erst seine Bekanntschaft mit den Gesetzen und deren ganzer Tragweite nachgewiesen werden müßte, zum Beispiele dem Falschmünzer, daß ihm auch bewußt gewesen, die Nachbildung ausländischer Geldsorten sei ebenso strafbar, wie die der einheimischen.

